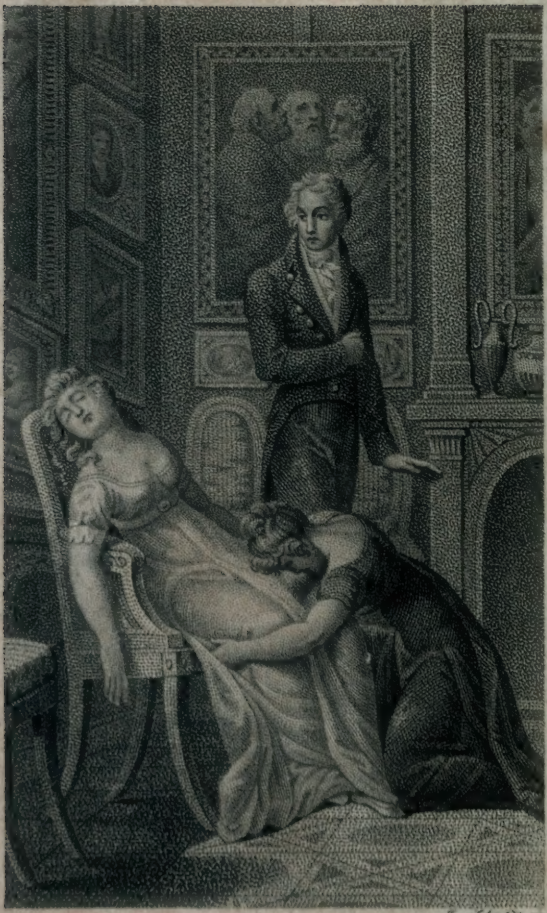
741

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/frauenwrde03pich


Jos. Schmidt sc.

Frauenwürde.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Der übel Größtes ist die Schuld.

Schiller.

Dritter Theil.

Wien, 1818.

Im Verlage bey Anton Pichler.

PT
2445
P8F7
1818
v.3-4

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

Frauenwürde.

Erster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Freudenwald den 5ten August 1811.

Du hast lange nichts von mir gehört. Zu wild bewegt sich das Leben in stets wechselnden, und meist peinlichen Gestaltungen um mich her, und treibt aus seinen innersten Tiefen Schauergebilde und düstere Nebel hervor, die mich bald schrecken, bald in unbestimmt schwankenden Formen das Ärgste fürchten lassen, und zuletzt wieder in nichtigen Duft zerfließen. Warum kann nur ich allein keine Ruhe finden? Ich habe errungen, was ich für die höchste Blüthe irdischer Seligkeit hielt, ich halte es fest, und zu dem Bewußtseyn des Besitzes kommt das lohnende Gefühl angewandten Strebens, und vergoltener langer Leiden. Ludwigs Herz war nicht leicht zu erobern. Tausend Ungeheuer, alte Vorurtheile, frühere

Gewohnheiten, falsche Schaam und Menschenfurcht mußten bekämpft werden. Jetzt ist er mein, er hängt mit heißer Liebe an mir, und dennoch — dennoch kann ich meines Glückes nicht ganz froh werden. So lang Leonore in unserer Nähe lebte, und die nöthige Schonung dieses Verhältnisses ihn mit tausend kleinen Banden gefangen hielt, schrieb ich die Störung meiner Ruhe diesem unheilbringenden Einflusse zu. Ich glaubte, daß mit ihrer Entfernung alle beengenden Verhältnisse gelöset, alle peinlichen Rücksichten, die mich hier zur Verläugnung meiner innersten Grundsätze, dort zu kleiner List zwangen, aufhören würden, und ich sah diesem Ereigniß, wie der Jahre lang Gefangene dem Moment der gelösesten Fesseln mit Sehnsucht entgegen. Es trat ein, und mein Zustand ist nicht gebessert.

In den ersten Tagen nach ihrer Abreise lag eine düstere Beklommenheit, wie ein trübes Gewölk, auf seinem Geist. Es war das Gespenst seines Weibes, das ihn mitten in dem seligsten Umfangen glücklicher Liebe aus meinen Armen emporscheuchte. Er schont sie mehr, als recht ist, mehr, als sich mit dem, was er sich als Mann, was er mir schuldig ist, verträgt, und ich werde manchmahl versucht zu glauben, er liebe sie noch.

Nach und nach ließ zwar diese beengende Unruhe von ihm ab, und er kehrte wieder zu seiner freundlichen Stimmung zurück. Da fingen die Nattern des Neides und der Klatscherey an, um ihn zu zischen, und sein sonst so stolzes Herz vermag durchaus nicht, dieß mit Ruhe zu ertragen. Auch klagt er über wiederhohlte Beleidigungen, die ihm Dein alter Bekannter, Lothar, zugefügt habe, der allerdings in Ansichten, Geistesrichtung und Betragen das in einer seltsamen Laune der Natur aufgestellte Widerspiel Fahrnau's zu seyn scheint. Diese zwey Wesen müssen sich hassen, weil, wie Leonore von Tasso und Antonio sagt, die Natur nicht Einen Mann aus ihnen Beyden machte.

Wahrlich, Lothar könnte bey dieser Mischung nur gewinnen, und auch Ludwig manches drückenden Bandes los werden, wenn er Etwas, ach nur Etwas von des democratischen Freundes kühner Verachtung der Meinung der Menge, und von jener unbezwinglichen Selbstständigkeit hätte, die diesen oft zu einem unerschütterlichen Felsen macht, an den, wenn gleich die Fluth an ihm zerschellt, und die Gewitter mit ihm kämpfen, sich doch die Hütte des Landmanns zuversichtlich lehnt.

Vor einiger Zeit kamen sie hart aneinander. Fahrnau wollte sich über den Streitpunct und den eigentlichen Hergang der Dinge nicht recht gegen mich erklären. Es war eine Ehrensache, die, wie er meint, nicht vor das Tribunal seiner Freundinn gehöre. Sie sollen sich geschlagen haben. Andere sagen, nicht Lothar, sondern der Capitän Fierolles, der Bruder Deines Freundes, wäre mit Ludwig in Streit gerathen, und hätte ihn gefordert. Es wurde darüber eine Menge geschwazt, und man nahm davon sogar Gelegenheit, den Fürsten gegen Fahrnau einzunehmen, der ohnehin nur für jenen als Mensch, aber nicht für den Hof taugt. Alles das führt denn manche trübe Wolke vor Ludwigs Stirn, und er spricht mit ziemlichen Ernst davon, seine Stelle, die er nur gezwungen übernommen, niederzulegen. Das taugt aber durchaus nicht in meinen Plan. Es würde ein sehr störendes Getriebe in den stillen Gang meiner Hoffnungen werfen. Wäre er frey, wohin könnte, wohin würde er mit jener Schicklichkeit die der Abgott seines Herzens ist, und der er Alles aufzuopfern vermag, sich hinwenden, als nach seinen Besitzungen, und zu Leonoren? Darum kann ich es nicht zugeben. Er muß durchaus hier bleiben.

Übrigens glaube ich zu bemerken, daß auch Lothar Fahrnau's Entfernung vom Hofe sehr gern sehen würde. Er haßt Ludwig. Seit dem letzten Vorfall ist die Feindschaft offenbar ausgebrochen, und wer weiß, wie mancher geheime Pfeil selbst durch ihn, der hier sehr bedeutende Verbindungen hat, auf Fahrnau abgesendet wurde. Wenigstens sucht er bestimmt ihn auf alle Art zu reizen. Er nähert sich jetzt auffallend unsern Kreisen, erscheint mit allem Glanz und Trotz, den ihm sein Einfluß und seine Denkart gibt, und besucht öfters sogar mich in den Stunden, wo ich Fremde sehe.

So stehe ich mit meiner Liebe, die so ganz und gar nichts mit jenem Treiben der Menschen zu schaffen hat, mitten in den gährenden Wirbeln kämpfender Gewalten, und kann nichts bewirken, um sie zu stillen, ja nicht einmahl versuchen, mich daraus zu retten, so lange Ludwig hier ist, an den einmahl mein Schicksal für diese Erde gebunden ist. Wirst Du mich nun wieder ungenügsam und verschroben nennen, wenn ich mich in so feindlichen Berührungen des auf allen Seiten roh andringenden Lebens nicht glücklich fühle? Ach! Was jedem vom Geschick Verfolgten Balsam in den Wermuthskelch träu-

felt, was den Ermüdeten freundlich in seine Arme nimmt, und am vertrauten Busen ruhen läßt, die Liebe und innigste Freundschaft, wird für mich zu Gift und Qual, und treibt mich schonungslos aus dem ersehnten Ruheplatz! Und ich soll nicht klagen?

Zweyter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Freudenwald den 12ten August 1811.

Alles scheint sich verschworen zu haben, mir das Leben hier zur Hölle zu machen, und die empfindlichsten Schläge kommen gerade von der Hand, von der sie am wenigsten zu erwarten waren, ja von der sie, bey Gott! nie kommen sollten.

Was ist aus mir geworden, Bruder, seit ein wunderbares Geschick mich mit diesem unbegreiflichen, unwiderstehlichen Wesen zusammengeführt? Ein Jahr ungefähr ist jetzt darüber hingegangen. Wo stand ich damahls? Wo stehe ich jetzt? Nein! Ich kann, ich darf mich nicht länger täuschen. Ich liebe Rosalien mit aller Gluth der höchsten Leidenschaft. Einmahl von dem ersten Funken ergriffen, war keine Besin-

nung, kein Kampf mehr im Stande, dem Auflodern der Feuersbrunst zu wehren, die mein ganzes Ich, und, ich fühle es, mein Glück ergriffen hat. Jetzt, jetzt verstehe ich Leonorens Besorgnisse und ihre gezwungene Haltung. Sie glaubte damahls schon gegenwärtig, was erst später wurde; sie hatte mich verurtheilt und aufgegeben, ehe ich schuldig war.

So sehr ich aber mein tiefes Unrecht gegen sie fühle, so sehr fühle ich auch das ihre. Sie hätte mich nicht verlassen sollen! Daß sie es that, ist mir der unwiderleglichste Beweis, daß ihre Liebe sehr ruhig ist. Und das ist es, was mich im Innersten quält. Ist es Gewohnheit, Eitelkeit, tiefgegründete Neigung? Ich weiß es nicht. Aber der Gedanke, Leonoren gleichgültig zu seyn, schmerzt mich tief.

Auch Rosalie quält mich, nur auf ganz andere Art. Jener verächtliche Mensch, den die öffentliche Erklärung seiner Nichtswürdigkeit nicht aus meinen Umgebungen zu vertreiben im Stande war, fängt jetzt an, sich auch ihr zu nähern, und sie duldet es nicht bloß, sondern scheint wohl gar Gefallen an seinem sophistischen Geschwätze zu finden. Sie sieht ihn bey sich, obwohl ich sie dringend gebethen habe, es nicht zu thun. Sie

scheuet sich, sagt sie, ihm das zu sagen; aber sie scheuet sich nicht, Etwas zu thun, was mir mißfallen muß.

Der schlaue Wüstling weiß ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, und das ist es, was ihr seinen Umgang so anziehend macht. Sein Witz erschöpft sich in Sophismen, die unter allgemeinem Tadel das feinste Lob für sie enthalten. Er gibt ihr seine wüste Welterfahrung für Lebensphilosophie, und seine kalte Menschenverachtung dient ihr zur schneidenden Folie. Sie sieht sich allein geachtet, wo alles Andere in den Staub getreten wird, und so glaubt sie ihm die herzlos hingeworfenen Bemerkungen, die sie allein von der großen Anzahl der Weiber auszunehmen scheinen, die er verführt, und dem Elend preisgegeben hat.

Ich kenne jetzt einige Theile seiner Lebensgeschichte. Er ist der Sohn armer, aber rechtlicher Bürgersleute aus den Rheingegenden. Dem Willen des Vaters zuwider, der ihn zu einem Handwerk bestimmt hatte, riß ihn sein unbändiger Ehrgeiz hin, ein öffentliches Amt und Ehrenstellen zu suchen. Seine Eitelkeit beleidigte bald seines Gleichen, und sein vorlauter Witz machte ihm seine Vorgesetzten abgeneigt. So sah, oder glaubte er sich zurückgesetzt; aber nach seiner

Meinung waren seiner Beförderung nicht das Ungeschick, womit er sich allen hergebrachten Formen widersetzte, und nicht der Trotz, womit er Alles tadelte und besser wissen wollte, sondern bloß die Vorrechte höherer Classen entgegengestanden. Diese wurden daher bald der Gegenstand seines Hasses, weil sie der seines Neides waren, und mit rachedürstendem Herzen schloß er sich an das System der Weltstürmer an, die eben damahls mit frischem Glanz und kühnem Muth in den Gegenden, wo er lebte, alte Sitte und alten Glauben zu stürzen gekommen waren. Er ließ sich selbst gegen sein Vaterland brauchen, und verließ es mit ihnen, weil er sich nach ihrem Abzug in der Heimath nicht mehr sicher glaubte. Seitdem hat er die Welt unter verschiedenen Masken durchstreift, hier als Künstler, dort als Offizier, da als Banquier an der Pharobank, überall ein eifriger Anhänger und Beförderer seines Systems, und gelegentlich Spion.

Es ist unbegreiflich, wie sich Rosalie über dieſen Menschen ohne Glauben, ohne Tugend, ohne Grundsätze, so sehr täuschen, und über seinen Geist und seine Kenntnisse alle seine Laster und Nichtswürdigkeiten, mit denen ich sie bekannt gemacht habe, übersehen kann!

So viel habe ich von ihr erhalten, daß sie ihn seltener bey sich sieht, ja sich auch, wenn es möglich ist, verläugnen läßt, und ihn auf diese Weise nach und nach entfernen will. Sie zu einem raschen Schritte zu bewegen, war unmöglich. Sie fürchtet ihn, ja sie fürchtet auch für mich, wie sie sagt, wenn sie ihn offenbar beleidigen würde.

Was könnte der Elende gegen mich beginnen? Das Schlimmste, was er mir nach seiner Ansicht zufügen würde, wäre, wenn er, die Zahl meiner Feinde am Hofe vergrößernd, früher zu bewirken suchte, was sie meinen Sturz nennen. Aber das ist es eben, vor dem mir am wenigsten bangt. Die beständigen Gegenwirkungen, die ich in Ausübung meiner Bestimmung von so vielen Seiten erfahre, dienen wahrlich nicht dazu, sie mir noch länger wünschenswerth zu machen, und ich würde schon jetzt keinen Augenblick anstehen, meinen Platz zu verlassen, wenn Graf Helfenstein hier wäre, den ich für einen Mann halte, welcher meine Stelle mehr als ersetzen wird, und in dessen Hände allein ich das theure mir anvertraute Pfand, an das eine voll erwiederte väterliche Zuneigung mich bindet, übergeben will.

Dritter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Freudenwald den 15ten August 1811.

Eine neue Art von Qual und Unruhe erhebt sich für mich, liebe Bertha, und aus den freundlichsten Beziehungen steigen, wie giftige Dämpfe aus den bunten Blumen der Tropenländer, nur verderbliche Folgen für mich empor.

Ich habe Dir geschrieben, daß Lothar seit einiger Zeit mich öfters besuche. Es ist kein gefälliger Geist, der in ihm waltet; aber es ist eine Kraft und eine Sicherheit in seinem Gemüth, die ihn über die armseligen Verlegenheiten des gewöhnlichen Lebens, so wie über alle Vorurtheile und Schwächen hinwegführen. Er weiß bestimmt, was er will, er will es kräftig, und hat Besonnenheit und Muth genug, es bis ans Ende, das ihm immer klar vor Augen steht, zu

verfolgen. Solch ein Gemüth spricht uns allerdings nicht angenehm an, ja es hat für Jene, die seine Überlegenheit fühlen, etwas Drückendes. Ich möchte noch ein Wort aus Göthe's Tasso auf ihn anwenden: Es läßt sich nicht an seinem Busen ruh'n, doch läßt sich ihm vertrauen.

Ich habe ihn einst gefürchtet. Es lag immer etwas Spöttelndes und Lauerndes in seinen Zügen. Er gefiel sich darin, mich und Andere in kleine lebhafte Streitigkeiten zu verwickeln, mit Sophismen zu spielen, uns die Waffen in der Hand umzuwenden, und sich zuletzt an der Verlegenheit zu ergötzen, in die sein Witz und seine Scheingründe uns gesetzt hatten. Es schien mir kein Gemüth in dem Menschen zu seyn, und ich fühlte mich daher durch seine Gegenwart ziemlich eingeengt, obwohl mein Geist sich bald in dem bunten Spiele des seinigen gefiel, und bald von dessen mächtigen Schwingen, wenn es ihm beliebte, sie für einen ernsten Gegenstand zu entfalten, mit Gewalt fortgetragen fühlte.

Vielleicht bin ich ihm mit dieser Ansicht doch zu nahe getreten. Er mag wohl Gemüth haben, nur kein weiches, anschließendes. In ihm herrscht der Verstand vor. Er fordert scharf und bestimmt,

Ursache und Folgen zu kennen. Was sich ihm im wohlthätigen Halbdünkel der Phantasie zeigt, zieht er unerbittlich ans Licht des Verstandes, vor dem dann die täuschenden Farben alsbald verschwinden. Für Gefühle hat er nur kalte Begriffe. Ich bedaure ihn manchmahl darüber, und er lacht mich dafür aus. Dennoch stossen wir uns nicht mehr so grell ab, wie einst; es scheint als wäre ihm der Umgang mit einem weichen, phantasiereichen Wesen Bedürfniß, und ich gebrauche mich seines klaren Verstandes zum Leiter, oft zum Berichtiger meiner Vorstellungen von der Welt, die mein gequältes Herz mir nun freylich anders als andern Menschen, und, ich will es gestehen, nicht immer richtig abspiegelt.

So sehe ich Lotharn eben nicht ungern bey mir erscheinen. Der schroffe Freund kann mir auch vielfach nützen, und ich fühle endlich, daß auch ich ihm etwas bin. Aber Ludwig haßte ihn von jeher, und glaubt sich seit dem letzten Vorfall berechtigt, ihn zu verachten. Er will durchaus nicht zugeben, daß ich ihn bey mir empfange, und ich scheue mich um so mehr, den kalten, spöttelnden Verstandesmenschen geradezu mit der Wahrheit von mir zu weisen, da er mehr

Einfluß hat, als man glaubt, und seine Plane klug und verborgen durchzuführen weiß.

Das habe ich Ludwig offenherzig gesagt, und einen Hekla in dieser Feuerbrust entzündet. Er kennt keine Furcht und am wenigsten vor Lothar. Er besteht seitdem noch heftiger darauf, daß ich diesen nicht mehr sehe, und er hat mir sogar angebothen, ihm die Verbannung aus meinen Hause selbst zu verkünden, wenn ich nicht den Muth dazu hätte. Das darf aber durchaus nicht seyn. Sprechen, offenbar feindlich begegnen dürfen sich diese zwey Menschen nicht, die wie zwey drohende Gewitterwolken an dem Horizont meines Lebens gegeneinander stehen. Es bleibt mir daher beynahe nichts übrig, als, was eines Jeden durchgreifende Kühnheit durchaus nicht dulden will, ohne ihr Vorwissen geschickt und klug zu vereinigen.

Eines ist, was mich in manchen Momenten noch mehr beunruhigt. Sollte es möglich seyn, daß noch ein anderes Gefühl Fahrnau so unversöhnlich machte? — Nein, es ist unmöglich! Er kann in seiner Brust keiner Empfindung Raum geben, die meiner grenzenlos sich hingebenden Liebe nach allen Opfern, die sie ihm gebracht, so entsetzliches Unrecht thäte! Er kann

auch nicht auf Augenblicke glauben, daß ich fähig wäre, irgend Jemand außer ihm liebenswürdig zu finden! Lothar erscheint mir vielleicht achtungswerth, gewiß aber furchtbar. So ist es meine Pflicht, still waltend für meinen Freund zu sorgen, und, da er es nicht verträgt, die Wahrheit offen zu hören, auch ohne sein Wissen den Haß jenes Geistes zu entwaffnen, und das drohende Gewitter freundlich über seinem Haupt hinwegzuführen. Darnach habe ich auch meine Maßregeln genommen, und solche Anstalten getroffen, daß ich Lothar nicht mit offenbarer Beleidigung zu entfernen brauche, und Ludwig ihn doch nie bey mir treffen soll.

Vierter Brief.

Mathilde Haller an ihre Schwester.

Aus der Residenz den 17ten August 1811.

Wir haben unsere Wohnung aufs Neue verändert, und gerade jetzt, in der größten Hitze des Sommers, wo Alles, was kann, die Stadt verläßt, unser Haus in der Residenz wieder bezogen. Rosalie fand, nachdem wir zwey Monathe in Freudenwald zugebracht, nun auf einmahl, daß ihr Gartenhaus feucht, dumpf und ihrer Gesundheit nachtheilig sey. Mir hatte es von allem Anfange an so geschienen. Es ist ein Gebäude ohne Stockwerk, zwar unendlich lieblich zwischen Gebüschen und alternden Bäumen nur halb sichtbar an einem Ende des fürstlichen Gartens gelegen, aber für ein so zartes Nervensystem, wie das meiner Dame ist, nicht berechnet. Ob nun hier nur die Liebe zur Verän-

derung, die ein Grundzug dieses wunderbaren Gemüths zu seyn scheint, oder aber vielleicht, wie ich fast fürchte, noch eine andere Absicht an diesem neuen Wechsel der Umgebungen Schuld ist, getraue ich mir noch nicht zu entscheiden.

Es ist nun ein Jahr, daß ihr Verhältniß mit dem Baron von Fahrnau währt; jetzt aber scheint sich eine andere, und, wie ich glaube, noch viel verderblichere Verbindung anzuknüpfen. Jener Lothar, von dem ich Dir schon öfter geschrieben, kömmt seit einigen Wochen sehr viel in unser Haus. Er scheint die Stunden genau zu wissen, wo Fahrnau durch seine Pflicht im Schlosse gehalten wird, und ermangelt nicht, dann bey Rosalien zu erscheinen. Fahrnau hat das erfahren. Wenn man Rosalien auch viele Fehler vorwerfen kann, so ist doch der der Falschheit nicht darunter. Sie macht kein Geheimniß daraus, daß sie Lothar bey sich empfängt, so wie daß ihr Verstand seine volle Rechnung in der Unterhaltung mit diesem originellen Geiste findet. Darüber ist nun Fahrnau sehr aufgebracht. Er hat von ihr verlangt, daß sie Lothar förmlich das Haus verbiethe; aber Rosalie will sich durchaus nicht dazu verstehen. Sie fürchtet, wie sie sagt, den gefährlichen Mann zu beleidigen, und

hofft zugleich noch immer, ihrem Geliebten bessere Ansichten von Jenem beyzubringen, und zwey so ganz heterogene Wesen, die sie achtet, endlich wohl noch zu versöhnen. So mag ihr die Sache auch wirklich erscheinen, und ihre Eitelkeit sich an dem Triumph weiden, den sie durch jene Vereinigung erhalten würde. Aber ich ahne Böseres. Ich traue Lothar nichts als verderbliche Absichten zu, und wünsche nur, daß weder Fahrnau noch meine Dame unter seinen Planen leide.

Auf jeden Fall hoffe ich durch Gottes väterliche Leitung nicht mehr lange unter diesen Mißverhältnissen aushalten zu müssen, und sehe einem Briefe Hermanns, oder vielleicht — o Gott, nach langen Jahren bitterer Trennung! — seiner Ankunft entgegen.

Fünfter Brief.

Bertha von Selnitz an Rosalie von Sarewsky.

* * gau den 20ten August 1811.

Sally! Sally! Was stehst Du im Begriff zu thun? In welches Labyrinth von Verlegenheiten und Verwirrungen willst Du Dich einlassen? Ich war erschrocken, als ich das Ende Deines Briefes, und in ihm den Vorsatz las, Deine Zusammenkünfte mit Lothar, die Fahrnau Dir verbiethen will, heimlich fortzusetzen. Hast Du überlegt, was es sagen will, mit irgend einem Manne, aber vor allem mit Lothar ein Geheimniß zu haben, und Dich dadurch in seine Gewalt zu geben? Kannst Du vergessen haben, wie er von der Welt und unserem Geschlecht denkt? Und sind die verschiedenen Fälle ganz aus Deinem Gedächtniß getilgt, wo er Frauen, die sich seinem schlau berechnenden Geist unterwarfen,

später oder früher seinen Absichten geopfert hat? Auch scheinst Du nicht zu wissen, wie er recht eigentlich mit Fahrnau steht, und woher ihr gegenseitiger Haß entsprungen ist, und ich erachte es daher für Pflicht der Freundschaft, Dich hierüber zu Deiner Warnung und Belehrung ganz aufzuklären, da mir es die Verkettung der Umstände enthüllt hat.

Fierolles Bruder ist, wie Du weißt, bey euch in der Residenz. Er hat geheime Aufträge für politische Zwecke, und Lothar führt die Correspondenz über jene Mission, da Fierolles besser mit dem Degen, als mit der Feder umzugehen weiß. So sind Beyde oft zusammen, und auch vor einiger Zeit bey einer Seiltänzer-Vorstellung gewesen, die viele Menschen versammelte. Fahrnau kam zufällig in ihre Nähe, ganz unkennbar, ohne ein Abzeichen seiner Würde. Das Gedräng war groß, und Lothar erlaubte sich, nach seiner Art, Eigenmächtigkeiten. Fahrnau, dadurch empört, verwies ihm das, und nahm sich der Unterdrückten an. Fierolles gesteht freymüthig in dem Brief an seinen Bruder, daß Recht und Menschlichkeit ganz auf Fahrnau's Seite waren, wie denn überhaupt seit jener Geschichte dieser eben so viel in des feurigen Jüng-

lings Meinung gewonnen, als Lothar verloren zu haben scheint. Sie kamen alle drey aneinander. Lothar forderte Fahrnau, und dieser weigerte sich mit ihm zu schlagen, weil — denke Dir die unerhörte Beleidigung! — Lothar ein Spion sey. Dagegen ersuchte er Fierolles um einen Gang in den Waffen, und der junge Hitzkopf nahm es mit Freuden an. Das Duell hatte am andern Morgen statt, und Fierolles ward unbedeutend an der Schulter gestreift. Der Ehre war genug geschehen, aber in des Jünglings Seele blieb eine hohe Achtung für seinen Gegner.

Daß Du, daß überhaupt Niemand, als die theilnehmenden Personen, von dem wahren Gange der Geschichte wissen, freut mich für Fierolles und Fahrnau. Es zeigt Zartgefühl und Schonung selbst gegen den Feind. Bewahre aber nun auch Du das Geheimniß, und vor Allem laß keinen der beyden Feinde ahnen, daß Du besser unterrichtet seyst, als sie es wünschen mögen!

Kannst Du aber nun glauben, daß Lothar eine so ungeheure Beleidigung jemahls verschmerzen oder vergeben wird? Kannst Du Dich überreden, daß er nicht unaufhörlich darauf sinne, wie er sich rächen möge? Wer weiß, ob

er nicht eben darum jetzt so viel um Dich ist, damit er irgend ein Geheimniß, oder auch nur eine Schwäche Fahrnau's erlausche, die er zu seinen Planen brauchen könnte?

Nimm Dich in Acht, theure Rosalie! Lothar ist ein gefährlicher, ja ein fürchterlicher Mensch. Gibst Du Dich einmahl in seine Gewalt, so bist Du sein auf ewig. Er kann Dir unendlich schaden, wenn er will. Du kannst Fahrnau's Liebe, sein Vertrauen verscherzen, und vielleicht willenlos sogar zum Werkzeug seines Unglücks werden. Überlege das Alles wohl, liebe Freundinn! Rufe Dir zurück, was wir Beyde aus früherer Zeit von Lothar wissen, und richte Dein Betragen mit Vorsicht gegen ihn ein!

Sechster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 23sten August 1811.

Mit Erstaunen, aber zugleich mit der angenehmen Überzeugung, daß Du mich wahrhaft lieben müssest, habe ich Deinen Brief vom 20sten erhalten. Sähe es nicht einer Parodie gleich, die Dich beleidigen könnte, indem sie Deiner besorgten Freundschaft zu spotten schiene, so hätte ich Lust gehabt, den meinigen ebenfalls mit Fragen und Ausrufungen anzufangen. Wie kommst Du zu so traurigen Vermuthungen? Welche Unfälle haben das heitere Gemüth meiner fröhlichen Bertha so düster geschwärzt, daß sie in einer leichten geselligen Verbindung solches Unheil, in einem geistreichen, wenn gleich etwas schroffen, alten Bekannten einen so furchtbaren Unhold ahnet?

Aber nein! Ich will in diesem Tone nicht fortfahren. Es klänge wie Scherz, und mir ist überall nicht scherzend zu Muth. Allerley trifft zusammen, mich zu verstimmen; selbst Deine treue Liebe dient dazu, mich zu beunruhigen, und endlich müssen auch noch Geister der Vergangenheit — ghosts of my departed joys — aus ihren dunkeln Gräbern aufstehen, um mich durch Erinnerungen zu quälen.

Aber vor Allem zu Deinem Brief! Fürchte nichts für mich von dem wunderlichen Verhältnisse, in welchem ich zwischen Lothar und Ludwig stehe! Meine Liebe für diesen ist so groß, daß Deine Winke, welche Besorgnisse für ihn enthielten, mein Gemüth auf einen Augenblick in die heftigste Spannung versetzten. Ich könnte, ich sollte, wenn gleich unwissend, zu seinem Verderben beytragen? O Bertha! Lieber würde ich sterben! — Aber mich dünkt, Du kennest Lothar nicht recht. Er ist Dir früher in Beziehungen, die zu nahe waren, um bey ihrer Zerreißung nicht peinliche Spuren in Deiner Seele zu hinterlassen, in einem unrechten, vielleicht erst zu schönen, und dann zu häßlichen Lichte erschienen. Ich gebe Dir ja zu, daß er kein gemüthliches Wesen, daß er nicht offen,

nicht hingebend, und ritterlich ist, wie Ludwig; aber darum kann er doch streng rechtlich seyn, scharf und richtig denken, und wenn auch nicht schwärmerisch, doch rein menschlich fühlen. Ich möchte sagen, Lothar hat sich durch seinen Verstand, seine Welt- und Menschenkenntniß über den Niveau des geselligen und bürgerlichen Lebens hinausgeschwungen. Er gehört keiner Caste an, aber er erkennt die Menschen aller Stände mit allen ihren Beziehungen und Bedürfnissen im Spiegel seines wasserklaren Geistes. Er wünscht ihr Glück, und sucht es zu befördern. Ob er ganz richtig sieht, wer mag das entscheiden? Sicher wird der, der als Bürger, Bauer oder Gelehrter unter seines Gleichen aufgewachsen, und nur ihre Wünsche kennend, sie zum Maaßstab alles Großen und Nützlichen nimmt, die Welt und die Menschen ebenfalls nicht richtiger anschauen, als der Adelige, der von seinem Standpunct aus die Dinge um sich her, als Ritter und Edelmann, betrachtet. Daraus folgt aber nichts Schlimmes für Lothars Gesinnung.

Du schreibst, daß er persönlich von Ludwig beleidigt worden ist. So hat Dir der junge Fierolles, den Du selbst einen Hitzkopf nennst, berichtet. Lothar spricht geringschätzig von Fie-

rolles Verstande, und über den Verstand ist der, der selbst so feinen besitzt, gewiß kein verwerflicher Richter. Es ist wahr, Fahrnau scheint den Jüngling zu achten; folgt aber daraus, daß die Geschichte wirklich so war, wie man sie Dir geschildert hat? Würde Lothar einen so ungeheuren Schimpf auf sich sitzen lassen? Würde er nicht in aller Art auf Genugthuung dringen, und seinem Feinde nicht auch bey mir zu schaden suchen? Würde endlich dieser anstehen, mir das Wahre der Geschichte zu vertrauen, da er Lothar so bitter haßt? Du siehst, liebe Bertha, daß es nicht ganz so seyn kann, wie Du glaubst, oder vielmehr, wie der junge Brausewind es gehört haben will. Darum sehe ich auch nicht ein, warum ich etwas von Lothars Umgang mit mir fürchten, und mit allzudüsterer Ansicht eine fern hergehohlte künstliche Auslegung dieses Verhältnisses der geraden, natürlichen, und so begreiflichen Ansicht vorziehen soll, daß nähmlich Lothar, der mich längst kennt, und immer, wenn auch nicht mit Zartgefühl, doch mit Auszeichnung behandelt hat, sich, durch irgend einen Zufall veranlaßt, mir wieder nähert, und ein Vergnügen in meinem Umgang findet, das den sonst schwer zu Be-

friedigenden für längere Zeit bey mir festhält.

Oder geben weder mein Geist noch meine Äußerlichkeit mir ein Recht, dieß von einem vorzüglichen Mann zu glauben? Wahrlich, Bertha, Deine Freundinn muß nicht in gar zu günstigem Licht vor Deinen Augen erscheinen, weil Du ihr nicht zutraueſt, daß ſie das uneigennützige Opfer der Achtung eines ausgezeichneten Geiſtes empfangen könnte. — Und wenn der Mann, der gegen die Meiſten rauh und gegen Manche ungerecht hart iſt, mir gegenüber nachſichtiger urtheilt, wenn es mir gelingt, ſeine Schroffheit zu mildern, und ſeinen felſenſtarren Sinn zu ſchmeidigen, ſoll ich nicht an die Macht meines Werthes, ſondern vielmehr an geheime Ränke und Plane von ſeiner Seite glauben, die mich zum trüben Werkzeug heimlich gährender Rache an dem Geliebten meiner Seele machen ſollen? Auch müßte ich wahrlich gar thöricht ſeyn, um in kopfloſer Klatſchhaftigkeit die Geheimniſſe, und die innigſten Verhältniſſe des Mannes hinzugeben, der mich mit glühender Leidenſchaft ſelig und beſeligend umfaßt, und, mein Inneres klar im Spiegel der antwortenden Seele erkennend, ſeine Freuden und Leiden, ſeine Wünſche

und Sorgen zutrauensvoll und kindlich in meiner treuen Brust niederlegt!

Darum, liebe Bertha, fürchte nichts für mich, nichts für Ludwig! Aber fürchte auch nichts von Lothar! Wahrlich, ich möchte doch wissen, wie und wodurch dieser Mann zu dem Rufe der Unwiderstehlichkeit und dem gar so bösen Leumund bey unserm Geschlechte gekommen ist? Ansprechend ist sein Äußeres nun sicher nicht, seine Sitten sind nicht geschmeidig, ja kaum freundlich, und hell und scharf, wie sein Geist, sind auch seine Urtheile, die oft mitten durchs verletzte Herz mit schonungsloser Kälte hindurch schneiden. Wahrheit geht ihm über Alles. Darum zieht er dem Leben den rosenfarbenen Schleyer des Wahns vom bleichen Antlitz, und raubt der Liebe ihren zartesten Zauber, indem er das Wie und Warum jene oder diese Person uns anzieht, mit dem Mikroscop des Forschers untersucht, und mit dem herzlosen Messer des Anatomen zerlegt. Nein! Lothar kann nicht lieben. So kann er auch nicht geliebt werden, und noch einmahl wiederhohle ich, was ich Dir schon sagte: Es läßt sich nicht an seinem Busen ruh'n, doch läßt sich ihm vertrauen.

O wie so ganz anders ist Ludwig in seiner Schönheit, in seiner kindlichen Offenheit und selbst in dem sprudelnden Stolz der Ritterlichkeit, der ihn, wenn auch der kalte Verstand ihn widerlegen könnte, so unwiderstehlich macht! Wie er so heiß, so hingegeben liebt! Und wie selbst seine ungerechte Eifersucht, die sich seit einigen Wochen immer mehr ausspricht, nur dazu dient, den Zauber, mit dem ich mich an ihn gebunden fühle, zu verstärken!

Es hat wirklich deßhalb stürmische Auftritte zwischen uns gegeben. Er glaubt nicht an mein Urtheil über Lothar, und sein Haß macht ihn blind gegen wahre Vorzüge. Aber selbst sein Zorn, in dessen heftiger Aufwallung er immer edel und zartfühlend blieb, hat ihn meinem Herzen noch theurer gemacht. Ja, Bertha! Ich fühle es, ich sehe es klar ein, Ludwig hat manche Schwächen, und Vorurtheile. Aber diese Schwächen dienen nur dazu, mich noch inniger an ihn zu ketten; denn sie entspringen aus einem zart- und hochgesinnten Gemüth, und sie fügen sich so ganz, und so genau in die Mängel und Ecken des meinigen, daß wir erst dadurch ein recht inniges Ganzes ausmachen.

Indessen da diese Schwächen einmahl da sind,

so scheint es mir Pflicht der Freundschaft und Liebe zu seyn, das, was ich nicht umzuschaffen im Stande bin, mild zu schonen, und klug zu umgehen. Ich kann Lothars Umgang nicht aufgeben, ohne mich der tiefsten Beschämung durch das Geständniß auszusetzen, aus welcher Ursache ich es thäte; ich kann aber eben so wenig wollen, daß sich die feindlichen Mächte begegnen, oder auch nur viel von einander hören. Darum habe ich für gut gefunden, meinen Landaufenthalt, wo Fahrnau mich in jedem seiner freyen Augenblicke unvermuthet überraschen konnte, zu verlassen, und wohne wieder in meinem Hause in der Residenz. Hier weiß ich die Tage und Stunden genau, wann Ludwig kommen kann, und bin in den übrigen frey, zu sehen, wen mir beliebt.

Im Grunde ist mir Alles dieses sehr unangenehm. Das gespannte Verhältniß engt und drückt mich von allen Seiten, und ich vermag mich nicht mehr mit der altgewohnten Freyheit weder gegen Ludwig, noch gegen Lothar zu benehmen.

Zudem wendet sich seit einigen Tagen ein anderer schmerzhafter Stachel in meiner Brust herum, den Zeit und veränderte Verhältnisse beru-

higend eingeschläfert hatten; und so wie dem wunden Krieger die längstverharrschten Narben bey schlimmer Witterung oder Krankheit wieder aufbrechen, und die alten Leiden gleichsam neu zurückkehren, so steht auch jetzt eine höchstpeinliche Erinnerung vor mir auf, die mich über Alles quält, und deren schmerzliche Stiche weder Lothars geistreicher Umgang, noch Ludwigs Liebe ganz zu beschwichtigen im Stande sind.

Julius ist nach einem Irrsal von sechs Jahren nach Deutschland zurückgekehrt, und wohnt nicht weit von hier in Waldemuth bey seinem Oheim. O Gott! Nur mit dem Manne soll das Schicksal mich nicht zusammen führen! Diesen allein fürchte ich, und kann seinen Anblick nicht ertragen; denn gegen diesen allein habe ich ein schreckliches Unrecht. Ich erkenne das tief, wieviel auch Jugend, Unerfahrenheit, und die drückende Last einer Verbindung, welche von meiner Seite nur Überraschung und Dankbarkeit, keine eigentliche Liebe knüpfte, zu meiner Entschuldigung beytragen können. Ich habe sein Leben, wenigstens auf lange Zeit, vergiftet, und das ist meine Schuld.

Edel und großmüthig wie immer, war die erste Regung, durch welche sein Daseyn sich mir

verkündigte, eine schöne Handlung, das Glück eines liebenden Paares, das er stiftete. Du kennst meine Mathilde. Es ist ein gutes, herzliches, und, was noch mehr sagen will, ein sehr gebildetes Mädchen, mit zwar überspannten, aber achtungswürdigen Ansichten von der Welt, die ihr ein gedrücktes Verhältniß, Kummer und Einsamkeit etwas verschoben haben.

Dieses Mädchen ist die Geliebte eines Jugendfreundes von Julius. Er bietet nun dem Freunde ein Amt, und eine Versorgung auf seinen Gütern an, die ihn in Stand setzt, Mathilden seine Hand zu reichen, und thut es mit einer Großmuth und einer Zartheit, die nur der ganz in seinem Umfange empfinden kann, der Julius großes Herz, so wie ich, gekannt hat.

Mathilde wird mich also verlassen. Ich hätte das noch vor Kurzem sehr schmerzlich empfunden, da ich sehr an sie gewohnt bin, da sie mich des lästigen Details der Wirthschaft überhoben, und das ganze Hauswesen mit eben so viel Redlichkeit als Gewandtheit geführt hat. Aber seit Lothar öfter zu mir kommt, und sie das Mißverhältniß zwischen ihm und Ludwig bemerkte, hat sie sich mehr als einmahl unterstanden, mir ernstliche Vorstellungen darüber zu machen, und ich fühle,

daß ich seitdem einen aufmerksamen Beobachter, der zu Ludwigs Gunsten gegen Lothar gesinnt ist, an ihr habe.

Unter diesen Umständen werde ich jetzt weniger an ihr verlieren; aber es wird doch einige Zeit brauchen, bis ich eine Person finde, die eben so redlich, so geschickt, und vor Allem so gebildet ist, wie sie.

Sie wird glücklich! Du solltest die stille Verklärung sehen, die nun in ihren wirklich angenehmen Zügen liegt. Wie die bleiche Wange ein zartes Roth schuldloser inniger Freude schöner färbt, das sonst trübe blaue Auge so freundlich und selig strahlt, und die ganze zusammengesunkene Gestalt sich hebt! Sie scheint mir größer seitdem, und um zehn Jahre jünger. Ach in manchen Augenblicken kann ich sie um ihre ungetrübte stille Seligkeit beneiden!

Ihr Bräutigam will kommen, sie von mir zu begehren, und abzuholen. Ich finde das nicht ganz schicklich. Auch bin ich dem Mädchen Dank schuldig. So soll die Hochzeit bey mir gehalten werden, und er mag denn seine angetraute Frau heimführen. Julius soll mich nicht ganz beschämen, und ich will auch einen, wenn auch kleinen, Theil an dem schönen Werke haben.

Siebenter Brief.

Mathilde Haller an ihre Schwester.

Aus der Residenz den 26ten August 1811.

Zum letzten Mahl aus der lauten glänzenden Stadt, wo ich zwar wenig Freuden genossen habe, die mir aber doch ewig merkwürdig bleiben wird, weil in mir mein Schicksal sich aufhellte, und mein lange gedrücktes Herz sich frohen Gefühlen erschloß, schreibe ich Dir, um Dir zu melden, daß ich sie nächstens, an der Hand meines Freundes, der dann noch einen heiligeren Nahmen tragen wird, verlassen, und mit ihm an den Ort unserer Bestimmung, an den theuren Ort unserer Geburt abgehen werde.

Rosalie — es ist erstaunlich, welche seltsame Mischung von edlen und verwerflichen Regungen, von Zartgefühl und Verkehrtheit in diesem Gemüth beysammen wohnt — Rosalie, die sich zwar trotz der Verschiedenheit unsrer Denkart stets edel

gegen mich betragen hat, beweiset mir nun durch ihr Benehmen, daß auch ihr Herz mir wirklich gewogen ist, und daß es ihr nicht an Sinn für die feinsten Beobachtungen des Wohlstandes fehlt.

Sie nimmt aufrichtigen Antheil an der jüngsten Wendung meines Schicksals, und hat sich bestimmt erklärt, daß ich nur als Vermählte meines Herrmann, an der Hand meines Gatten, ihr Haus verlassen soll. Sie wird meine Hochzeit zwar nach meinem Wunsche und ihrem richtigen Gefühl einfach anordnen; ich bin aber überzeugt, daß sie es an nichts wird fehlen lassen, was zu den Genüssen des gebildeten Lebens gehört. Sie besitzt zugleich Delicatesse und Geschmack, ein feines Gefühl für höhere Freuden, und das Vermögen, allen diesen Forderungen zu entsprechen. Sie freut sich mit kindlichem Sinn darauf, trifft mit froher Geschäftigkeit allerley Anstalten, und wird dabey mehr als einmahl von einem tiefen Gefühl der Wehmuth übermannt, das wohl aus Erinnerungen an eine frühere Epoche ihres Lebens herstammen mag, wo ähnliche schuldlose Freuden sie beglückten, welche späterhin Schicksal oder eigenes Verschulden in eben so viele Stacheln verwandelt haben. Besonders schien es sie gewaltsam zu ergreifen, wenn ich meines

künftigen Aufenthalts in Fallowetz, und meines Jugendgespielen und Wohlthäters, des edlen Tengenbach, erwähnte. Ich unterließ es seitdem, aber es kam mir seltsam vor, wie so manche Eigenheiten und Widersprüche im Charácter dieser Frau. Man kann sie nicht rechtfertigen, wenn man ihr Treiben sieht, ja man kann sie kaum entschuldigen. Dennoch muß man ihr gut seyn, wenn man sie näher kennt; denn es liegt ein tiefer Grund von Edelmuth, und von Größe, möchte ich sagen, in diesem durch Erziehung, oder, weiß Gott, welche Einwirkung ganz verschrobenen Gemüthe.

Wenn ich das recht überlege, wenn ich ferner die Schönheit und Anmuth ihrer Gestalt, ihre außerordentlichen Talente, und endlich ihre tiefe Leidenschaftlichkeit betrachte, so kann ich auch Fahrnau und seine vielen Vorgänger nicht so sehr tadeln, als sie es sonst wohl vor dem Richterstuhl der strengen Vernunft verdienten. Er hat lange gekämpft, und die Gefahr geflohen. Aber sie ist ihm nachgefolgt, sie hat ihm ihre ganze, unbesiegbare Liebe gezeigt, und Himmel und Erde bewogen, um ihn zuletzt unausweichlich in ihre Kreise zu bannen. So lange Eleonore um ihn lebte, hielt er sich leidlich zwischen Beyden. Jetzt

ist er ganz in Rosaliens Schlingen. Er hängt an ihr mit der entschiedensten Leidenschaft, die durch Zweifel und Eifersucht noch höher angeregt, und zu heller Lohe aufgeflammt wird. Und dennoch! Was wird das Ende dieser unseligen Verirrungen seyn? Ich glaube es schon deutlich kommen zu sehen. Die Sicherheit seines Besitzes fängt an, Rosalien ruhiger zu machen, und Ruhe kann ihr unendlich beweglicher Geist nimmermehr vertragen. So sucht sie eine neue Beschäftigung, und jener Lothar kommt ihrem unsteten Gemüth sehr erwünscht. Er macht ihr nach seiner Art den Hof, und ich muß gestehen, diese Art ist eben so neu, als wirksam. Er hat damit angefangen, sich ihres Verstandes zu bemächtigen. Er tadelt sie, er lacht sie aus, er imponirt ihr, und läßt sie doch auf eine versteckte Weise errathen, daß es mehr als gesellige Unterhaltung sey, was er bey ihr sucht und findet. Sie fürchtet und achtet ihn, ihr lebendiger Geist findet die vollste Rechnung in seinem vielseitig gebildeten, durch Reisen und Erfahrungen bereicherten Verstand, in seinem treffenden Witz, in seinem regen Sinn für Alles, was in der Literatur aller cultivirten Nationen, deren Sprachen er größtentheils spricht, und mit Eleganz

schreibt, sich auszeichnet; und ich fange an zu fürchten, daß Fahrnau's persönliche Vorzüge, seine Denkart und sein Herz nicht sehr lange ein Äquivalent für jene schimmernden Eigenschaften seyn werden. Zwar wird auch die neue Zuneigung, so kühl und ruhig sie jetzt scheint, bald in Rosaliens Gemüth neue Stürme von anderer, aber nicht weniger schmerzlicher Art erregen; nie aber wird sie dahin kommen, zu glauben, daß die Ursache ihres Unglücks in ihr selbst liegt. Eine unbändig hohe Meinung von sich macht jede solche Erkenntniß unmöglich. Sie hat sich vielleicht noch nie in ihrem Leben für strafbar, sondern nur stets für unglücklich gehalten, und so hört sie nicht auf zu fehlen und zu leiden. Betrachtungen dieser Art, die sich mir während meines Lebens um sie täglich aufdrängten, haben auf mich sehr heilsam gewirkt. Ich lernte mich trotz meiner Beschränkungen und Entbehrungen für viel glücklicher preisen, als sie, der ihre Schönheit, ihr Talent, selbst ihr Reichthum, welcher durch die Möglichkeit, jede Laune zu befriedigen, ein unzählbares Heer derselben erzeugt, nur zu Hindernissen ihres wahren Glückes werden, und ich lernte demüthig die Wohlthat eines bescheidenen Sinnes erkennen, den ein dunkles Schicksal ausgebildet hat.

Gott hat nun dieses Schicksal zu Licht und Freude gewendet, und ich will recht innig bethen, daß er mir diesen Sinn auch in der beseligenden Verbindung mit dem Geliebten meiner Jugend, und in so bequemen Lebensverhältnissen, wie die unsrigen durch Tengenbachs Güte seyn werden, erhalten möge. Du kannst nicht glauben, mit welcher Zartheit und zugleich mit welcher Freygebigkeit dieser edle Freund für alle Bedürfnisse seiner Lieben gesorgt hat. Es scheint nie, als gäbe er, als wäre er der Beglücker der Anderen. Wir sind es, die ihm durch Annahme dessen, was er uns so reichlich darbiethet, eine wesentliche Gefälligkeit erzeugen, und Hermann reißt ihn aus einer Verlegenheit, indem er die Amtmannsstelle in Fallowetz annimmt. Daß er beyher mir seine Hand reichen, und Tengenbach zwey Menschen auf ewig glücklich machen kann, das scheint diesen nur wie eine glückliche Zugabe zu erfreuen; und dennoch zeigt der ganze Gang der Dinge, daß, Hermann zu beglücken, und ihn in die Möglichkeit zu setzen, den einzigen und liebsten Wunsch seines Herzens zu befriedigen, der Hauptzweck von Julius Großmuth gewesen ist.

O meine Liebe! Welch ein Herz! Ich kann es nur

mit dem meines und seines Freundes vergleichen. Zwar sind sie an Sinnesart und Geistesrichtung sehr verschieden; aber so wie zwey Instrumente verschiedener Natur, von geschickten Künstlern in Einklang gebracht, nur eine desto lieblichere Harmonie hervorbringen, so scheint selbst das Ungleichartige ihres Grundcharacters und ihres Temperaments, durch Erziehung und Liebe gleichgestimmt, ein innigeres Band zwischen ihnen zu weben, das Jahre und Trennung nicht aufzulösen, ja nicht einmahl zu schwächen vermochten. O Therese! Ich sehe sehr frohen Tagen entgegen, und es soll für Hermann und mich der schönste Zweck unserer Bestrebungen seyn, wenn uns Julius, wie wir hoffen, zuweilen in Fallowetz besucht, einen Theil der seligen Stille und Zufriedenheit, die uns beseligt, in dieß schöne, und so wenig heitere Gemüth zu verpflanzen.

Achter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 1ten September 1811.

Was sind die Männer für fürchterliche Geschöpfe! Welchen Auftritt habe ich gestern erlebt! War das Fahrnau, der zärtliche, vertrauensvolle Freund, dieser zürnende Löwe, der den Gegenstand eines grundlosen Hasses zu vertilgen strebte?

Ich zittre noch, und bin, obwohl Stunden der Besinnung und Ruhe dazwischen liegen, kaum fähig zu schildern, was geschah. Aber ich kann es Dir nicht verschweigen; denn ich besorge, daß es Einfluß auf mein ganzes Leben habe, und der Ton der gestern erschütterten Gemüther noch lange und grausend in meiner umnachteten Zukunft nachklingen wird.

Es war einer von den weichen, warmen,

herrlichen Sommerabenden, wo die Natur, in Düfte und Schimmer aufgelöst, alle unsere Sinne reger anspricht, und wo die Farbentöne des wolkenlosen Himmels, von dem brennendsten Roth auf den Gipfeln der Berge in ein glühendes Safrangold, von dort durch unnachahmliche leise Schattirungen in das sanfteste Grün, und endlich in reines Blau verschmelzend, uns den gleichungslosen Italischen Himmel mit seinen Zaubertinten, und die tiefe Bedeutung des Lebens hinter den Alpen, wovon wir in unserem strengen Clima uns keinen Begriff machen können, mit sehnsüchtiger Wonne zurückrufen. Lothar kam zu mir: Sie müssen mit mir, gnädige Frau! Sie müssen ins Freye. Der Abend ist so schön, daß man einmahl gar nicht glaubt, in Deutschland zu seyn. Lassen Sie uns hinausfahren, und in der mildschmeichelnden Abendluft vergessen, wo wir leben, und uns ins Götterland der Künste und großen Geister träumen!

Seine Equipage stand vor dem Hause. Es war sechs Uhr. Ich wußte, daß Ludwig vor halb neun Uhr nicht kommen konnte, warf den Shawl um, und stieg in froher Erwartung einer köstlichen Stunde in den Wagen.

Wir kamen ins Freye an den herrlichen

Strom. Die Landschaft glühte im Abendschein, die Berge umzog vergoldeter Duft, die üppige Hauptstadt lag in Glanz und Schimmer, Lerchen trillerten, wilde Schwärme von Mücken zogen in tanzenden Säulen vor uns hin, Alles schien in Wonnegefühl und Behagen aufgelöset. Wir wandelten am Ufer hinan, die Eindrücke der reichen beglückenden Natur in allen ihren Tönen, Farben und Gestalten begierig in uns aufnehmend. Lothar war sehr heiter. Sein lebhafter Geist spielte wechselnd um verschiedene Gegenstände, jeden im eigenthümlichen Licht kräftig auffassend, und in überraschender Darstellung zeigend. Mit Lust folgte ihm der meinige, durch Ernst und Spott, durch Tadel und Anerkennung. Kühn und genialisch schien er Alles durcheinander zu werfen, und doch ließen sich die scheinbar verworrenen Massen befriedigend sondern, und feste Gestaltungen, helle Begriffe von Recht und Unrecht, Wahrheit und Wahn gingen daraus hervor, und stellten sich wie leuchtende Säulen vor dem Blick des Geistes auf, der von ihnen, wie von unverrückbaren Höhen herab, sich in dem untenliegenden Gewühl des menschlichen Treibens und Irrens zu Recht finden konnte.

Wir hatten jetzt den Mayerhof erreicht, der am Ufer in einer höchst anmuthigen Lage zwischen hellgrünen Wallnußbäumen reinlich und bequem hervorblickte. Lothar sandte den Jäger voraus, zu fragen, ob Erfrischungen zu haben wären. Bald war ein Tischchen am Ufer gedeckt, wo ein vereinzelter Arm des Stromes mit stillwiederhohltem Murmeln an das sandige Gestade schlug. Zwischen den Blättern des Nußbaums schimmerte das glänzende Abendroth durch, und die Dämmerung sank in leisen Düften auf die weite reiche Gegend. Ein hübsches junges Weib brachte köstlichen Kaffeh mit reiner Sahne. Wir genossen, schwatzten, die Viertelstunden flogen hin, es fing an zu dunkeln. Du glaubst nicht, wie es Lothar in seiner Gewalt hat, uns in lebendiger Bewegung des Geistes über eine beschränkende Gegenwart hinaus vor hohe Ansichten des Lebens zu führen, und über den großen Angelegenheiten der Menschheit das vereinzelte, zerfallende Streben irriger Gemüther vergessen zu machen.

Da rührte der Klang der Abendglocke aus dem Dorfe hinter dem Hügel an mein Ohr. Die Töne zogen ahnend durch die dunkelnde Luft. Es war etwas Geheimnißvolles, Andächtiges darin, und

nicht ohne Regung sah ich die Bauersfrau seitwärts tretend ein Kreuz schlagen, und, wie es hier zu Lande beym gemeinen Mann Sitte ist, ein Gebeth mit still sich bewegenden Lippen hersagen. Aber in dem Augenblick, wo die Frau sich mit freundlichem Abendgruße zu uns wandte, fiel es mir aufs Herz, daß ich eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war. Ich schlug Lothar vor, zurückzukehren. Er fand den Abend so schön, die Zeit so früh. Ich mußte bleiben. Wir machten noch einen Gang am Ufer hin. Jetzt hörte ich ein Viertel über acht Uhr schlagen. Meine Verlegenheit wuchs. Ludwig konnte etwas früher kommen, er konnte mich mit Lothar in seinem Wagen sehen. Das wollte ich durchaus nicht. Aber Lothars sicheres Betragen und sein durchdringender Blick hielten mich scheu zurück. Ich fühlte die Unmöglichkeit, ihm zu gestehen, was mich dränge, eben so lebhaft, als die gebiethende Pflicht, ihn und seinen Feind fern von einander zu halten. Meine Gedanken richteten sich mit peinlicher Gewalt auf diesen Einen Punct. Alles Übrige, die schöne Gegend, der milde Sommerabend mit seinen Sternen, traten in fernes Dunkel. Ich war zerstreut und nicht mehr im Stande, das Gespräch ordentlich

fortzusetzen. Ja selbst die tiefe Ruhe um mich wurde mir drückend; sie schien, der ängstlichen Bewegung in meinem Inneren spottend, recht geflissentlich sich immer tiefer und weiter um uns auszudehnen, während die Schläge der Uhr unaufhaltsam fortgingen, und eine Minute nach der andern verrann.

Jetzt schlug es halb neun Uhr. Es war der letzte Augenblick, wenn ich dem allerschmerzlichsten Begegnisse entkommen wollte. Ich wußte keinen andern Rath, als Lotharn noch einmahl dringend zu bitten, daß er in die Stadt zürückkehren möchte, weil ich fürchtete, daß die feuchte Luft am Strome mir weh thäte. Er ließ meinen Arm los, sah mich einen Augenblick scharf an, und sagte dann mit jener Artigkeit, die ihm zuweilen zu Geboth steht: Gnädige Frau! Ihr Wille ist mein Gesetz, und das größte Vergnügen, das ich in Ihrer Gesellschaft und in dieser lieblichen Gegend genießen könnte, hört auf eines zu seyn, sobald Ihre Gesundheit dadurch gefährdet wird. Er betonte das Wort stark, und ich sah ein Lächeln um seine Lippen schweben.

Der Wagen kam. Wir stiegen ein, und mir fiel eine Centnerlast vom Herzen. Der Kutscher

fuhr unerträglich langsam, der Weg war steinigt, meine Beklemmung legte sich von Neuem auf meine Brust, und das Gespräch, welches eine Weile lebhafter geworden war, stockte von Neuem. Als wir ins Stadtthor fuhren, war Alles finster in den Straßen, die Laternen brannten, die Nacht hatte ihren Thron aufgeschlagen, und mit langsamen Schlägen gab die Thurmuhr der Domkirche neun Uhr an. Ich glaubte zu vergehen. Ich befahl dem Kutscher am hintern Thor meines Hauses in der kleinen Straße zu halten. »Warum denn?« entgegnete Lothar. Das vordere Thor ist zuweilen um diese Zeit verschlossen. »Wirklich? Das habe ich nie bemerkt.«

Ich schwieg. Jetzt lenkte der Wagen um die Ecke, und rollte mit großem Geraffel durch die wiederhallende Straße. Ich sprang schnell auf. »Darf ich das Vergnügen haben, Sie auf ihr Zimmer zu begleiten, gnädige Frau? Ich fürchte, Sie sind nicht wohl, die Abendluft scheint Sie angegriffen zu haben, und es könnte —«

Das Herz erstarrte mir bey diesem Anerbiethen. Abzulehnen war es nicht. Stumm, zitternd ging ich an Lothars Arm die Treppe hinauf.

Mein Gott! Gnädige Frau! Was fehlt Ihnen? rief er mit sichtlicher Besorgniß. Er un-

terstützte mich, er trug mich beynahe bis an den Sallon. Ich sah Licht in meinem Schlafzimmer, Ludwig war da — und nur zwey Thüren schieden den bittersten Feind von ihn.

Ich versicherte Lothar, dessen Sorgfalt, so peinlich sie mir fiel, mich dennoch rührte, daß ich nichts als Wärme und Ruhe bedürfe, weil die kalte Luft mir Krämpfe gemacht habe, und daß ich mich sogleich zu Bette legen würde.

Kalte Luft! wiederhohlte er mit schneidendem Ton: Nun über Empfindungen läßt sich nicht streiten. Leben Sie wohl, gnädige Frau! Verschlafen Sie Ihre Krämpfe! Ich werde mich morgen nach Ihrem Befinden erkundigen.

Er ging, und ich athmete auf, wie einer, der zum Tod verurtheilt und begnadigt worden war.

Noch stets zitternd ging ich auf mein Kabinett zu, wo ich die Lichter hatte brennen sehen. Ich öffnete, unbewußt, was ich Ludwig sagen, wie ich seinen Vorwürfen begegnen wollte. Das Zimmer war leer. Die Kammerjungfer kam. Fahrnau war da gewesen, er hatte geforscht, gefragt — er mochte wohl geahnet haben — und war fortgestürzt, ohne daß Nannettens Antwort, die schon früher überhaupt vorbereitet war, ihn bedeuten konnte.

Welche neue Angst! Welcher unermeßliche

Kreis unangenehmer Möglichkeiten that sich vor mir auf! Hatte uns Ludwig vielleicht auf der Straße gesehen? Hatte er mit Jemand gesprochen der uns begegnete? Hatte er Lothar im Hause getroffen?

Ganz verstört warf ich mich aufs Sopha. Da flog die Thüre auf, und Ludwig trat ein. Er sah sich wild um. Wo ist er? rief er.

Wer? antwortete ich so gefaßt, als möglich.

Wer? wiederhohlte er mit einer Stimme, die vor Zorn zitterte: Der, mit dem sie die schäferliche Spazierfahrt machten, um dessentwillen ich eine halbe Stunde auf sie warten mußte.

Ich verstehe Dich nicht.

Sein Wagen steht noch vor dem Hause. Er ist hier. Wo hält er sich versteckt? Sein Auge rollte fürchterlich, seine Wange glühte.

So hatte ich ihn noch nie gesehen. Ludwig! sagte ich, indem ich mit großer Mühe mein inneres Zittern verbarg: Wahrlich, Du thust mir Unrecht. Es ist Niemand bey mir. Ich war aufgestanden, und ging auf ihn zu. Er stieß mich von sich. Schlange! rief er: Wo ist dein Buhle?

Das gab mir mein Selbstgefühl wieder. Auf solche Reden habe ich keine Antwort, sagte ich, mich unwillig abwendend.

Er hörte mich nicht. O! rief er: Er wird nicht weit seyn, und ich werde ihn finden. Mit diesen Worten riß er den Dolch aus dem Bambusrohr, das er gewöhnlich trägt, und stürzte an mir, die ihn aufhalten wollte, vorbey zum Zimmer hinaus.

Die Möglichkeit, daß Lothar, mir unbewußt, dennoch im Hause seyn könne, weil sein Wagen noch nicht fortgefahren war, die Vermuthung, daß er Verdacht geschöpft habe und warten wollte, um zu sehen, um wessentwillen ich so dringend zurückzukehren gewünscht, und die Betrachtung, was geschehen würde, wenn Ludwig in seiner Wuth auf ihn träfe, erhoben sich mit so tödtlichen Schrecken in mir, daß ich wankte und zusammensank.

Mathilde kam. Sie hob mich erschrocken auf, sie klingelte, man brachte mich aufs Sopha, und mein Bewußtseyn kehrte nur zurück, um mich mit den fürchterlichsten Ahnungen zu quälen.

Endlich trat Ludwig ins Zimmer. Sein Anstand war gelassener, sein Auge rollte nicht mehr so wild, er sah mich in dem leidenden Zustand, in welchen sein Zorn mich versetzt hatte.

Nach und nach schmolz die leidenschaftliche Wildheit seines Blickes in weicheren Ausdruck,

der Stahl kehrte in seine Scheide zurück, und er trat mir näher. Niemand sprach, auch Mathilde nicht, die mit dem Ausdruck der Mißbilligung in ihren ernsten Zügen mir thätig, aber finster Hülfe leistete.

Auf einen bittenden Blick von mir entfernte sie sich, aber ein leises Schütteln ihres Hauptes konnte mir nicht entgehen. Das Alles mit dem Bewußtseyn, welches Unglück ich ohne meine Schuld hätte anrichten können, stürmte auf mich ein, und meine Thränen brachen hervor. Ludwig stand starr, und sah mich an.

Was soll ich von Dir halten? sagte er endlich. Warum weinst Du?

Ich konnte nicht antworten. Der unsichere Ton seiner Stimme, der zwischen Zorn und Mitleid schwankte, regte mein Innerstes auf. Meine Thränen flossen noch stärker.

Sally! Sally! rief er: Bring mich nicht um den Überrest von Fassung, den diese Auftritte mir noch gelassen haben! Wem soll ich glauben? Deinen Thränen, oder dem Argwohn in meiner Brust?

Ich streckte die Hände zu ihm empor: Kannst du zweifeln, daß ich dich treu liebe?

Treu? rief er: Du bist mit dem Niederträchtigen spazieren gefahren?

Lothar hat mich begleitet. Ich bin nicht gewohnt zu läugnen. Du hast mir niemahls eine gänzliche Zurückgezogenheit zur Pflicht gemacht.

Er wollte mich unterbrechen. Ich fühlte, was er sagen konnte, und setzte hinzu: Alles, was ich mir zu Schulden kommen lasse, ist das längere Außenbleiben. Aber der Abend war warm und schön, und konnte ich Lothar sagen, warum ich zurückkehren sollte?

Er biß sich in die Lippen. Du hast Recht, sagte er, und ich war ein Thor! Aber ich besinne mich, daß ich heut früher bey Hofe seyn muß. Leb wohl! — Er war fort.

Da saß ich mit staunendem Auge und geöffneten Lippen, noch lange auf den Fleck hinstarrend, wo er verschwunden war. Ich wollte ihm nacheilen, aber meine Füsse trugen mich nicht. Ich sank zurück, meine Gedanken verwirrten sich, es ward dunkel vor meinen Augen, ich klingelte, und brachte eine Nacht voll geistiger und körperlicher Leiden zu.

Bertha! Bertha! Was soll aus dieser Verwirrung werden? Wie wird das enden? Ich kann und darf, selbst um Ludwigs Willen, Lothars Rache nicht reizen, ich kann Ludwig nicht

zu billigeren Ansichten stimmen, und stehe unsicher und gepeinigt zwischen Beyden!

Was gestern geschah, kann wieder geschehen; was Ludwig gestern vergebens suchte, kann er ein andermahl finden, und wie dann? O, ich kenne mein Geschick! Die unschuldigsten Regungen, die unbedeutendsten Verhältnisse, die Andern fröhlichen Genuß gewähren, werden nur mir zu Gift! Ich soll nie, nie glücklich werden!

Neunter Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

— — hausen den 10ten September 1811.

Die Schilderungen in Deinem Briefe aus der Residenz von den Empfindungen, wie Du Deine langverlorne Geliebte als Deine Braut wiedergesehen, von dem Hause, in welchem ihr euch gefunden, und von den Anstalten, welche zur Feyer Eures Hochzeitfestes gemacht wurden, haben mich tief erschüttert. Sechs Jahre voll Zerstreuungen und Leiden haben, ich fühle es, nicht hingereicht, die Spuren jenes allmächtigen Eindrucks erster Liebe ganz zu vertilgen, und in dem Herzen, das ich einst vergötterte, und nun in seiner Schwäche deutlich erkenne, liegt dennoch Schönes und Edles genug, um mich mit tiefem Schmerz die unglückliche Richtung ihres Geistes bedauern zu machen, welche eine unversiegbare

Quelle der Verkehrtheiten und Leiden für sie sowohl, als für Alles, was sich ihr nähert, geworden ist. Gott möge sie leiten, und ihr einst die Erkenntniß geben, auf welchem falschen Wege sie bisher ihr Glück gesucht hat! Wenn es dann nur nicht zu spät ist! Ich habe ihr verziehen, und hege keinen Groll gegen sie in meinem Herzen. Dieß Zeugniß kann ich mir vor Gott, und vor Dir, mein Bruder, geben.

Glaube nicht, lieber Hermann, daß diese gelassenen Ansichten das Resultat der ersten Stunde nach Lesung Deines Briefes gewesen sind. Die alte Tiefe, welche strenge Beschäftigung und lange Kämpfe mit stiller Vergessenheit zu bedecken angefangen hatten, war wieder aufgeregt, schmerzliche Erinnerungen, schöne und düstere Bilder stiegen daraus hervor, und gaukelten einige Tage vor meinen Blicken. Nun ist es vorüber, und ich bin wieder ruhig.

Ich habe das Mittel, welches ich immer in solchem Falle als das bewährteste gefunden, angewendet. Ich habe viel gearbeitet, dem Oheim in seinen Verwaltungs-Rechnungen geholfen, und mitunter auch manche neue Schriften gelesen, die ich durch die Güte der Frau von Fahrnau erhielt, welche ich zuweilen beym Pfarrer zu Rosenstein sehe.

Wahrlich, Bruder, das ist eine vortreffliche Frau. Sie ist gebildet, wie ich in dieser Zeit nur wenige junge Männer gefunden habe. Aber diese Bildung zeigt sich nicht auf der Oberfläche, nicht im Gespräch; sie geht nur aus dem schöngerundeten Ganzen dieses Characters, aus dem richtigen Urtheile, aus den würdigen Ansichten von der Welt, dem Menschen und ihrem eigenen Standpunct hervor. Sie führt jetzt mit Sicherheit und Ordnung die Oberleitung der ganzen Ökonomie, und schreitet in der Erziehung der beyden höchstliebenswürdigen Kinder fort, die bisher das gemeinschaftliche Werk der beyden Ältern war.

Überhaupt scheint auch Fahrnau ein Mann von tieferem Gehalt zu seyn, als seine jetzige unselige Verirrung vermuthen läßt. Hierin aber — ich lege mit bitterer Beschämung die Hand aufs Herz — kann wohl ich ihn nicht schonungslos verdammen. Zwar habe ich etwas Großes für mich und gegen ihn anzuführen. Ich habe Leonoren wenig gekannt, und ich hatte kein heiliges Band zu verletzen, als ich ihr um jenes Gegenstandes willen entsagte. Aber ich kenne den Reiz und die unwiderstehliche Gewalt dieses Wesens, und die Hand mit dem aufgehobenen

Stein würde vor dieser Erinnerung sinken, wenn es je in meiner Art wäre, solche Steine gegen menschliche Schwächen aufzuheben.

Ich höre Fahrnau hier in der Gegend als Menschen, als Vater seiner Unterthanen, und als Okonomen von Jedermann loben. Schon die grenzenlose Liebe seiner Frau für ihn, die sie zwar wie jede ihrer Tugenden scheu verbirgt, müßte für seinen Werth bürgen, wenn ihn auch die allgemeine Stimme nicht bewährte.

Leonore mahlt sehr schön. Ich erfuhr das zuerst durch den Pfarrer; aber ich erstaunte, als ich bey ihm einige flüchtige Handzeichnungen von ihr sah, die eben so viel Festigkeit als Sinn fürs Schöne verrathen. Als ich sie wieder daselbst traf, führte ein Zufall das Gespräch auf diesen Gegenstand, und ich erfuhr nun, daß sie auch, und zwar mit Meisterschaft, in Ohl mahle. Ohne Ziererey sprach sie mir von dieser Fertigkeit; aber was sie sagte, und wie? zeigte von tiefer Kunstkenntniß und reiner Liebe dafür, und ich konnte ihr ankennen, wie ihr das Herz aufging, als sie wahrscheinlich nach langer Entbehrung einmahl wieder mit Jemand über diesen Gegenstand eifrig und offen sprechen konnte. Im Feuer des Gesprächs erwähnte sie auch zweyer

historischen Gemählde, die sie vor Kurzem verfertigt habe, und obwohl es sie in der nächsten Minute zu reuen schien, so ergriffen der Oheim, der beynahe verliebt in diese Frau ist, der Pfarrer, und ich das entflohene Wort, und sie mußte uns versprechen, die Gemählde das nächste Mahl mitzubringen.

Das ließ nun ihre Bescheidenheit nicht zu; aber sie sandte sie am andern Morgen dem Pfarrer, wo wir sie bey unserem nächsten Besuch fanden. Wahrlich, Bruder! Das ist keine Dilettantinn, das ist eine vollendete Künstlerinn!

Die Gemählde sind aus der Geschichte Pantheas in der Cyropedie genommen. Auf dem ersten waffnet sie ihren Gemahl Abradates, ehe er mit Cyrus in die Schlacht geht. Die beyden Gatten stehen im Vorgrunde. Er ist eine wahre Kriegs- und Heldengestalt, in deren schönen Zügen die freudige Kampfeslust von dem Schmerze des Abschieds gedämpft wird. Panthea mit Augen, die die hervordringenden Thränen gewaltsam zurückzwingen, und um deren Mund ein freundliches Lächeln den schmerzhaften Zug zu verbergen strebt, ist eben beschäftigt, ihm das Schwert umzugürten. Ein Paar Sclavinnen mit Helm und Schild stehen seitwärts. Alles

ist ungemein edel und meisterlich ausgeführt. Dennoch mußte es in meiner Meinung dem zweyten Bild weichen, wo Abradates todt am Ufer des Pactolus in den Armen seiner unglücklichen Witwe liegt, und Cyrus hinzutritt, um des erschlagenen Freundes Rechte zu fassen. Panthea scheint weder für Cyrus, noch für seine Theilnahme und seine Tröstungen Sinn zu haben. Ihre Blicke hängen nur an dem Todten. Sehr schön gedacht ist die Gruppe, deren Spitze der königliche Cyrus stehend bildet, während ungemein weiche Linien an seinem wallenden Mantel und den niedergestreckten Armen niederlaufen, und Alles sich zu einem vollkommenen Ganzen rundet.

Eine Bemerkung, die uns der Pfarrer mittheilte, machte mir diese Bilder, als den Ausdruck tugendhafter unglücklicher Liebe, noch anziehender. Abradates soll sprechende Ähnlichkeit mit Fahrnau haben. Wenn das so ist, so muß dieser sehr schöne und zugleich edle Züge haben, und, es sey nun, daß diese Ähnlichkeit mit Willen in die Bilder kam, und die Verlassene sich unter Pantheas Schicksal zum Theil das ihrige denkt, oder daß das liebende Herz die theuren Züge, die ihm stets vorschweben, unbewußt verewigt, auf jeden Fall spiegelt sich ein schönes Gemüth in

diesen Bildern, und daß Panthea auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit der Mahlerinn selbst hat, bürgt für ihre Anspruchslosigkeit, die, sich selbst vergessend, nur mit der Kunst und dem geliebten Gegenstand beschäftigt war.

Der Umgang mit dieser Frau ist für mich auch noch auf andere Art anziehend. Ich habe durch sie eine Menge Producte unserer neuesten Literatur kennen gelernt, die während der langen Dauer meiner Abwesenheit mir, wie ich sehe, ganz fremd geworden ist. Ja wahrlich fremd, lieber Bruder, im eigensten Sinn, und befremdend zugleich! Fahrnau hat eine gewählte Bibliothek in Rosenstein. Die Winterabende wurden sonst damit zugebracht, daß er Leonoren das Bessere oder wenigstens das Neue vorlas. Sie kennt also das Vorzüglichste, und theilte es mir entweder mit, oder unterrichtete mich wenigstens davon. Welche Veränderung, welchen ungeheuren Umschwung hat die Literatur meines Vaterlandes in diesen sechs Jahren erlitten! Welcher seltsame Geist hat sich ihrer bemächtigt! Das Erste, was sich mir aufdrängte, war die Bemerkung einer Unzahl von Zeitschriften und Taschenbüchern. Alle Wissenschaft und Kunst scheint uns jetzt nur durch sie in kleinen

leichten Gaben gereicht zu werden, wie man etwa Kindern gibt, die stärkere oder reichlichere Nahrung nicht vertragen. Dann herrscht in diesen Schriften die unnatürlichste Abwechslung. Sinngedicht, historische Anecdote, moralischer Aphorismus, Schwank, Erzählung, wissenschaftliche Abhandlung, Alles tanzt in bunten Reihen durcheinander, und es scheint, als fürchtete man, der Ernst der Wissenschaft, wenn er in seiner ganzen Würde aufträte, möchte die entnervten Geister schrecken, oder der Scherz die abgestumpften zu schnell sättigen, wenn nicht zuweilen etwas heterogenes sich ihm zur Würze beymischte.

Noch weit befremdender, als die Form, war mir aber der Inhalt dieser Schriften, besonders aus dem Gebiethe der schönen Wissenschaften. Ein wunderbarer Geist der Frömmigkeit, ja eigentlich der Frömmeley, herrscht in den meisten derselben. Es ist nicht die einem vernünftigen Menschen so anständige als natürliche Verehrung des höchsten Wesens nach den Lehren unserer geoffenbarten Religion, nicht der Hinblick des gläubigen Herzens, das mit kindlicher Ergebung Alles auf Gott bezieht, und Gott in Allem findet; nein, es ist Köhlerglaube, der keine noch so abentheuerliche Legende oder Sage bezweifelt,

und mit völliger Verzichtleistung auf seine Vernunft, Alles für wahrhaft hält, oder zu halten vorgibt, was der Haufen im zehnten, eilften und zwölften Jahrhunderte glaubte.

Ich weiß, wie Du über solche Sachen denkst, und ich erinnere mich der Zeiten wohl, wo Dein klarer Verstand kaum die dichterische Auffassung eines mystischen oder legendenartigen Gegenstandes wollte gelten lassen, und wir über Herders Legenden und noch mehr über Chateaubriand's Werke oft und heftig stritten. Was seit diesen sechs Jahren erschienen ist, übertrifft alles vorhergehende bey Weitem, und, wie ich von der Frau von Fahrnau und mehreren Personen gehört, ja endlich selbst bemerkt habe, so greift dieser Geist des Mittelalters auch in andern Künsten auf eine sonderbare Art um sich. Man ahmet diese Zeit nicht etwa bloß in ihrem Guten, das sie wie jedes Zeitalter und jedes Ding überhaupt hat nach, sondern man bemüht sich ganz vorzüglich, in Gemählden und in Gedichten auch ihre Fehler, nothwendige Erzeugnisse der damahls wenig verbreiteten Bildung, wieder in Schwung zu bringen.

Man gibt uns, nachdem in der Italienischen und Niederländischen Schule, und den Antiken

uns Muster aller Schönheit und Richtigkeit vor Augen schweben, Figuren mit klappernden dünnen Beinen in steifen Stellungen, sündigt gegen Zeichnung, Colorit und Menschenverstand, und glaubt dann etwas um die Religion sehr Verdientes zu leisten, und den frommen Sinn jener Zeit, in der man das einzige und wirksamste Gegengift unserer Entmannung und Verdorbenheit zu finden meint, damit ganz wieder herzustellen.

Ich habe über diese sonderbaren Erscheinungen, eben weil sie mich sehr ergriffen, vielfach nachgedacht, und glaube eine Erklärung derselben gefunden zu haben, die mich befriedigend dünkt, ob ich mir gleich nicht anmasse, auszusprechen, daß sie wahr und erschöpfend ist. Ich halte diese auffallende Hinneigung des menschlichen Geistes zu allem Religiösen, Gemüthlichen, Alten, ja selbst zum Übermaaß und zur Carricatur in diesen Dingen, für die auch in mechanischen Gesetzen bemerkbare Neigung der Körper, die von einem starken Stosse bewegt, nie die Mitte haltend von einem Äußersten zum andern schwanken.

Noch sind es nicht zwanzig Jahre, daß Zweifelsucht und Unglauben Alles, was sich der kalte

Verstand nicht wie zweymahl zwey vorrechnen oder unter das Gebieth eines Sinnes bringen konnte, als Traum und Schwärmerey verlachten. Die heiligsten Gefühle und Begriffe des Menschen wurden ein Spott des Witzes, und Jener dünkte sich der Klügste, der mit oberflächlicher Verwerfung alles dessen, was er nicht begreifen konnte, sich selbst und seinen Vortheil als das Höchste aufstellte. Sittenlosigkeit, Ausschweifungen und alle Wirkungen der niedrigsten Selbstsucht waren Begleitung und Folge dieser Grundsätze. Da erhub sich, zum Theil von eben diesen Ideen erzeugt und unterstützt, das Gewitter in Westen, und wälzte sich verderblich und zermalmend über Europa hin. Der Jammer ist allgemein, die erschreckte Menschheit bebt in sich selbst zurück, und sucht ihr Heil in dem Gegentheil von dem, was sie für den einzigen Ursprung ihres gegenwärtigen Unglücks hält. Scharfsinnige Geister brachen die Bahn. Es wurde gezeigt, daß, was man bisher für erhaben und nützlich gehalten, bey näherer Beleuchtung diese Benennung nicht verdiene und die Vergangenheit weder so barbarisch noch so thöricht gewesen sey, als man bis jetzt glaubte. Ich habe den Anfang dieser Periode

noch in Deutschland erlebt. Man erstaunte zuerst, ereiferte sich, widersprach, und fing endlich an, die Richtigkeit mancher Behauptung einzusehen. Eine Unzahl schwächerer Geister, von dem neuen Lichte geblendet, taumelte ihm nach, und übertrieb, wo die Meister in den Schranken der Wahrheit blieben. Die Gegenwart war durch das äußere Unglück zerstört, die Zukunft düster, man wandte sich mit Heftigkeit zur Vergangenheit, und umfing sie mit aller Kraft des Scheiternden, der, von brandenden Wogen und tosendem Sturm herumgeworfen, dort allein noch Rettung finden kann.

So allein kann ich mir die Hast, und die unüberlegte Allgemeinheit, mit der man jetzt Alles, was das Mittelalter erzeugte, ohne Prüfung, ohne Sichtung annimmt, und so auch die häufigen Conversionen Akatholischer zu unserm Glauben erklären. Man sucht sein Heil in Ergreifung, ja in der Übertreibung desjenigen, dessen Vernachläßigung man für den Grund der gegenwärtigen Leiden hält. Das wäre wohl an sich so unrecht nicht, wenn nur dieser Liebe zum Alten, Würdigen in Religion und Verfassungen, dieß Beugen vor dem Unbegreiflichen, mit einem Wort, wenn Religiosität,

Vaterlands- und Fürstenliebe, kindlich frommer Sinn, und keusche Sitte nicht bloß in Worten und Schriften, sondern wirklich in den Gemüthern lebten. Aber leider sehe ich hiervon wenig oder gar keine Spur. Man schreibt von altdeutsch strenger Sitte, und lebt frey und zügellos wie im neunzehnten Jahrhundert; man wechselt Religionen und Ehegatten, ohne den Frieden in der gefolterten Brust zu erringen; man spricht vom Jammer des Vaterlandes und von zerstörter Nationalität, und begrüßt mit Jubel Alles, was uns von der Seine herkömmt; man bewundert und besingt den ritterlichen Muth, die kühne Todesverachtung der Kreuzfahrer, und möchte nicht Einen Tropfen Blutes vergießen, oder Eine gewohnte Bequemlichkeit entbehren, wenn es gilt, dem gemeinschaftlichen Feind mit gemeinschaftlicher Kraft zu widerstehen, und Jeder beugt und schmiegt sich vielmehr, und sucht sich für sich, wie er kann, durch den Drang der Umstände durchzuwinden.

Auf diese Art sehe ich auch kein Heil in dieser Umwälzung, sondern eine bloße Mode, die vorübergehen wird, wie so manche andere, wie das Zeitalter der Kraftgenies, der Mondscheinhelden u. s. w. Ein Zeichen, das mir schon jetzt

die Hinfälligkeit der meisten Producte dieser Zeit zu beurkunden scheint, ist die Schreibart, welche in vielen derselben — ehrenvolle Ausnahmen fehlen auch hier nicht — herrscht. Es ist größtentheils Manier, Ziererey, kindische Nachahmung oder Verworrenheit, und oft alles dieß zusammen, weit von den Mustern in gebundener und ungebundener Rede aus dem goldnen Zeitalter unserer Literatur entfernt. Was aber nicht classisch geschrieben ist, bleibt nicht am Leben. Besonders scheint Verworrenheit der Setzung und ein absichtliches Wählen der uneigentlichsten Ausdrücke, um irgend einen Begriff zu bezeichnen, oder eine Ansicht darzustellen, in theoretischen Schriften ein Hauptbestreben der Verfasser.

Es klingt wunderlich, und ist doch wahr, daß gerade hier, bey Definitionen, Aufstellungen von Grundsätzen, Erläuterungen dunkler Begriffe, wo die größte Deutlichkeit der Ideen, und die strengste Präcision des Ausdrucks Statt finden sollte, eine Verworrenheit und Unbestimmtheit herrscht, die himmelweit von der klaren und gehaltvollen Schreibart echt philosophischer Schriften verschieden ist.

Hier kömmt man zuletzt auf den gediegenen Kern, und lernt, wie Du Dich aus der Zeit, wo

wir miteinander Mendelsohn, Kant und Fichte lasen, erinnern wirst, bald die mit Sinn gewählte Terminologie dieser großen Geister verstehen, die dann wie der Schlüssel zu ihren hohen Gedanken zu betrachten ist. So nicht in den neuen Büchern. Man forscht und forscht, die Gedanken weichen immer in unbestimmteres Dunkel zurück; man glaubt zu verstehen, und ahnet doch nur, erräth halb, und muß halb unerörtert lassen, was man ganz zu durchdringen endlich ermüdet aufgibt. Nein, Bruder! Ich finde nicht, daß unsere Literatur gewonnen hat.

Doch ich sehe mit einer Art von Schrecken, wie lang mein Brief geworden ist, ohne daß ich noch von Deinen Angelegenheiten, die doch auch die meinen sind, etwas gesprochen habe. Nimm, liebster Hermann, meine besten Wünsche zu Deiner Heirath, und laß Dir, wenn Du Glücklicher am Arme Deines geliebten Weibes von der Residenz nach Fallowetz reisest, einen kleinen Umweg von einem halben Tage gefallen, um nach Waldemuth zu kommen, wo ich mich ebenfalls, wenn ich die Zeit ungefähr weiß, einfinden, und Dich, o mit welcher Seligkeit! nach so langer Trennung an meine Brust drücken werde. Leb wohl!

Zehnter Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 8ten September 1811.

Mit großer Freude habe ich aus Deinem letzten Brief von 29ten des vorigen Monaths gesehen, daß Deines Mannes Geschäfte endlich beendigt sind, und er sammt Dir bald in die Residenz zurückkehren wird. Dann werden wir uns freylich noch nicht sehen; aber wir werden uns sehr viel näher seyn, und mit Grund die Hoffnung nähren, uns besuchen zu können. Rosenstein ist keine Tagreise von der Residenz entfernt. Ach wer Lust hätte, mich zuweilen zu besuchen, könnte in drey Tagen mit Postpferden hin und her seyn, ohne daß der Besuch eben gar zu kurz wäre. Du wirst diese Lust haben, meine Clara! Das weiß ich, und so hoffe ich denn, Dich und auch Deinen edlen Gemahl bald zu sehen.

Neues kann ich Dir nichts sagen. Seit ungefähr vier Wochen ist in den einfachen Gang meines Einsiedlerlebens noch mehr Leere gekommen. Ludwig schreibt mir nur sehr selten, oder, wenn ein Brief kömmt, ist er kurz, abgebrochen, enthält außer Verfügungen, die auf dem Gute zu treffen sind, und liebevollen Erkundigungen nach mir und den Kindern nichts weiter, und trägt das Gepräge eines verwirrten und verlegenen Gemüthes, das, mit Einer Hauptidee beschäftigt, für alles Übrige keinen Sinn mehr hat. Es ist nur zu klar, daß jene Person ihn völlig in ihren Schlingen hat, und unumschränkt über ihn herrscht. Ich weiß, daß am Hofe laut von diesem Verhältniß gesprochen wird, daß auch der Fürst darüber ungehalten ist, und man sich besonders über die Nähe ihrer Wohnung an dem fürstlichen Garten stieß. Jetzt erfahre ich, daß sie diesen Aufenthalt unlängst wieder verlassen hat, und in der Residenz wohnt. Wieviel noch Kränkenderes hin und her gesagt, erdichtet oder erlogen wird, kann ich nur muthmassen, oder aus einzelnen Äußerungen errathen. Darnach forschen mag ich nicht, und weiche vielmehr jeder solchen Aufklärung geflissentlich aus. Was könnte ich auch erfahren, das nicht meine Wunden

noch tiefer ritzen, und zu dem Schmerz über den Verlust meines höchsten Guts noch den empfindlichsten aller Stacheln fügen würde, den, ihn nicht mehr so rein und würdig zu finden, als er sonst vor mir stand.

Ach Bertha! Das wäre der herbste Schmerz für mich, wenn sein Bild wirklich einst vor mir verdunkelt, und in den trüben Nebel des Unrechts oder der Gemeinheit gehüllt würde!

Glaube nicht, daß ich so kindisch bin, zu finden, daß er jetzt an mir recht handelt! Ich fühle sein Vergehen ganz; aber ich kann es nur einer Art von Bezauberung zuschreiben. Ich war Zeuginn der tausend Künste und Ränke, welche aufgebothen wurden, ihn seiner Pflicht untreu zu machen, und seines aufrichtigen Kämpfens dagegen. Ich sah das Unglück beynahe unvermeidlich herankommen. Unvermeidlich, sage ich; denn es wird wohl wenige oder vielleicht keinen Mann geben, der solchen Bestrebungen einer schönen, geistreichen und listigen Frau zu widerstehen vermöchte. Die Beyspiele liegen täglich vor Augen. Und darf ich endlich den Mann überhaupt schon ganz verurtheilen, weil er in Einem Puncte fehlte? Kann man nicht als Mensch, als Bürger, als Staats-

diener noch höchstverehrungswürdig seyn, wenn man auch als Ehegatte sich Vergehungen hat zu Schulden kommen lassen? Sieh, liebe Schwester! So strebe ich, mein geliebtes schönes Seelenbild mit jeder Kraft eines heißen Wunsches, und mit jeder Macht der Überredung fest zu halten. Es soll mir nicht verschwinden, es soll nicht von dem Nebel der Unwürdigkeit umschleyert werden. Der leiseste Duft dieser Art würde hinreichen, das Licht der Verklärung zu verdüstern, in dem es sonst vor mir schwebte, und das eine nothwendige Bedingung meines inneren Friedens ist. Darum meide ich seit einigen Wochen jeden, auch den einfachsten Umgang. Ich mag nicht hören, was die Menschen sagen, und noch weniger, wie sie es sagen. Nicht, als ob es darum, weil es gesagt wird, schon wahr wäre; aber mich kränkt auch das falsche Gerücht, und es thut mir weh, wenn ich Andere lieblos urtheilen höre, weil ich, leider! zum offenen Widerspruch keinen Muth habe. Auch unsern würdigen Pfarrer besuche ich nicht mehr. Man trifft ihn selten allein, und in der Stimmung, in welcher ich bin, ist mir jede Berührung mit fremden Geistern, wie eine Verletzung.

Nur in völliger Einsamkeit bey meinen Kin-

dern, und in den altbekannten Umgebungen meines Hauses ist mir leidlich. Da wiege ich mich in dumpfe Stille, und halte mich, wie Jemand, der an einem wunden Theile seines Körpers leidet, und nur durch gänzliche Ruhe den wüthenden Schmerz beschwichtigen kann, wenn gleich das stete Nagen des dumpfen Wehegefühls nicht aufhört. O, warum hat es dahin kommen müssen!

Eilfter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 15ten September 1811.

Wie das enden wird, sehe ich nicht ein. Die Knoten der verworrenen Verhältnisse verschlingen sich eng und immer enger um mich, hemmen jeden meiner Schritte, und drohen mir mit endlos unauflösbaren Verstrickungen, durch die hindurch mein ermüdetes Auge nichts als unbefriedigende Beziehungen, und eine wüste Dämmerung erblickt, in der sich keine Gestalt deutlich erkennen läßt!

Jenes unselige Ereigniß mit der Spazierfahrt, von welchem ich Dir vor einigen Wochen schrieb, hat, wie ich es fürchtete, sehr unerfreulich nachgewirkt. Ludwigs Argwohn, der schon früher erwacht war, ist auf eine Art rege und lebendig

geworden, die ihm keinen Augenblick der Zuversicht und Ruhe mehr erlaubt.

Er sieht Gespenster am hellen Tage, und quält sich und mich mit einem unseligen Scharfsinn, überall Gefahr oder Beeinträchtigung zu finden. Ich leide sehr dabey. Er sieht es, und es dient nur dazu, noch einen Stachel mehr, den einer augenblicklichen Reue, in seiner ruhelosen Brust zu erwecken. Zwar zeigt sich, wenn er so in himmlischschönen Momenten sich einer vorhergegangenen Aufwallung, und der krankhaften Empfindungen anklagt, die seine stürmische Eifersucht über mich gebracht hat, der wahre Hintergrund dieses weichen, kindlichen Gemüths in seinem unwiderstehlichen Reiz, und er steht dann wieder als das hohe Götterbild vor mir, wie er mir vor einem Jahre in **bad erschien. Aber diese schönen Momente währen nur kurz, und nur zu bald tritt wieder das Scharfe und Schneidende unseres jetzigen Lebens verletzend hervor.

Mich beleidigt dieß ewige Bespähen und Bearg wohnen. Ich thue nichts Unrechtes, und nichts in Geheim. Daß ich Lothar schätze, mich in seinem Umgange angesprochen, und auf gewissen Saiten meines Gemüths befriedigt fühle, die gerade bey Ludwig weniger Anklang finden, das ha-

be ich dieſem ſelbſt nicht verborgen. Lothar iſt ein ganz anderes Weſen, als er. So muß er auch andere Saiten meines Ichs in Bewegung ſetzen, und ich würde unbillig, ja ungerecht ſeyn, wenn ich nicht geſtände, daß das lebhaft wechſelnde Spiel mir angenehm iſt, in welches ſein geiſtreiches Geſpräch, ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, und der tiefe Blick, womit er die Zeit und ihre Bedürfniſſe klar erkennt, mein Gemüth verſetzen. Dieſes leichte Hinſchweben auf den ewig bewegten Wogen der Gedanken, dieſes Emporgetragenwerden von einem ſtärkeren Geiſte, als wir ſind, dieſe hellen Ausblicke in die ſcheinbar verworrenen Verhältniſſe, die ſich durch ſeine Darſtellungsart leicht und klar vor uns ordnen, wie die Säulen des Tempels vor dem, der auf dem rechten Mittelpunct ſteht, dieß Wiederfinden ſeiner eigenen, dunkeln Begriffe in dem hellen Spiegel des befreundeten Geiſtes, dieſer hohe Seelengenuß iſt wohl mit nichts an Vergnügen zu vergleichen, als mit dem wonnigen Rauſche einer aufblühenden Leidenſchaft, und er hat noch den Vorzug voraus, daß ihm weder Abſpannung noch Reue nachfolgen können, weil er bloß den oberen Gemüthskräften angehört.

Ich habe einige Abweichungen in meiner bis-

herigen Lebensart gemacht. Ludwigs allzu ängstliche Sorge für seinen Ruf, eigentlich die Furcht vor Eleonoren, zwang ihn und mich zu strenger Verheimlichung unserer Gefühle. Seine Neigung zur Eifersucht, die Gewohnheit auf dem Lande viel allein zu seyn, vielleicht auch das Ermüdende seines Erziehungsgeschäftes machten ihm einen stillen ungestörten Umgang mit mir zum Bedürfniß. Er wurde unmuthig, wenn er Jemand traf; ja mehr als einmahl entfernte er sich schnell, ohne mich zu sehen, wenn er hörte, daß ich nicht allein sey. Das alles machte mir ein gänzliches Zurückziehen von der Welt zur Nothwendigkeit. Ich sah weniger Leute, um mir mehr stille Stunden zu sparen, und jene belebten, genußreichen Abende, wo unsere besten Köpfe, Künstler, und was auf höhere Bildung Anspruch machte, sich bey mir versammelte, hörten nach und nach ganz auf. Lothar machte mich schon seit langer Zeit auf den Nachtheil aufmerksam, den dieß nicht bloß auf meine Unterhaltung, sondern selbst auf meinen Geist haben mußte, indem ich, so lange das Verhältniß mit Ludwig währt, auch beynahe alle meine poetischen Arbeiten aufgegeben hatte. Es ist auch wahr. Ich fühlte mich selten dazu aufgelegt. Das Gespannte, Unnatürliche

einer Liebe, die, so rein und zärtlich, sich dennoch ängstlich verbergen sollte, wie ein Verbrechen, lag um so drückender auf mir, da ich sah, daß trotz unserer Sorgfalt, und manches Opfers, das ich brachte, mein Verhältniß zu Ludwig der Welt und Eleonoren doch kein Geheimniß geblieben war. Ich gestand dieses Alles Lothar unverhohlen. Warum sollte ich mich der Beruhigung berauben, mit dem verläßlichsten und zugleich gescheutesten Mann, den ich kenne, hierüber offen zu sprechen? Er hörte mich freundlich an. Er billigte meine Ansicht, bewunderte meine Selbstverläugnung, sprach mit Achtung von Fahrnau's Character, und tadelte nur seine Ansichten, die er aus Standesvorurtheilen und Erziehung herleitet. Aber er bath mich, in meiner Nachgiebigkeit gegen eine trübselige Stimmung nicht zu weit zu gehen. Er zeigte mir einen klaren sichern Weg, Ludwigs Forderungen und die Bedürfnisse meines Geistes, der nun doch auch so gut, wie das Herz, seine Rechte habe, zu vereinigen, und es wurde ausgemacht, daß ich zwey Tage in der Woche, an welchen sich Ludwig ohnehin selten frey machen kann, zu Hause bleiben, und jene Gesellschaften, denen ich früher entsagt hatte, wieder bey mir sehen sollte. Das ist nun

schon einigemahl geschehen, und ich glaube zu spüren, daß diese zwanglos heiteren Berührungen auf mich wohlthätig gewirkt haben. Lothar ist die Seele solcher Gesellschaften. Er hat mir einige recht artige und interessante Künstler aufgeführt. Wir lesen, machen Musik, oder plaudern. Ich habe ein Paar kleine Gedichte niedergeschrieben, deren Ideen ich lange fruchtlos in meinem Kopfe herumtrug, ohne in den beengenden Verhältnissen genug Freyheit des Geistes zu finden, um ihnen Worte geben zu können. Lothars klarer vorurtheilsloser Geist, seine eigene Weise, Alles zu durchschauen, und das so Durchschaute mit wenigen Zügen so vollgenügend vor Augen zu stellen, daß uns in der heiteren, ruhigen Ansicht wohl wird, wie am schönen Abend nach einem Gewittertage, wo Farben und Formen sich rein und bestimmt aus der tiefblauen Luft scheiden, und erfreulich vor unsere Blicke treten — diese köstlichen Gaben des treuen Freundes halfen mir zu richtiger Erkenntniß meiner selbst, und wälzten die beengenden Lasten von meiner Brust. Der befreyte Geist schwang die entfesselten Flügel, und versuchte freudig den langentwohnten Flug.

So bewege ich mich denn wieder mehr in meinem

eigensten Elemente, ich lebe wieder der Kunst, und jenen Ansichten, die, weit über den Gesichtskreis der Alltäglichkeit hinausgerückt, diejenigen, die sie fassen können, auch aus den lastenden Formen und Regeln heben müssen, die eben ja nur für jene Alltäglichkeit erdacht worden sind.

Ludwig sieht diese Veränderung mit stiller Angst. Ich erkenne den Schmerz wohl, der seine Brust verletzt. Aber kann ich es ändern? Soll ich dem geflügelten Genius die Schwingen ewig binden, oder gar lähmen, weil der Gefährte an seiner Seite, von Wahn und Menschenfurcht gefesselt, ihm nicht folgen kann, oder — will? Ich bin Ludwig so innig, so herzlich gut! Es liegt eine Kindlichkeit, ein Gefühl fürs Recht, eine Zartheit, Treue und Festigkeit in seinem Gemüthe, wie in keinem andern. Aber er versteht mich nicht ganz, und macht mich somit an seiner Seite nicht froh.

Er ist seit einigen Wochen ganz verändert. Sein Frohsinn ist verschwunden. Trübe schwüle Ansichten, die seinem offenen Gemüthe einst ganz fremd waren, sind von außen in ihn hineingekommen. Sein Geist hat nicht die Macht, diese heterogenen Theile abzustossen, oder zur ge-

nügenden Einheit in sich zu verarbeiten. Das hat das Hofleben gethan. Auf dem glatten Boden, von allen Seiten umgarnt, und mit List und Bosheit umstellt, unendlich reizbar im Punct der Ehre, und wirklich schwach gegen das Qu'en dira t'on — ist es ein Wunder, daß sein Geist in unabsehbaren verwickelten Beziehungen seine Freyheit, und den großartigen Ausblick über Welt und Menschen verlieren mußte?

Ja, ich sehe, wie ich im Anfang des Briefes sagte, nicht ab, wie das enden soll; aber ich will mir durch voraus genommene Sorgen nicht den frischen Reiz der Gegenwart verkümmern, und sagen, wie Clärchen im Egmont: Laß die Zeit kommen, wie den Tod! Daran vorzudenken, ist schreckhaft. Wenn sie da ist, wollen wir uns geberden, wie wir können.

Zwölfter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Freudenwald den 20ten September 1811.

Graf Helfenstein wird vor der Hälfte des nächsten Monaths zurückerwartet. Ich sehe seiner Ankunft mit Sehnsucht, als dem Zeitpuncte meiner Erlösung entgegen; denn ich kann es am Hofe nicht länger mehr aushalten.

Es ist wahr, ich trage hierin nur meine Schuld; aber dieses Geständniß taugt nicht dazu, den Stachel des Unmuths zu mildern, der unaufhörlich in meinem Inneren wühlt. Unter dem täuschenden Schein künftiger Nützlichkeit und guter Dienste, die ich meinem Fürsten und dem Vaterlande leisten könnte, wußte die arglistige Verführung mich anzulocken, ich entzog meine Hände der goldenen Fessel nicht, die sie mir darreichte, und wurde so ihr Eigenthum, ihr Raub.

Ach Bruder! Ich habe hier Alles verloren, Freyheit, Gemüthsruhe, Bewußtseyn, und mein häusliches Glück! Und jetzt, nachdem ich Alles dahingegeben habe, weicht der schlüpfrige Boden unter meinen Füssen. Neid und Cabale haben mir, ich fühle es wohl, das unbedingte Vertrauen des Fürsten entzogen; die Bosheit arbeitet mir auf allen Pfaden entgegen, und zerstört in Geheim, was ich mit treuer Mühe baute; ja man sucht mir sogar den einzigen Schatz, den ich noch besitze, meines Zöglings Liebe zu entwenden. Und wenn ich nun, von solchem zwecklosen Treiben ermüdet, zu ihr eile, der ich mehr als die Freyheit, der ich mein ganzes Ich und meinen Frieden geopfert habe, wenn ich in ihrer einst so grenzenlosen Liebe Trost und Aufheiterung suchen will, dann stehen auch dort wieder neue Furien auf, mich zu geißeln, und der Unseligste von allen Menschen, den ich eben so verachte, als hasse, bemächtigt sich immer mehr und mehr ihres Vertrauens — vielleicht ihres Herzens — Nein! nein! Das kann nicht seyn! Das wird nicht seyn! Ihr Herz kann er mir nicht rauben. Das hängt mit zu festen, innigen Banden an mir. Wenn ich mir jene Scenen hervorrufe, wo sie um meinetwillen den Ruf der

Welt, ihre Gesundheit, ihr Leben aufs Spiel setzte, wenn ich an die Tage in Sarning, an die seligen Stunden des vorigen Frühlings denke — nein! es kann nicht seyn! Sie kann den kalten Verstandesmenschen, der nur sich liebt, und unter der Maske der Weltbürgerschaft die ungeheuerste Selbstsucht verbirgt, nicht lieben. Das zarteste, heißeste, verletzbarste Herz kann an einer Marmorbrust keine Ruhe finden.

Geändert ist Rosalie; das ist sicher. Zwar bleibt ihr Betragen gegen mich immer warm, zärtlich, leidenschaftlich; aber ihre Denkart und ihre Lebensweise ist nicht mehr dieselbe. Ich fühle von allen Seiten die Einwirkungen des bösen Dämons, der sie umschwebt, und dem sich zu entziehen, sie weder Bitten, noch Vorstellungen bewegen können. Aber, Bruder! eben diese veränderte Lebensweise hat ihrem Wesen eine Heiterkeit gegeben, die sie in frisch aufblühendem Reiz neuer Gesundheit noch unwiderstehlicher macht. Wie oft komme ich zu ihr, den Busen voll Sorgen, voll Klagen und Ärgerniß über die Welt, über sie selbst! Ach schon bey ihrem Anblick schwindet ein Theil derselben, und, wenn sie spricht, wenn diese zarten Züge sich in schönen Linien bewegen, diese himmlischen Augen so liebevoll zu

mir aufblicken, und diese weichen Arme sich zauberisch um mich schlingen, was könnte sie mich dann nicht überreden? Was würde ich ihr nicht glauben?

Mehr als zehnmahl war ich schon fest entschlossen, eine Änderung ihres jetzigen Betragens geradezu zu fordern, oder ihr zu sagen, daß sie mir entsagen müsse. Aber wenn sie dann mit ihrem gewandten Geist mir meine Sorgen auszureden sucht, es doch nicht dahin bringt, die geängstete Liebe zu beruhigen, und sich zuletzt mit Thränen an meine Brust wirft, und mich auf Alles hinweiset, was sie für mich gethan, geopfert, gelitten — wie ist es möglich, dann meinen Vorsatz zu behalten, oder hart mit ihr zu sprechen?

Aber wenn ich wieder zu Hause, einsam, in den hohen weiten Prunkgemächern bin, keine liebende Seele um mich, nur kalte förmliche Gesichter, von denen ich überzeugt bin, daß sie dem nächsten Augenblick begierig entgegen sehen, wo sie mich stürzen, und auf den Trümmern meines Glücks sich das ihrige erbauen könnten; dann fallen mich wieder alle Schlangen des Mißmuths und des zerstörten Bewußtseyns an, und ich fühle mich unaussprechlich unglücklich! So, Bru-

der, dreht sich mein Geist in diesem ermattenden Kreise von Seligkeiten und Verzweiflung ruhelos herum. Mein ahnendes Herz fragt hundertmahl, der ruhige Verstand antwortet hundertmahl, und es erfolgt keine Befriedigung.

Ich vermag auch seit einiger Zeit nicht mehr ordentliche Briefe an Leonoren zu schreiben. Ach, der Gedanke an ihren Gemüthszustand, und an ihre Empfindungen über mich, ist ein Abgrund, vor dessen grauser Tiefe mir schwindelt. Ich habe vielleicht ihr Leben vergiftet, das nur mir gewidmet war! Ich habe dieß Herz vielleicht zerrissen, das nur für mich schlug! — Vielleicht! An diesem Vielleicht hängt das Spinnengewebe meiner täuschenden Beruhigung. O Bruder! Es liegen Qualen in meiner jetzigen Lage, von deren grausamen Stacheln ich vorher auch keine Vorstellung hatte, und deren Bild Eleonoren, möchte ich ihr auch noch so strafbar erscheinen, erschüttern, und sie dahin bringen müßte, mich zu bedauern.

Wenn ich oft recht in die düsterste Tiefe schmerzlichen Nachdenkens versinke, dann steigt, um mich noch mehr zu peinigen, ein himmlisch schönes Bild, verherrlicht durch allen milden Reiz der Vergangenheit, und herausgehoben durch

den blendenden Strahl schmerzlicher Reue, vor mir auf, das Bild meines früheren Lebens auf Rosenstein, mit Eleonoren, mit meinen Kindern, und unter meinen Unterthanen im segensvollen ungehemmten Wirken für das, was mir das Liebste und Nächste war, jenes freudige Streben, jene süßen und schnell belohnten Bemühungen für die, ohne deren Glück das meine weder in sittlicher noch bürgerlichen Hinsicht bestehen konnte. Wenn ich so nach dem nützlich vollbrachten Tagewerk Abends zurück kam, das holde Weib mit den Kindern mir entgegen gieng, ich vom Pferde sprang, die kleinen Engel in meine Arme schloß, und Leonore — Fort! fort mit diesen Erinnerungen! Zu was der Aufblick des Verdammten in die ewig verscherzten Freuden des Paradieses!

Dreyzehnter Brief.

Mathilde Walter an ihre Schwester.

Fallowetz, den 1ten October. 1811.

Verzeih, liebste Therese, wenn dieser Brief etwas spät auf die letzten flüchtigen Zeilen folgt, die Du aus der Residenz von mir erhieltest, und ich erst jetzt, da ich schon vier Wochen lang dem edelsten Manne durch heilige Bande angehöre, und mein Schicksal für den Rest meines Lebens nach allen Wünschen meines Herzens festgestellt ist, dir eine ausführliche Nachricht von mir gebe.

Daß Hermann in der Residenz eingetroffen war, habe ich Dir geschrieben. Unser Wiedersehn habe ich Dir nicht geschildert. Es wäre vergeblich gewesen, dieß zu unternehmen. Nach langen Jahren hoffnungsloser Trennung waren unsere Herzen noch dieselben, wie in den schönen Tagen unserer früheren Jugend. Hermann hat sich in

Nichts geändert, als in seinem Außeren, das ich männlicher, gewandter, und darum noch angenehmer finde, als damahls, wo die Einförmigkeit seines Lebens und Umgangs ihm keine vielseitige Ausbildung gestattete. Stelle Dir mein Erstaunen vor, als ich durch meinen Mann erfuhr, daß Rosalie die Gemahlinn unsers Wohlthäters, oder vielmehr — seine Witwe ist! Sie empfing Hermann mit einer so achtungsvollen Freundlichkeit, richtete unser Hochzeitfest mit so viel Herzlichkeit und Geschmack an, und behandelte uns bis zum letzten Augenblick so schwesterlich, kann ich sagen, daß wir beyde innig gerührt von ihr schieden, und mein Mann wirklich aller Überzeugungen bedurfte, die er von Julius erhalten hatte, um nicht ganz von ihr bezaubert zu werden. Jetzt bleibt eine aus Mitleid und Achtung gemischte Neigung für sie in unserer Brust, und, wie verkehrt auch ihr Benehmen ist, wie wenig ihre Grundsätze gebilligt werden können, — sie wird ewig Ansprüche auf meine Zuneigung und auf meinen Dank haben. Das habe ich ihr auch betheuert, als ich mit Thränen von ihr schied, und sie tief und wunderbar gerührt war.

Von der Residenz ging unser Weg nicht al-

sogleich hierher. Wir hatten noch Besuche zu machen, die für mich äußerst anziehend waren. Durch eine göttlich schöne Gegend, die von angenehm begrünten Hügeln sich nach und nach zu immer höheren Bergen erhob, führte mich mein Hermann zuerst nach Waldemuth seinem Freunde entgegen. O meine Schwester! Welch ein edler hoher Mensch ist Julius! Hier in Fallowetz, wo er seine Kindheit und erste Jugend zugebracht, und einige Jahre an der Seite jener bedauernswürdigen Verirrten gelebt hatte, umringen uns lauter Spuren seines segnenden Geistes, aber auch die sichtlichen Merkzeichen seines nachmahligen Unglücks.

Er empfing uns mit heftiger Rührung. Lang und sprachlos lagen Hermann und er sich in den Armen. Sie hatten sich so viele Jahre nicht gesehen, und so manche traurige Ereignisse waren zwischen ihre letzte und diese Zusammenkunft getreten. Alle schmerzlichen Wirkungen derselben schienen in schneller Folge in Julius Zügen vorüber zu gehen. Aber er schwieg, oder er vermochte wohl nicht, seinen Gefühlen Worte zu geben.

Als die erste Erschütterung vorüber, und der Sturm niedergekämpft war, trat Julius freundlich auf mich zu, bewillkommte mich wie

eine liebe, lang vermißte Verwandte, und rief mit einem unendlich holden Wesen die Zeit unserer gemeinsamen Spiele, und so manchen kleinen Streich, den wir einander gespielt, mir ins Gedächtniß zurück. Er wäre so gern noch einmahl ein Kind mit mir gewesen. Ach die Narben in seiner Brust werden ewig den freyen Erguß solcher heiteren Gefühle hindern!

Auch sein Oheim ist ein liebenswürdiger Greis. Wir brachten drey schöne der heiligsten Freundschaft geweihte Tage in Waldemuth zu. Julius ist die einzige Freude seines hochbetagten Oheims. Er liebt ihn wie einen Sohn, und der Neffe erwiedert diese Neigung mit kindlicher Ergebenheit, und gibt sich mit so viel Zartgefühl, so viel — Anmuth, möchte ich sagen, den manchmahl wunderlichen Einfällen des guten Alten hin, daß Hermann und ich ihn zugleich bewundern, und noch inniger lieben mußten.

In Waldemuth hörte ich zufällig des nahgelegenen Rosenstein erwähnen. Hier lebt die gute unglückliche Eleonore, an die mich schon im Anfange unserer Bekanntschaft ein inniges Wohlwollen zog, und die mich später durch die Art, mit der sie ihr Schicksal trug, mit der höchsten Achtung erfüllte. Julius kennet sie längst, und

hat sie jetzt wieder einigemahl gesehen. Es ist dasselbe Mädchen, eine Baronesse Bernheim, die er vor zehn Jahren hätte heirathen sollen. Er erzählte mir viel von ihr, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, wie ganz anders Alles gegangen seyn würde, wenn er dem Willen seiner Ältern gefolgt, und Leonoren statt Rosalien die Hand gegeben hätte! Ob solche Gedanken sich auch in seiner Seele bewegt haben, weiß ich nicht; aber er schätzt Leonoren sehr, und bewundert vor Allem die stille Fassung, mit der sie ihren Kummer, dessen Anblick der bitterste Vorwurf für ihren Mann wäre, vor der Welt verbirgt. Doch scheint es, wie Tengenbach sagt, als ob ihr die Gewalt, mit der sie sich vor Fremden beherrscht, in die Länge beschwerlich fiele; denn sie zieht sich von aller Gesellschaft zurück, und sucht in tiefer Einsamkeit jede Berührung mit der Außenwelt, die dem Leidenden so oft verletzend wird, zu vermeiden.

Diese Ansicht hielt mich ab, wie es vorher mein Wunsch gewesen war, auf einen Nachmittag nach Rosenstein, das nur zwey Stunden von Waldemuth entfernt ist, hinüber zu fahren. Ich sagte es Julius. Er stand einen Augenblick zweifelnd an, ob nicht vielleicht der Besuch einer Frau,

und einer Person, die stets von ihr mit gütiger Auszeichnung behandelt worden war, hier einen Unterschied mache. Während wir noch überlegten, kam ein Billet von Leonoren. Sie hatte von meiner Anwesenheit in Waldemuth, von meinem Glücke gehört, lud mich freundlich ein, sie zu besuchen, und bath mich, ihr meinen Mann aufzuführen.

Eine reine Freude glänzte aus Julius Augen, als ich dieß Billet las. Er ließ gleich nach Tische anspannen, und schien sich herzlich darüber zu freuen, daß unser Besuch der Trauernden ein paar heitere Stunden bringen würde. Sie kam uns mit großer Freundlichkeit entgegen, erkundigte sich um Alles, und weidete sich recht an dem Anblick fremden häuslichen Glücks, während sie selbst daran darben muß. Auch fand ich sie sehr verändert. Sie ist viel magerer, viel blasser geworden, und in den großen dunkeln Augen liegt ein unendlich wehmüthiger Ausdruck. Doch schien sie für diesen Augenblick Alles vergessen zu haben, und sich voll schöner Heiterkeit nur mit der Gegenwart zu beschäftigen. Ihre Kinder sind höchst liebenswürdig, und der Knabe ist ganz das Bild seines Vaters. Leonorens Auge ruhte oft mit stiller Traurigkeit auf ihm, und ich konnte mir leicht sagen, was dann in ihrem Gemüthe vorging.

Von Julius und seinem Oheim spricht sie mit großer Achtung, dennoch scheint es, als trüge sie kein Verlangen, diese Bekanntschaft zu unterhalten, und Tengenbach mag also wohl Recht haben. Wir schieden vergnügt von ihr. Hermann war sehr für sie eingenommen, und dieser Besuch erhöhte den Reiz noch mehr, den der Aufenthalt in Waldemuth für mich hatte.

Am vierten Tage brachen wir endlich auf. Julius begleitete uns eine Strecke, und wir gelangten, nicht ohne einige Beschwerden in dem sehr gebirgigen Lande, an den Ort unserer Bestimmung.

Hier umfingen mich die Geister der Vergangenheit, und alle Leiden und Freuden meiner Jugend erwachten hell in mir. Ich begrüßte den wohlbekannten Ort mit heißen Thränen, denen ich nicht wehren konnte. Mein Hermann verstand mich ganz, er theilte und milderte zugleich durch seine richtigen Ansichten meine heftige Rührung, und so kam mein bewegtes Herz nach und nach zur Ruhe.

Nun bin ich hier eingewohnt. Wir haben Zimmer in einem Flügel des Schlosses bezogen. Die Beamtenwohnung ist durch lange Vernachläßigung verfallen. Julius bestand anfangs ernstlich darauf, daß wir sein ehemahliges Apartement

uns zueignen, und also ganz, wie die Herrschaft selbst, im Schlosse walten sollten. Das hat Hermann mit Festigkeit abgelehnt. Er ist Oberamtmann. Als dieser will er wirken und leben, und ich fühle, er hat vollkommen Recht. Auch Julius sah zuletzt die Richtigkeit dieser Gründe ein. Es war nur sein volles, von Liebe überströmendes Herz, gewesen, das ihn zu dem Wunsch verleitete, seinen Freund in den Besitz aller möglichen Bequemlichkeiten und Genüsse zu setzen.

Daß ich tief und innig beglückt bin, kannst du wohl denken. In Hermanns Besitz, in seiner Liebe, in seinem Umgang allein schon würde ich die höchste Seligkeit finden. Nun kommen aber noch die Annehmlichkeiten einer nicht bloß sorgenfreyen, sondern sehr bequemen Existenz, die Reize dieser lieblichen Gegend, und die holden Geister meiner Jugendträume dazu. Hier lebe ich mit dem ersten und einzigen Freunde meiner Kindheit und Jugend nach langer schmerzlicher Trennung auf ewig vereint, und diese Berge, welche Zeugen unserer fröhlichen Kinderspiele und unserer erwachenden Neigung waren, sehen uns nun in reiferen Jahren glücklich, und sollen auch unser stilles vergnügtes Alter sehen.

Vierzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus der Residenz den 20sten October 1811.

Mein Nachfolger ist angekommen, und ich habe mein Amt niedergelegt. Die Eile und die Entschlossenheit, womit ich die Sache betrieb, schienen den Fürsten zu befremden. Wie seltsam doch die Großen der Erde sind! Er hätte den Schlüssel zu meinem Benehmen leicht in dem seinigen, und in dem seiner Umgebungen finden können. Das war wohl schon seit Langem nicht mehr, wie Anfangs. Er hatte auf die Einflüsterungen meiner Gegner gehorcht, und es wurden dabey Dinge ins Spiel gezogen, die nun einmahl mit meinem Amt in gar keiner Verbindung standen, und zu stehen brauchten. Die Hofschranzen hatten sehr bald den veränderten Wind mit der scharfen Witterung eines Spürhundes bemerkt, und ihr Betragen ge-

gen mich war zugleich Ursache und Folge des seinigen. So wurden mir denn von allen Seiten, versteckt und offen, Hindernisse in den Weg gelegt, überall gab es unübersteigliche Beschwerlichkeiten, und alle alten Formen und Etiketten wurden gegen mich in Schlachtordnung aufgestellt. Nur Ein einziger Mann war unter ihnen, der es zuletzt noch redlich mit mir meinte — der Hofmarschall. Zwar war auch dieser früher auf ihrer Seite gestanden; aber ein unbedeutender Dienst, den ich dem alten ehrlichen Diener seines Fürsten aus Billigkeitsgefühl geleistet hatte, gewann mir sein Wohlwollen. Indessen beschränkten auch seine Äußerungen sich nur auf Warnungen und heimliche Eröffnungen. Auf ein Handeln oder muthiges Entgegenstemmen war bey diesem unter Förmlichkeiten und Rücksichten grau gewordenen Hofmann niemahls zu rechnen. Ich sah also deutlich, daß hier für die gute Sache nichts mehr zu thun war, und fand es der Klugheit und der Rechtlichkeit gemäß, jetzt von einem Platze abzutreten, wo innere und äußere Verhältnisse sich der genügenden Ausübung einer schönen, aber verantwortlichen Pflicht widersetzen. Ich that diesen Schritt mit Überzeugung, folglich leicht und ohne Reue. Nur ein Moment war mir schmerzlich und schwer. Es war die Trennung von meinem

geliebten Zögling, der mit aller Wärme kindlicher Liebe an mir hängt, und der mir dadurch, und durch die Fortschritte seiner Entwickelung theuer geworden ist, wie ein eigener Sohn. Diese Liebe zu ihm wird auch nie in meiner Brust erlöschen, und das Bewußtseyn dessen, was ich ihm gewesen, wird stets aus der dunkeln Nacht meines Aufenthalts an diesem Orte des Unglücks und der Verworrenheit wie ein freundlicher Stern in meine Zukunft strahlen.

Ich habe Leonoren meine Dienstentsagung gemeldet, und ihr verkündigt, daß ich, sobald ich noch Verschiedenes hier geordnet haben werde, zu ihr und meinen Kindern eilen würde. Sogleich, Bruder! jetzt sogleich ist es mir unmöglich, dahin zu kommen. Nicht als ob der Gedanke, bey meinem edlen trefflichen Weibe, und bey meinen geliebten Kindern zu seyn, für mich etwas Schreckendes hätte? O vielmehr liegt die höchste Seligkeit des Lebens darin, und das Bild meiner früheren Jahre schwebt in Himmelsreizen marternd vor mir! Aber es liegt zu viel zwischen dieser Vergangenheit und meiner Zukunft, als daß ich hoffen könnte, diese je ganz befriedigend wieder an jene knüpfen zu können. Die Kluft ist zu groß, und das Geschehene nicht ungeschehen zu machen.

Auch herrscht noch immer Rosaliens Bild mit Zauberreiz und Allgewalt in meiner Brust. Ich erkenne seine Verderblichkeit, aber auch seine Macht. Zwar fühle ich nur zu deutlich, daß auch hier nicht mehr Alles ist, wie es war. Argwohn, Mißtrauen, gerechte Zweifel steigen unabläßig in mir auf, vergiften jeden stillen Genuß, verdüstern jede Stunde heiteren Umgangs, und scheuchen mich oft von ihrer Seite empor. Aber wenn sie mir dann wieder mit unwiderstehlicher Anmuth entgegenkommt, mir vertrauensvoll die Hand reicht, mir unbefangen erzählt, was sie gethan und gesprochen, wenn sie mir ihre treue hingegebene Liebe zeigt — dann ersterben die bitteren Vorwürfe auf meinen Lippen so wie der düstre Vorsatz, ihr zu entsagen, in meiner Brust, und ich gehöre ihr wieder an, wie vordem, bis in der Einsamkeit jene quälenden Furien, verbunden mit dem Bewußtseyn meines Unrechts gegen Leonoren, sich von Neuem erheben, und so das alte Spiel in ewig aufreibendem Kreislauf fortgeht. Nein! Mit diesen Gefühlen in der Brust kann und darf ich nicht zu Leonoren zurückkehren. Ich darf das stille Heiligthum ihres schönen Wirkens, und, ach Gott! vielleicht ihrer Wehmuth nicht mit meinem düster verworrenen

Treiben entweihen. Mein Kampf muß hier ausgekämpft werden. Ich muß klar sehen, und darnach meine Maßregeln ergreifen. Lange kann diese Ungewißheit nicht mehr währen. Aber auch dann, wenn ich Alles deutlich erkennen, wenn ich überzeugt seyn sollte, daß ich hintergangen, aufgeopfert bin, darf wohl der von Leichtsinn und Verkehrtheit Verschmähte, Verstossene, mit dem Bewußtseyn seiner Schuld beladen, vor das Antlitz des reinen Engels treten? Nein, Bruder! Nein! Ich darf auch das nicht! Ich habe Leonoren, und mit ihr mein ganzes Erdenglück, denn ich habe mein Bewußtseyn — verwirkt.

Fünfzehnter Brief.

Lothar an Rosalie von Sarewsky.

Aus der Residenz den 24sten October 1811.

Ich verließ Sie gestern, gnädige Frau, in einer sehr unangenehmen Stimmung. Ihr Geist war befangen, Ihr Gemüth beunruhigt. Sie waren nicht mehr Sie selbst. Ich ging deßhalb. Es wäre, obgleich nothwendig, doch vergeblich gewesen, in dieser Spannung Ihres Inneren Ihnen mit gelassenem Muth zu zeigen, wie das Alles anders seyn sollte, und so leicht anders seyn könnte. Auch mißtraute ich mir selbst bey diesem Geschäfte. Der Freund kann nicht gleichgültig bleiben, wenn er die theure Freundinn leiden sieht; das Bewußtseyn ihres Kummers raubt ihm die nöthige Unbefangenheit, und die Thränen, die geliebte schöne Augen trüben, trüben, wenn ich so sagen darf, auch den freyen Ausblick seines Geistes.

Lächeln Sie immer über den Prosaisten, der es wagt, vor der ersten Dichterinn ihres Vaterlandes mit einem poetischen Bilde aufzutreten, und schließen Sie daraus auf die Macht des Antheils, den Ihre Leiden mir einflößen!

Ja, Rosalie! Sie haben gestern sehr gelitten, obgleich Sie es mir verbergen wollten. O versuchen Sie dieß nimmermehr! Ihr Wesen ist zu zart, und die reizende Hülle, die den beweglichsten und edelsten Geist umgibt, zu ätherisch, zu durchsichtig, um irgend eine seiner Regungen dem Auge der besorgten Freundschaft zu entziehen. Solche Anstrengungen können nichts hervorbringen, als Ihnen eine schmerzhafte, ja verderbliche Gewalt anzuthun, ohne Sie doch an Ihr Ziel zu führen.

Überlassen Sie, holde Freundinn, das traurige Geschäft der Verstellung entweder jenen abgehärteten Geistern, die unter den Stössen des täglichen Geschäftslebens jede zarte Fühlbarkeit abgestreift haben, oder jenen kleinen Seelen, die ihre armselige Welt in Intriguen finden! Die wohlverdiente Gunst des Schicksals hat Sie über das Erste erhoben, und zu dem Zweyten sind Sie viel zu gut.

Sie können sich nicht verstellen, Rosalie!

Wohl Ihnen, und wohl Jedem, den die freundliche Laune seines Geschicks in Ihre Nähe brachte!

Aber Sie sollen es auch nicht bedürfen; denn Sie sollen nicht leiden! Sie haben mich oft zum Scherz den schroffen Freund gescholten. Wie ich Ihnen aber auch erscheinen mag, ich würde kein Bedenken tragen, alle Kräfte meines Geistes und meines ganzen Wesens aufzubiethen, um jedes durch die Natur oder den Zufall verhängte Leiden von Ihrem theuren Haupte abzuwenden. Wie sehr muß es mich also quälen, zu sehen, daß Sie sich selbst unnöthigerweise Kummer schaffen! Ja, meine Freundinn! Ganz unnöthig, und ohne allen Dank! Das sagt Ihnen der schroffe Freund.

Zürnen Sie ihm immerhin! Er kann nicht schmeicheln, er kann nicht einmahl schweigen, wo er Unrecht sieht, und er unterzieht sich gern Ihrem Unwillen, wenn er Ihnen nur helfen, und Sie von einer unverzeihlichen Schwäche heilen kann, die Sie, je länger, je mehr, mit sich und der Welt entzweyen, in sich verwirren, und um die freye Spiel- und Federkraft ihres reichen Geistes bringen wird.

Sie ahnen, wovon ich spreche. Ich sehe Sie halb vor holder Schaam, halb vor schnell ange-

flogenem Zorn erröthen. Sie finden mich zudringlich, kühn, und weisen mich in die Schranken zurück. Aber ich weiche nicht so schnell.

Sie lieben. Das ist natürlich. Jugend, Gefühl, Phantasie, und ein lange mißverstandenes, in seinen heiligsten Empfindungen getäuschtes Herz haben Ihre Neigung auf eine blendende Erscheinung geheftet, die sich Ihnen unter romantischen Umgebungen und unter den düsteren Reizungen eines verwehrten Wunsches zeigte. Ich will und kann das nicht tadeln. Der, den Sie mit Ihrer Liebe beglücken, ist allerdings liebenswürdig. Aber — ich bin im Begriffe etwas Hartes zu sagen, Sie werden ungehalten werden, und Sie mögen auf die Echtheit meiner Freundschaft für Sie schließen, weil ich es wage, selbst mit der Gefahr Ihres Zornes Ihnen die Wahrheit zu sagen — aber er ist auch nicht mehr. Er haßt mich, ich weiß es. Er begegnet mir mit Übermuth, wenn wir uns treffen, was ich, als der Ältere, Klügere, vermeide, wo ich kann; denn ich ehre Ihre Wahl, und schone Ihre Zärtlichkeit in ihm. Wäre diese Rücksicht nicht, so würde wohl Manches geschehen seyn, was dennoch besser unterblieben ist. Diese Erkenntniß aber kann mich nicht ungerecht gegen ihn machen. Ich gebe zu, was

wahr ist. Er ist ein liebenswürdiges Kind im Mannsalter, aber er ist ein Kind.

Sie kennen seine Standesvorurtheile, seine Blindheit in Rücksicht der Fortschritte und Bedürfnisse unsers Geschlechts, sein totales Verkennen des Dranges der Gegenwart. Wir haben oft darüber miteinander gesprochen. Er hatte auch Sie mit seinen romantisch aristocratischen Ideen aus dem Mittelalter angesteckt. Ihre Phantasie griff das Poetische an dem Ritterwesen auf, aber Ihr klarer Verstand zerstreute bald die unhaltbaren Nebel. Sie sehen jetzt ein, daß Eines Noth thut, und daß wir mit Feudalsystemen, Tournieren und Träumen von Deutschheit bey einer Nation, die nun einmahl keiner Nationalität fähig ist, und sich nur durch Cosmopolitismus aussprechen und erhalten kann, nie an ein gewünschtes Ziel kommen werden. Er wird das nie erkennen.

Dieser Mangel an Scharfsinn wäre indeß wohl zu übersehen. Er leidet unter den Vorurtheilen seiner Caste, und kein Mensch giebt gern Prärogative auf, wie unbillig, ja wie unmenschlich sie auch seyn mögen, die ihm zu Guten kommen, und denen der althergebrachte Besitz von Ahnen und Vorältern eine Art täuschender Sanction gibt.

Aber, und das ist nicht zu entschuldigen, er versündigt sich auch an Ihnen; denn — verzeihen Sie den harten, aber wahren Ausdruck! er schämt sich Ihrer, und seiner Liebe für das schönste, edelste, interessanteste, ihm ganz sich aufopfernde Weib. Und das, liebe Freundinn, ist Ihr größtes Unglück. Sie lieben ihn zu sehr.

Denken Sie an seine ängstliche Umsicht, wenn er bey Ihnen ist, und die Stunde heran naht, wo er wieder nach Hofe muß, damit man ihn nicht vermisse, und auch nicht vermuthe, wo er sey. Der Armselige! Soll die Zeit nicht für ihn vernichtet seyn, wenn er das unaussprechliche Glück genießt, Sie in seinen Armen zu halten? Soll da noch ein Hof, ein Amt, eine Verantwortlichkeit für ihn existiren?

Und dann sein erbärmliches Schwanken zwischen Leonoren und Ihnen! Ich kenne seine Frau, und lasse ihr Gerechtigkeit widerfahren. Sie ist hübsch, sie ist eine gute Mutter, eine brave, nützliche Hausfrau, und sie besitzt sogar einen Anflug von Talent. Aber kann sie wohl nur von fern in Vergleich mit Ihnen gestellt werden, mit Ihnen, die als Frau sie an Gestalt und Liebreiz tausendmahl übertrifft, zwischen deren und Leo-

norens Talent sich auch kein Punct der Vergleichung finden läßt, und auf die ihre Nation mit Stolz und Liebe sieht? — Verzeihen Sie! Ich bin mir bewußt, nur strenge Wahrheit gesagt zu haben; aber es sieht aus, wie Schmeicheley, und davon ist mir auch der leiseste Schein verhaßt.

Denken Sie an die schmerzlichen Augenblicke, die dieses unaufhörliche Schwanken Ihnen verursachte, an Ihre Leiden, an die Untergrabung Ihrer Gesundheit, die eine Folge jener Kämpfe war! Ihm haben Sie es zu danken, daß **bad Ihnen gar nichts nützte, und daß Sie den vorigen Herbst, so wie im Anfange des Winters, in Gefahr standen, das Opfer einer schleichenden Krankheit zu werden.

Ja, meine theure Freundinn! Sie lieben ihn zu sehr. Das ist Ihr Unglück, denn es ist Ihr Unrecht; und nur, wenn wir unrecht handeln, leiden wir. Er verdient diese grenzenlose Hingebung nicht. Ich brauche nach dem, was ich bereits angeführt habe, nichts weiter zu erörtern; aber ich bin überzeugt, daß jene Ängstlichkeit und jenes Schwanken nicht Statt haben würden, wenn er bey Ihnen noch etwas zu fürchten hätte. Etwas fürchten und etwas sorgen muß der Mensch für den kommenden Mor-

gen. Nur weil Ihre ausschließende Zärtlichkeit ihn jeder Furcht und jeder Sorge bey Ihnen überhoben hat, fürchtet er den Fürsten, und sorgt sich bey seiner Frau.

Aber es ist noch ein Grund, um dessentwillen dieß ganze Verhältniß mich ärgert, und um dessentwillen ich es als einen Raub an Ihnen, und dadurch an der ganzen Welt ansehe. Ich habe auch darüber mit Ihnen gesprochen, und Sie haben es zum Theil eingesehen. Seine engherzige Furcht vor dem Gerede der Menschen, seine Unterordnung unter Leonorens Hausrecht, endlich seine Eifersucht — noch die verzeihlichste seiner Schwachheiten — machen, daß er Sie von allem menschlichen Umgang absondern, für sich, oder vielmehr für seine Ängstlichkeit alle ihre Zeit frey, und Sie immer einsam wissen möchte, damit ja Niemand ihn bey Ihnen erblickt. Dadurch und selbst durch den steten Umgang mit einem von einseitigen Ansichten und Grundsätzen beherrschten Manne muß aber die Freyheit und Regsamkeit ihres Geistes leiden. Was haben Sie gedichtet, seit er Ihre Empfindungen despotisch an sich gerissen, und sich Ihres ganzen Wesens bemeistert hat?

Erwägen Sie, was Sie der Welt, die Sie

nun einmahl unter Ihre Zierden rechnet, was Sie der Natur, die Sie mit diesem weithin strahlenden Talent ausgestattet hat, was Sie Ihrem Ruhm, Ihrer Gesundheit, Ihrer Zufriedenheit schuldig sind! Dürfte ich hinzusetzen — und Ihren Freunden! Aber das möchte eigennützig klingen, und darum werde von dieser Rücksicht abgesehen.

Hören Sie demnach, gnädige Frau, den Vorschlag eines Mannes, der die Welt zu kennen sich einigermaßen rühmen darf, der Sie innig verehrt, und der auch Ihrem Freund um Ihrentwillen wohl will! Lassen Sie Ihren Geist nicht von ihm unterjochen! Ergeben Sie sich nicht unbedingt seinen Forderungen! Gewöhnen Sie ihn an Widerspruch in billigen Dingen, und an den Gedanken, daß Ihre übrigen Freunde, und die Welt auch einige Ansprüche an Sie haben! Sprechen Sie ruhig, vernünftig mit ihm! Ergötzen Sie sich an seinen guten Eigenschaften, an seiner Schönheit, seiner kindlichen Gutmüthigkeit, an seinen oft wirklich liebenswürdigen Unbesonnenheiten! Aber verlieren Sie sich nicht mehr an ihn! Behalten Sie den Kopf frey, und die Macht, Ihr Verhältniß zu ihm klar zu übersehen!

Er selbst wird es Ihnen danken; denn er

wird seiner alten Angst vergessen, und vor Ihrem möglichen Verlust zittern. Das wird seinen Wünschen Einheit, seinem Umgang mit Ihnen mehr Freyheit und Leben, und Ihnen Beyden mehr wahres Glück gewähren.

Prüfen Sie meinen Rath! Zürnen Sie meiner Freymüthigkeit nicht! Und vor allem vergessen Sie nicht, daß der, der Ihnen bey den Empfindungen, die ihn selbst beleben, diesen Brief mit solcher Ruhe und Verständigkeit schreiben konnte, doch wenigstens nicht eigennützig, und nicht ohne Herrschaft über sich selbst ist! Leben Sie wohl!

Sechzehnter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 26ten October 1811.

Wie ist mir, liebe Bertha? — Welche neue, wunderbare Welt von Gefühlen, Erwartungen und Vorstellungen geht in meiner Seele auf! Lies den Brief, den ich dir hier in Abschrift zusende, denke Dich an meinen Platz mit allen meinen Empfindungen, Schwächen, Wünschen und Leiden, und dann urtheile, welche Wirkung dieses Schreiben auf mich machen mußte!

Sollte es möglich seyn? Sollte ich von dem Manne geliebt seyn, den ich unter allen Sterblichen am letzten, am wenigsten eines wärmeren Gefühls fähig hielt?

Es öffnen sich Möglichkeiten vor mir, es entfalten sich Ansichten in schwindelnder Unabseh-

barkeit, die ich nicht zu erkennen, die ich kaum zu ahnen vermag.

Jahre lang irrte mein ewig verlangender, nie befriedigter Geist in dämmernden Räumen, Jahre lang griff das verletzte Herz mit tiefer unausgesprochener Sehnsucht nach Gegenständen, die sich im täuschenden Lichte allgenügender Vollendung ihm darstellten, faßte sie, hielt sie, klammerte sich mit der Angst des Ertrinkenden an sie, und mußte sie dennoch wieder mit unsäglichem Schmerz fahren lassen, und den bitteren Kelch enttäuschter Hoffnung, oder betrogner Sehnsucht so oft und oft leeren. — Und nun? — Hier ist keine Leidenschaft im Spiel, kein schöner Traum spiegelt mir überirdische Seligkeiten vor, und keine dichterische Phantasie läßt mich den Gegenstand einer schnell entstandenen überraschten Neigung in einem überirdischen Lichte sehen. Ich bin durch keine Zaubergestalt angezogen, durch keinen unwiderstehlichen Reiz geblendet, ich liebe nicht einmahl. Es ist bloß Freundschaft, stille, aber tiefgenügende Achtung, und ein Gefühl von Sicherheit nach tausend Irrthümern und Stürmen.

Aber gerade das scheint mir das Wahre und Beglückende, das Einzige, was mir Noth thut.

Es ist Vieles in dem Brief, was mich verletzt, und mir bis in's Innerste weh gethan hat. Ich war im ersten Augenblick gereizt, unmuthig. Die Consequenz der Begriffe, und die bündige Unausweichlichkeit der Schlüsse zwangen mich aber bald still zu stehen, meine aufwogenden Gefühle zur Ruhe zu sprechen, und meine flüchtigen Gedanken zu sammeln. Ich that es, und, wie tief es auch schmerzte, ich mußte gestehen, Lothar habe Recht! Ja, Ludwig hat sich meiner geschämt, und thut es noch. Widerstrebend, voll inneren Zwiespalts folgt er dem mächtigen Zuge, der ihn vom ersten Augenblick an zu mir zog, wie mich zu ihm. Es war kein Irrthum, als ich in ihm die Hälfte meines Wesens erkannte. Ich bin davon noch so fest als von meinem eignen Daseyn überzeugt; aber — es war ein Mißgriff!

Sein milder edler Geist ist in zu engen Formen befangen, und sein kräftiges schönes Gemüth hat an alte Gewohnheiten, an Menschenfurcht seine natürliche Freyheit verloren. So habe ich ihn nach und nach kennen gelernt. Die erste Anschauung war dennoch ewig rein, und ewig wahr. O, solche Momente trügen nicht. Es sind die engen Spalten, durch die dem gefangenen Geist etwas von dem ursprünglichen Glanze seiner Her-

kunft kund wird; es sind die dunklen Regungen der gebundenen Flügel, die Psyche entfalten möchte, und nicht kann. Sie verschwinden, sie gehen im düstern Staube des irdischen Daseyns unter; aber sie existiren, und sie täuschen den nicht, der, sie zu erkennen und zu belauschen, sich die Freyheit und Hoheit der Seele bewahrt hat.

Ich liebe Ludwig innig und treu. Ich bin ihm gut, wie einem geliebten kranken Bruder. Wie Electra könnte ich am geistigen Siechbette dieses theuren Orestes wachen, für ihn sorgen, und ihn mit zärtlicher Liebe pflegen; aber ich kann nicht verkennen, was ewig und unabänderlich wahr ist, daß er befangen, gegen eingewurzelte Vorurtheile schwach, und nur gegen die innigste hingebendste Liebe kräftig, ja hart zum Widerstande ist.

Was habe ich nicht durch diese Eigenheiten gelitten, und wie wurde ich allen diesen Rücksichten aufgeopfert! Dennoch wagt es Ludwig noch eifersüchtig zu seyn, und äußert Verdacht gegen mich, die offen und frey ihm keinen Schritt verbirgt, weil sie keinen unrechten thut, und nur aus Schonung ihm bisher nicht immer erzählt hat, wenn sie des Umgangs eines weisen ermunternden Freundes genoß, in dessen beruhigender Ge-

genwart sich jene Stürme legten, die Fahrnau's innerer Zwiespalt in ihr erregte, und vor dessen klarer Lebensansicht sich das Chaos ordnet, das jene verworrenen Begriffe erzeugt haben.

Ja, Bertha, ich bin überzeugt. Ich muß endlich einen entscheidenden Schritt thun. Ludwig soll Alles erfahren. Ich will ihm kein Geheimniß mehr aus Lothars Besuchen, und selbst nicht aus dem Vergnügen und dem Vortheil machen, den die Freundschaft eines so bewährten einsichtsvollen Mannes mir verschafft. Sollte ich die Rolle übernehmen, die ich mit Recht an Ludwig zu tadeln habe? Sollte auch ich mich meines Freundes schämen?

Doppelsinnigkeit war mir von jeher verhaßt, das unwahre Schweigen, und eine, wenn auch nur negative, Heucheley lag wie eine fremde beengende Last auf meiner freyen Brust. Ich bin nicht gewohnt, mich zu verstellen, und mache es darum auch schlecht.

Ich war eben neulich durch eine Scene der eifersüchtigen Laune Ludwigs sehr verstimmt gewesen. Lothar kam bald hernach. Ich schämte mich halb, und konnte den Ton nicht finden, mit dem klugen scharfblickenden Freund zu sprechen.

Das war die nächste Veranlassung seines

Briefes. Meine Verstimmung scheint auch ihn gequält zu haben, er mußte sich aussprechen, und endlich den Warnungen, und Zweifeln Worte geben, die sich in seiner Brust bewegten. Er hat es gethan, und mit welcher Klugheit und Schonung jeder zarten, verletzbaren Stelle!

Ich habe ihn im Anfang unserer näheren Bekanntschaft scherzend den schroffen Freund genannt. Darf ich ihn wohl jetzt noch so nennen, da ein theilnehmendes, warmes, und, ich darf vielleicht sagen, ein zärtliches Gemüth durch diese anscheinend starre Hülle blickt?

Lothar darf mich nicht schwach finden. Ludwig soll erfahren, wie sehr ich den Freund achte, ihm vertraue, wie innig ich wünschte, sie beyde, die mir so lieb, und jeder in seiner Art unentbehrlich sind, miteinander zu vereinigen. Ach Bertha! Wie unaussprechlich selig würde ich seyn, wenn das gelänge! Leb wohl!

Siebenzehnter Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 30sten October 1811.

Ludwig hat seine Stelle niedergelegt. Die Ursache, warum, und die Art, wie er es that, haben meinen vollen Beyfall. Aber was sind die Folgen davon?

Er könnte jetzt nach Rosenstein zurückkehren, wo sein Weib und seine Kinder leben, und wo sein Eigenthum seiner Leitung und steten Gegenwart bedürfte. Die kurze Vernachläßigung des vorigen Sommers hat uns schon gezeigt, von welcher Wichtigkeit das Auge des Herrn sey, und jetzt sind es zehn Monathe, seit er sein Schloß nicht wieder gesehen hat. Ich selbst bin erst die Hälfte dieser Zeit wieder da, und was vermag eine Frau, und noch dazu eine mit einem zerrissenem Herzen!

Von mir, von meinem Schmerz will ich nicht reden. Der wird ihn nicht zum Zurückkehren bewegen, sonst müßte er es schon längst gethan haben. Ach mit meinen Hoffnungen ist es aus! Ich habe angestanden, ob ich ihm nicht eine Schilderung der Lage der Dinge machen solle, damit er wisse, wie Alles steht, um seine Maaßregeln darnach zu nehmen. Nach einiger Überlegung habe ich auch das aufgegeben. Er hat ja die Briefe des Verwalters und meine früheren Nachrichten. So habe ich mich darauf beschränkt, ihm meinen Beyfall über sein muthiges Zerbrechen von Fesseln zu bezeugen, die ihm nun einmahl nie ziemten, nie paßten, und ihm meinen Glückwunsch zu melden. Das Einzige, was einen leisen Schimmer von Zufriedenheit über mein Herz verbreitete, war die Rücksicht, daß er mir diese Veränderung seines Schicksals auf der Stelle, und so ausführlich und angelegen gemeldet hat, daß es doch scheint, als glaube er noch an eine Gemeinschaft unseres Schicksals. Ach Clara! Wohin bin ich gebracht, daß ein so flüchtiger schwacher Wiederschein des ehemahligen vollen Mittagsglanzes meines Glücks mir einiges Vergnügen gewähren kann!

Es fehlt aber auch außer diesen Betrachtun-

gen nicht an höchst unangenehmen Folgen unseres gespannten Verhältnisses. Noch sind es nicht acht Tage, als der Oheim meines Mannes auf Rosenstein erschien. Ich empfieng ihn mit Achtung, als den nächsten Verwandten meines Gemahls; er aber betrug sich mit einem Übermuthe und einer Anmassung, die alle meine Geduld und meine Rücksicht für Ludwig in die Schranken forderte. Er käme, sagte er, um der Wirthschaft nachzusehen, es sey seine Pflicht, als Ältesten des Hauses, darüber zu wachen, daß nicht Alles vergeudet, und den Kindern seines Bruders das väterliche Erbtheil ganz versplittert werde. Er äußerte sich mit schonungsloser Härte über Ludwigs Verhältnisse, und er schien besser unterrichtet, als ich dachte. Wenigstens erzählte er mehr, und Schlimmeres, als ich je geahnet hatte. Seine Stachelreden schnitten tief in mein Herz; doch vermochte ich es, während seiner Anwesenheit mich leidlich zu verhalten, und meine Thränen flossen erst, als er das Schloß verlassen hatte. Aber bald strafte ich mich über meine Leichtgläubigkeit, und die Betrachtung der unfreundlichen Gesinnung, mit der dieser Oheim uns von jeher behandelt hatte, die giftige Hastigkeit, mit der er jede gehässige Ansicht auffaßt, und von jedem Men-

schen willig das Ärgste glaubt, ließen mich nach und nach sein Betragen im gehörigen Lichte sehen, und seinen Äußerungen nicht mehr Glauben beymessen, als sie überhaupt verdienen.

So sprach ich nach und nach mein Herz wieder in Ruhe; aber die schmerzlichen Erschütterungen klangen doch lange nach, und das Dunkel meines Schicksals wurde noch ein Bißchen trüber schattirt.

Ein Paar angenehme Stunden hat mir der Besuch Mathildens, der glücklichen Gemahlinn des Mannes ihrer ersten und einzigen Liebe, gemacht. Sie kamen von Waldemuth herüber, oder ich ließ sie vielmehr von dorther zu mir bitten. Tengenbach hat an seinem Freunde sehr schön gehandelt. Alles, was ich von diesem Manne höre, bestätigt die günstige Meinung, die mir sein Äußeres und sein Betragen bey dem ersten Zusammentreffen einflößten. Er mag nicht sehr glücklich seyn. Sein öfterer Umgang würde mir unter andern Umständen nicht unangenehm seyn. Jetzt berührt Alles mein wundes Herz auf eine schmerzliche Weise, und so ist es besser, einsam zu bleiben. Leb wohl!

Achtzehnter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 1ten November 1811.

Was vermißt sich der Mensch, in aufgeregten Augenblicken mit fester Hand der langsam bereitenden Zukunft vorzugreifen, und sein Schicksal mit kekem Muthe gleichsam zum Streit aufzufordern?

Ich habe mit Ludwig gesprochen. Es sollte Alles zwischen uns klar und würdig seyn. Großer Gott! Wie konnte ich so tollkühn rechnen, wie so ganz auf den Vulkan in dieser stolzen Männerbrust vergessen! Welche Flammen habe ich angezündet!

Zwey Tage hatte mein Vorsatz in meiner Brust auf und ab gewogt. Den Tag, wo ich Dir geschrieben, kam Lothar nach Tische zu mir. Ich hatte ihn seit dem Empfange seines Briefes nicht

gesprochen, und war nicht ohne Spannung auf diese Zusammenkunft. So befahl ich, als er eingetreten war, mich vor Jedermann, selbst vor Ludwig, zu verläugnen, dessen Kommen jetzt nicht mehr wie sonst an bestimmte Stunden gebunden ist. Er hat seine Stelle niedergelegt. Ich weiß nicht, ob ich ihm dazu Glück wünschen soll, oder nicht. Auf keinen Fall hätte ich ihm die Festigkeit, es zu thun, zugetraut. Er ist nun Herr seiner Zeit. Aber unmöglich hätte ich Ludwig jetzt empfangen, und die Störung ertragen können, die seine Dazwischenkunft in ein solches erstes Zusammentreffen gebracht haben würde.

Eine Weile ging das Gespräch zwischen Lothar und mir schleppend hin. Zwischen der ängstlichen Verlegenheit und dem Verlangen, mich mit ihm auszusprechen, griff ich unsicher nach Gegenständen der Unterhaltung, und irrte, wie versuchend, an ihnen herum. Er ertrug mich feinfühlend und klug. Er war nicht verlegen; denn der klare Geist hatte mit Sicherheit erkannt, was zu thun sey, und das so Erkannte besonnen und zweckmäßig ausgeführt. Aber als bereits eine Weile verflossen war, und eine zarte Scheu mich noch immer abhielt, des Briefes zu erwähnen, da hob sein

helles Bewußtseyn mich aus der düstern Einengung, und er fragte mit einem Tone, den ich so weich, so kindlich nie von ihm gehört hatte, ob ich seinen Brief empfangen, und ob mich sein Inhalt nicht vielleicht beleidigt habe?

Nun war das Siegel meiner Lippen gelöst, und alle fremdartige Beklommenheit durch das einzige Wort des treuen, liebevollen Freundes von mir genommen.

Ich versicherte ihm, daß, fern davon, mich zu beleidigen, ich vielmehr in dem klugen Rathe seine Einsicht, und in der Herzlichkeit seiner Eröffnung sein Wohlmeinen für mich achten müsse.

Ein unendlich angenehmes Lächeln spielte durch seine starken Züge, und verklärte sie mit einem vorher unbekannten Reiz. Er faßte meine Hand. Also zürnt Rosalie dem schroffen Freunde nicht? Hat sie ihm verziehen, was die innigste Freundschaft ihn gegen ihre liebste Neigung sündigen machte?

Mir schien es, als schwebe ein leiser, leiser Seufzer bey diesen Worten über seine Lippen. Ich sah ihn an. Nein, Lothar! sagte ich, und jene Bemerkung mochte meinen Ton milder als gewöhnlich machen: Ich kann Ihnen nicht zürnen. Sie haben sich vielmehr ein Recht auf meine

Dankbarkeit erworben. Und glauben Sie mir! Ich werde mir Ihren Rath zu Nutzen machen, mich zusammen fassen, mich selbst zu begreifen, und die zwiespaltigen Gefühle und Ansichten zu beherrschen suchen.

Wollen Sie das? rief er lebhaft: Wollen Sie mit sich selbst einig und glücklich werden?

Ich will es. Ich reichte ihm die Hand: Aber helfen Sie mir dazu! Leiten Sie mich! Ich will Ihnen folgen, wie ein frommes Kind.

Er sah mich mit einer Art wilder Betroffenheit an; dann sprang er rasch auf.

Das ist nichts! rief er vor sich hin: Nein! Das ist nichts.

Hatte ich ihn verstanden? Hatte ich dieses Erschrecken vor meiner kindlichen Hingebung richtig gedeutet? Bertha! Wenn etwas Lebhafteres, Süßeres, als bloße Freundschaft in dieser starken Brust sich bewegte? Mein Auge folgte ihm, wie er mit raschen großen Schritten das Zimmer maß. Lothar! sagte ich endlich: Ist das Ihr Versprechen? Sie lassen mich im ersten Augenblick unserer Überlegungen allein?

Er trat schnell und fest auf mich zu. Gnädige Frau! sagte er: Ich glaube, es ist gut, wenn

ich gehe. Sie würden sonst einig mit sich werden, während ich — Er hielt inne.

Könnte Lothar jemahls uneinig mit sich selbst werden?

Ein finsterer Blick, der etwas Schmerzliches hatte, ruhte lange auf mir. Dann setzte er sich langsam und besonnen an meine Seite nieder, und begann mit einer Ruhe und Fassung, der man das Gewaltsame dennoch ankennen konnte, über mein Verhältniß zu Ludwig zu sprechen. Es war eine Erläuterung seines Briefes, und Vieles noch deutlicher, überzeugender entwickelt. Mein Entschluß war wunderbar gestärkt. Ich fühlte mich in dieser klaren gesunden Ansicht des Lebens, des menschlichen Herzens und meiner eignen Stellung zu Ludwig so beruhigt, als fest. Wir plauderten noch lange. Die starre Haltung seines Wesens, die im Anfang des Gesprächs vorgewaltet hatte, löste sich nach und nach in milde Heiterkeit, und mir war so wohl, so leicht! Die bange Beklemmung meiner Brust war geendet, ich war entschlossen, ernst und mild, offen und liebevoll mit Ludwig zu sprechen. Lothars Gegenwart hatte mich gehoben, und mir die Kraft der Freyheit gegeben. So ließ ich ihn scheiden, und harrte Ludwigs Ankunft entgegen.

Der Tag war schon eine Weile der Dämmerung gewichen, jetzt wich die Dämmerung der Nacht. Es wurde sieben, acht Uhr. Ludwig kam nicht. Dieß Außenbleiben störte den ruhig besonnenen Gang meiner Ideen, indem es etwas Unberechnetes hineinwarf.

Allerley Muthmassungen und Möglichkeiten erhoben sich vor mir, bestritten, vernichteten sich untereinander, und dienten alle nur dazu, mich zu quälen. Endlich, es hatte schon halb neun Uhr geschlagen, hörte ich den schnellen stürmischen Schritt durch die Zimmer. Die Thure flog gäh auf, ich sprang ihm entgegen. Er blieb unbeweglich auf der Schwelle stehen, blickte finster um sich, und sagte nach einer Pause: Also doch endlich allein!

Das warf mich aus allen meinen Vorsätzen, und doch arbeitete es in mir auf, diesen einleitenden Vorwurf zu fassen, und mit Sicherheit daran zu knüpfen, was irgendwo doch einmahl angeknüpft werden mußte. Aber ich sah diese Gestalt voll stolzer rührender Schönheit, diese dunkeln Lichter, die aus ihrer düsteren Umschattung auf mich herab blitzten, ich sah die leidenschaftliche Bewegung, die um diese Lippen zuckte, und die nur eine äußerste Anstrengung auszubrechen

hinderte, und plötzlich hoben sich, wie in einer allgemeinen Auferstehung, helle Gestalten aus den Hüllen der Vergangenheit auf, himmlische Augenblicke, und theure Schmerzen, Entzückungen verklärter Liebe, und Verzweiflung hoffnungsloser Leidenschaft, Alles, was ich gelitten, geopfert, schwärmerisch geliebt. Rosalie! rief diese Stimme, die ich nie hören kann, ohne mein Innerstes erschüttert zu fühlen, und ich flog mit ausbrechenden Thränen auf ihn zu.

Er aber — mich schaudert beym Wiederhohlen dieser Scene — er hielt mich mit vorgehaltenem Arm von sich, und sagte dumpf und schneidend: Heuchlerinn!

Ich stand ihm erstarrt gegenüber.

Ich weiß Alles, hub er an, Ihre Plane, und Ihre Künste. Mich werden Sie nicht mehr täuschen, meine gnädige Frau! Ich komme Ihnen eine Wahl vorzulegen, die unabänderlich ist, und die Sie längst hätten treffen sollen.

Was ist das, Ludwig? Was soll mir diese Sprache? Ich zitterte an allen Gliedern, und strebte nach Fassung. »Sie verstehen mich, gnädige Frau, und es bedarf nichts weiter. Er oder Ich! Sie brauchen nur zu entscheiden.«

Wahrhaftig, ich weiß nicht — erwiederte ich

mit Mühe, die Angst meiner Brust hinter ausweichenden Worten verbergend.

O Schlange! rief er aus, indem die Gluth seines Zorns, in lodernde Flammen auffsprühend, von seinen dunkel gerötheten Wangen, aus seinen rollenden Augen blitzte. Seine Fassung war dahin, ein Strom von Vorwürfen, und Aeußerungen des tödtlichsten Hasses gegen seinen Feind ergoß sich unaufhaltsam.

Ich hörte eine Weile bebend zu; bald aber wurde die Erschütterung zu heftig, mir schwindelte, ich fühlte, daß ich erbleichte, und mußte mich setzen.

Einen Moment schien die Rücksicht auf meine Lage den Ausbruch seiner Wuth zu hemmen. Er verstummte, und sah mit einem langen düsteren Blick auf mich. Nein! rief er endlich, und schüttelte die dunkeln Locken, wie der Todesengel: Nein! Nein! Es ist eitel Gauckelspiel!

Dieß Wort gab mir meine Kraft. Ich sprang auf. Herr von Fahrnau! rief ich: Diesen Vorwurf ertrage ich nicht, wenn ich auch Ihre sprudelnde Hitze mit Geduld ansehe.

Rosalie! — Ein Schimmer von Milde fuhr wie ein Blitz über seine Züge, und verschwand sogleich wieder. Mit merklicher Anstrengung, seine

donnernde Stimme zu beherrschen, fuhr er fort: Werfen Sie sich nicht in die Brust, gnädige Frau! Ich habe Ihre Plane durchschaut, ich bin zu gut unterrichtet. Und nun rechnete er mir mit scheinbarer Kälte, die mir fürchterlicher vorkam, als vorher sein Zorn, alle unseligen Ereignisse und Zusammentreffungen her, wo ich ihn um Lothars Willen getäuscht, mich vor ihm verläugnet, oder diesen auf irgend eine Art einen Vorzug vor ihm gegeben haben sollte. Ich erstaunte sowohl über die Treue seines Gedächtnisses, als über den unglücklichen Scharfsinn, mit welchem er Möglichkeiten zu Wahrscheinlichkeiten, und diese zu Gewißheiten gesteigert hatte, um sich und mich zu martern. Vergebens versuchte ich, ihn zu unterbrechen, jeder solche Versuch erhöhte seinen verhaltenen Grimm, und endlich wich die mühsame Fassung der Gewalt der allmächtigen Leidenschaft.

Mit einer Heftigkeit, die er nicht mehr bezwingen konnte, mit ausbrechenden Thränen rief er endlich: O wenn Du mich noch liebtest, das Alles wäre nicht geschehen, konnte nicht geschehen! Aber Du bist falsch! Du spielst mit meiner Liebe, Du wirfst sie einem Nichtswürdigen zum Opfer hin, der Dein Herz nicht achtet, der Dich

zum Spielwerk seiner Künste macht. Und ich — ich habe Alles, mein irdisches Glück, und den Frieden meiner Seele an Dich verloren!

Er warf sich auf einen Stuhl, schlug die geballte Faust vor die Stirn, und blieb so eine Weile liegen.

In mir wogte der heftigste Kampf. Mitleid und Liebe zogen mich zu dem Unglücklichen, dessen Schmerz ich willenlos erregt hatte, und den ich mit Einem Worte des verlangten Opfers hätte stillen und glücklich machen können. Ach wenn ich diese hohe leidende Gestalt, selbst jetzt noch in Zorn und Schmerz unwiderstehlich schön, sah, wenn ich bedachte, wie heiß er mich liebte, dann drängte es mich, ihn in meine Arme zu schließen, und mit der Hingebung Alles dessen, was mir lieb und kostbar ist, den Frieden seines Gemüths zu erkaufen! Aber die Vernunft erhob sich gebiethend; Lothars ernste Gestalt stand vor mir, und ich fühlte, was ich ihm schuldig war. Durfte, konnte ich ihn aufopfern? Welche Forderung war billiger, die desjenigen, der alle meine Neigungen ausschließend beherrschen wollte, oder der Wunsch des edlen ruhigen Geistes, daß ich zwar meiner Neigung folgen, aber meiner Freyheit nicht entsagen sollte? Und in welchem

Moment war dieser edelmüthige Rath gegeben worden?

Ich sprach die empörten Gefühle zur Ruhe. Nun oder nimmer! sagte die Vernunft. Es ist der letzte entscheidende Augenblick, um Deine Ketten abzuschütteln. Freundlich trat ich zu ihm, und legte meine Hand auf seinen Arm. »Lieber Ludwig! sagte ich: Du bist außer Dir. Ein unglücklicher Verdacht hat sich Deines klaren Geistes bemeistert. Ich bin nicht strafbar, ich bin nicht falsch. Bist Du im Stande, mich ruhig anzuhören, so wird meine Unschuld, aber auch die Nothwendigkeit eines veränderten Betragens von Deiner Seite Dir einleuchten.

Die gespannteste Erwartung, und ein Ausdruck leidenschaftlicher Liebe, der im ersten Moment noch aus seinen Zügen, seinem thränenvollen Auge, sprach, machten während meiner Rede einer gänzlichen Abspannung seiner Mienen, und einer auffallenden Bläße Platz. Er stand auf, und ich glaube, er zitterte. Wenigstens wankte der Stuhl, an den er sich hielt. Mein Herz wandte sich in meiner Brust, aber es war Pflicht, standhaft zu seyn.

»Sie befehlen, gnädige Frau! Ich bin bereit, Sie zu hören.«

Ich fing nun an, ihm mein Verhältniß zu Lothar, dessen billige und achtungsvolle Meinung von ihm, der ihn fälschlich für seinen Feind halte, meine Lage, und meine Wünsche in Ansehung eines zwangloſen Lebens auseinander zu setzen. Ich sagte ihm, daß ich längst gesucht hätte, durch eine offene Erklärung jeden Verdacht zu entkräften, und ein peinliches Mißverständniß zu endigen; daß bloß die Furcht vor einer Scene, wie die gegenwärtige, mich abgehalten, es zu thun; daß ich nichts mehr wünschte, als zwey Männer, die ich beyde so sehr schätzte, als Freunde zu sehen; daß ich Ludwig ewig lieben, aber auch nicht aufhören würde, Lothar zu achten.

Er hörte mich an, ohne ein Wort zu erwiedern. Aber die Blässe seines Gesichts nahm von Minute zu Minute zu, seine Augen erloschen, sein Zittern wuchs so, daß er sich an die Wand stützte, bey der wir standen. Mir war unendlich weh ums Herz; doch wollte ich durch keine unzeitige Weichheit verderben, was mir so wohl eingeleitet schien. Als ich schwieg, schwieg auch er noch immer. Ich sah ihn erwartend an. Befehlen Sie noch Etwas, gnädige Frau? sagte er endlich mit ganz tonloser Stimme, und star-

ren verworrenen Blicken. Ich erschrack; denn ich wußte mir diese Antwort nicht zu deuten: Hast du denn nicht gehört, was ich sagte, Ludwig?

Ja so! Ja so! Er rieb sich die Stirn, als wollte er sich besinnen; dann faßte er meine Hand, schüttelte sie so heftig, daß ich zu fallen befürchtete, rief: Leben Sie wohl! — und war verschwunden.

Ich stand betäubt, unschlüßig. Seine Hand war kalt gewesen, wie der Tod. Mich hatte diese Scene unbeschreiblich angegriffen, und, was mich am meisten beunruhigte, war, daß sie dennoch zwecklos, und alle diese Stürme vergeblich gewesen seyn werden. Zwey Tage sind seitdem herum — ich habe ihn nicht wieder gesehen, nichts von ihm gehört. Lothar habe ich Alles erzählt. Er billigte meine Festigkeit, und ermahnte mich, den einmahl betretenen Pfad nicht mehr zu verlassen. Es ist jetzt an Fahrnau, den nächsten Schritt zu thun, nicht an mir; denn ich habe gesprochen, und er muß antworten.

Indessen — er kömmt nicht, und mich faßt eine entsetzliche Unruhe. Ich habe hinsenden wollen. Lothar rieth mir ab; ich würde zerstören, was ich mühsam gebaut, Ludwig müsse die ihm neue Vorstellung erst in seinem Gemüthe verarbeiten,

dazu solle ich ihm Zeit lassen, und die allmählige Entwickelung der Wahrheit aus sich selbst nicht stören. Ich sehe ein, daß Lothar auch hierin Recht hat; aber mein Herz blutet, wenn ich mir Ludwig leidend denke. O ich hätte nicht, oder doch so nicht mit ihm sprechen sollen! Ich bin verwirrt, beklommen, und ich weiß mir nicht zu rathen.

Neunzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus der Residenz den 3ten November 1811.

Wir sind getrennt. Sie hat mich einem Andern opfern wollen, und ich habe die morschen Bande gerissen. Ich schöpfe tief, tief Athem, wie Einer, der aus drückenden Banden befreyt wäre. Es will nicht leichter werden auf dieser schwerbelasteten Brust. Eine Welt liegt auf mir, und um mich her ist grenzenlose Öde.

Rosalie treulos! Sie, die mich so geliebt, die mit allen Ranken ihres Wesens in mich verwachsen schien! Ich vermag es nicht zu fassen, und es ist mir in manchen Augenblicken, als wäre es nicht möglich, als sey Alles noch im Alten!

Es ist Nacht — überall Nacht um mich. Ich greife aus nach den gewohnten Gegenständen; es

ist Alles weggebrochen, alles ab und todt! Meine Vergangenheit habe ich vernichtet. Weh mir, wenn sie jetzt in der zerrissenen Brust erwachte! — Meine Gegenwart hat sie zerstört. Was kann ich von der Zukunft hoffen? Für mich ist keine mehr.

Ich fühle mich krank. Der Tod wäre mir, bey Gott, willkommen! Aber zwey unmündige Waisen stehen drohend an dem engen Hause, in dem der Gequälte Ruhe suchen möchte, und schrecken mich zurück. — Und Leonore! O still, still! Die dichtesten Hüllen über diese Stelle!

Ich schließe den Brief, denn ich kann nicht mehr schreiben. Mein Kopf glüht, meine Hände starren, und Fieberfrost schüttelt meine Glieder. Leb wohl!

Zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 6ten November 1811.

Nur wenige Zeilen, liebste Freundinn, um Dir zu sagen, daß ich verreise. Lothar hat mich überzeugt. Bey dem jetzigen gespannten Verhältnisse mit Ludwig konnte der Verkehr mit ihm und Lothar nicht länger bestehen. So ist es das Beste, ich entferne mich auf einige Zeit. Ich gehe nach Italien, dem Herbst folgend, der unsere rauhen Gegenden bereits verlassen hat. Meine Gesundheit hat durch die letzten Stürme sehr gelitten. Auch für sie besorgt, hat der kluge umsichtige Freund mir dieses einzige Mittel, vielen beengenden unbequemen Berührungen zu entfliehen, angerathen. Er bleibt indeß hier, meine Geschäfte, die ich ungeordnet zurücklassen muß, zu beendigen, und kömmt vielleicht, wenn es die seinigen erlauben, nach.

Ludwig darf nichts erfahren, bis ich fort bin. Es würde eine fürchterliche Scene geben, die, zu nichts führend, nur bewirken würde, uns mit noch verletzteren Gefühlen auf demselben Puncte zu finden. Erst aus ——ingen will ich ihm schreiben, aber ohne ihm vor der Hand meinen Aufenthalt, und das Ziel meiner Reise zu entdecken. Ich will ihm alle Gründe, die mich dazu bestimmten, offen darlegen, und ihn bitten, mir nicht eher zu folgen, bis er es über sich gewinnen könne, einem ungerechten Hasse zu entsagen, und einzusehen, daß der treuen Liebe, womit mein Herz ihn noch stets umfaßt, meine ruhige Achtung für Lothar keinen Abbruch thue. Wenn er dieß vermögen würde, dann würde ich entweder zurückkommen, oder ihm meinen Aufenthalt entdecken.

So muß der Knoten zerschnitten werden, den, freundlich zu lösen, Ludwigs ungestüme Eifersucht mir nicht erlaubt. Leb wohl! Meine Leute harren meiner, um Befehle wegen der Abreise zu empfangen.

Aus dem schönen Italien mehr und ausführlicher.

Ein und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus der Residenz den 9ten November 1811.

Sie ist fort. Durch fünf Tage hielten mich theils ein Fieber, das mich mit wüthender Gewalt ergriffen hatte, theils mein beleidigtes Gefühl von ihr fern. Keine Frage, keine Erkundigung von ihr!

Gestern Abends kommt ein Bekannter, mich zu besuchen, und spricht, wie von einer Sache, die ich wissen muß, von Rosaliens Abreise. Ich sende hin. Niemand weiß, warum, wohin sie gegangen? An mich keine Zeile, kein Auftrag!

Wie ich die Nacht zugebracht, schildere ich Dir nicht. Diesen Morgen löste sich endlich das Räthsel. Lothar ist ihr in der Nacht gefolgt. Das ist zu schändlich, zu niederträchtig! Aber er soll nicht triumphiren. Ich werde ihn suchen und finden. Ich will nichts als Genugthuung. Ich sende um Postpferde. Eine ziemlich wahrscheinliche Spur weist nach Italien. Leb wohl!

Zwey und zwanzigster Brief.

Lothar an den Obersten Fierolles.

Aus der Residenz den 8ten November 1811.

Du hast lange von mir keinen Brief erhalten. Ich liebe es nicht, zu schreiben, wenn ich nicht etwas Bestimmtes zu sagen habe, und mag auch nicht gern von einer Sache reden, bis sie abgethan, und zwar so abgethan ist, wie ich es wollte. Es ist freylich vorauszusetzen, daß ein besonnener Mensch nichts Unmögliches, ja selbst nichts Unwahrscheinliches wollen wird, und viel, ja fast Alles ist dem festen Willen, wenn er vom Verstand geleitet wird, zuzutrauen. So hätte ich auch den Ausgang, auf den ich hinarbeitete, wohl als gewiß vorher verkündigen können, und ich wäre nicht zu Schanden geworden.

Aber da man nicht auf die Menschen wirken kann, ohne ihre Leidenschaften und ihre Thorheiten in Bewegung zu bringen, so mußte auch

auf diese Reibungen gerechnet, und, was dem tollen Muthe, oder der liebenden Schwäche möglich war, mit in Anschlag gebracht werden. Wie weit diese gehen würden, war nicht mit Gewißheit voraus zu bestimmen; denn Wahn und Thorheit finden kein Maaß in dem Kopfe eines Verständigen, und es ist wohl möglich, ihnen endlich obzusiegen, aber nicht sie ganz unschädlich zu machen.

Darum schrieb ich Dir nichts. Ich kann es nicht leiden, voraus zu posaunen, und den Herold einer künftigen That zu machen. Nun ist es gethan, und nun sollst Du Alles wissen.

Daß mich Fahrnau tödtlich beleidigt hat, ist Dir bekannt. Damahls war keine Zeit und keine Gelegenheit, ihn dafür zu strafen. Ihn sicherten die Nähe des Throns und der Glanz, in dem er stand. Aber in dem Augenblick, wo jene Rede seinem Munde entfloh, war sein Untergang beschlossen.

Es wurde mir leicht, ihm unter den Hofschranzen, denen sein schnelles Glück ohnehin längst ein Dorn im Auge war, Verfolgung und Verdruß zu erregen. Vieles machte sich von selbst, Vieles veranlaßte ich. Sein Stolz und seine leidenschaftliche Hitze gingen in die wohlberech-

nete Schlinge. Er ist vom Hofe entfernt, sein Ehrgeiz gekränkt, sein Einfluß gebrochen.

Jetzt näherte ich mich Rosalien. Sie zu durchschauen, ist nicht schwer. Von Seiten des Gefühls und der Phantasie war sie mir nicht zugänglich; die einzige unbesetzte Stelle war ihr Kopf. Diesen mußte ich also für mich gewinnen. Ich mußte sie unterjochen, indem ich sie glauben machte, sie sey die erste und einzige, an die ich meine Besonnenheit verlieren könnte. Nun ist sie ganz und unentfliehbar mein. Sie weiß zwar das selbst noch nicht; aber der Nebenbuhler ist aus ihrem Herzen verdrängt, und behauptet nur in der Erinnerung eine schwache Stelle. Sie folgt mir nach Italien. Sie hat es vermocht, ihn zu verlassen. Sie sieht das als die klügste Maaßregel an, die sie ergreifen kann, um einer schrecklichen Wahl zwischen mir und ihm zu entgehen, und ahnet nicht, daß sie ein Werkzeug in meiner Hand ist, den zu verderben, den sie bereits, ohne es zu merken, aus ihrem Herzen hat fallen lassen.

Gekränkter Ehrgeiz, und betrogene Liebe zerfleischen jetzt seine Brust. Aber er muß noch elender werden. Er muß auch seine Freyheit, und seine bürgerliche Existenz verlieren. Schwach

und rechtgläubig, wie er ist, könnte er jetzt in die alten Fesseln zu Weib und Kindern fliehen, und dort für alles Geschehene Verzeihung und Ersatz finden. So gut darf es ihm nicht werden!

Ich habe Rosalien fortgezogen. Es ist dafür gesorgt, daß er uns folge. Sie selbst weiß nichts davon, auch weiß sie nicht, daß ich sie in der ersten Nachtstation einhohlen, und Fahrnau gerade so viel Spur von unserer Flucht und dem Wege, den wir nehmen, geben will, um ihn wüthend zu machen, und zum Nachreisen zu bewegen. Ist er erst aus den Staaten seines Fürsten, auf dem Grund und Boden des großen Reichs, so wird es mir nicht schwer werden, den Rasenden in seinen eigenen Vorurtheilen so zu verstricken, daß er sich ungeziemender Ausdrücke gegen unsere Regierung, vielleicht gar ein unsinniges Benehmen erlaube, um ihn dann auf lange, vielleicht auf immer, unschädlich zu machen.

So wie übrigens das Unglück selten allein kömmt, so kömmt auch das Glück nie ohne freundliche Begleitung. Der gehaßte Feind ist in seinen lebendigsten Gefühlen gekränkt, und Alles dessen beraubt, was ihm theuer war. Er wird ganz untergehen, und nebst der Freude, ihn bestraft zu haben, lohnt mich nun auch der süßeste

Genuß in den Armen eines reizenden Geschöpfs. Du wirst doch nicht denken, daß ich so sehr bloß Verstandesmensch bin, um gegen Rosalien ganz kalt zu bleiben? Sie war und ist das Werkzeug meiner Plane; aber dieß Werkzeug ist so niedlich und allerliebst, daß es sich mit demselben sehr angenehm spielt. Wohin mich das führen wird, weiß ich nicht; daß ich mich aber nicht selbst an sie verlieren werde, dafür bin ich sicher. Leb wohl! Mein nächster Brief aus Italien soll Dir den Ausgang der Geschichte melden.

Drey und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

*ingen, den 15ten November 1811.

So muß Kain auf seiner Flucht herumgeirrt seyn. Zweymahl habe ich ihre Spur gefunden, zweymahl verloren. Sie suchen sich zu verbergen; aber ich werde sie aus ihrem Schlupfwinkel hervortreiben, in welchen beleidigte Ehre und Treue sie sich verkriechen heißen.

Mit Rosalien habe ich nichts mehr zu thun. Sie ist todt für mich. Aber der Niederträchtige, der sie mir heimlich und tückisch entzogen, muß gestraft werden. Wie? Das liegt noch dunkel in meiner Seele. Ungern möchte ich mein Schwert, das ich für mein Vaterland, für meinen Fürsten und meine Ehre gezogen habe, mit seinem Blute beflecken.

Sie waren nur eine halbe Tagreise voraus,

und auch diese Entfernung mindert sich, wie die Eile meiner Reise die ihrige überflügelt. Jetzt können kaum noch zwey Posten zwischen uns liegen.

Ich habe an Leonoren geschrieben, ehe ich die Residenz verließ. Eine wahrscheinliche Ursache verbirgt ihr mein Vorhaben, und macht ihr meine Reise begreiflich. Das war ich diesem engelreinen Gemüthe schuldig. O Bruder! Ich habe schwer gegen sie gesündigt. Wird sie mir je verzeihen können? Auch habe ich mit aller Anstrengung gerungen, ihr so ruhig als möglich zu schreiben, damit nicht der Sturm meines Inneren sich in den wilden Ergießungen verrathe. Sie soll nicht ahnen, was geschehen ist, und was noch geschieht. Dann erst, wenn der wilde Kampf ausgestürmt ist, wenn aus der Strafe der Treulosen und des Niederträchtigen meine Ehre und die Freyheit meines Herzens rein hervorgehen, dann soll sie Alles wissen. Ein Brief wird ihr den Hergang und die Entwickelung der unseligen Verkettung melden, und sie entscheide dann über meine Zukunft.

Mein Kopf ist ganz wüste. Das Fieber, das mich schon in der Residenz faßte, hat sich auf der Reise nicht gebessert, und die wenige Ruhe,

die ich mir gönnen darf, reibt mein ganzes Wesen fürchterlich auf.

Dazu kommen noch die Empfindungen, welche mich bey dem Anblick dieser Länder ergreifen, die einst unter Deutschem Scepter standen, Deutsche Sitten, Deutsche Sprache hatten, und nun von den eingedrungenen übermüthigen Fremdlingen beherrscht werden. Mir ist, als sähe hier jeder Mensch aus, wie jener Nichtswürdige. O wann wird die Schmach meines Vaterlandes enden!

Die Postpferde sind da. Leb wohl! Ich hohle sie heute sicher ein.

Vier und zwanzigster Brief.

Hermann Walter an Julius von Tengenbach.

Fallowetz den 18ten November 1811.

Ich schreibe Dir in einer höchstwichtigen und widrigen Angelegenheit, mein brüderlicher Freund, theils um Deinen Rath, und, wenn es nöthig wäre, auch Deinen Beystand aufzufordern, theils um durch Dich die Nachricht, die doch zu euch dringen wird, aufs beste einzuleiten.

Vor einigen Tagen kam Frau von Sarewsky, von einem sichern Lothar begleitet, der, wie es sich später zeigte, unter den Französischen Behörden eine bedeutende Rolle spielt, und großen Einfluß hat, in einem der ersten Gasthöfe unserer Hauptstadt ** a ch an. Ihnen folgte zwey Stunden darauf Leonorens Gemahl. Ob er sie zufällig getroffen, ob er sie begleitet, weiß Niemand; aber noch denselben Nachmittag entstand im Kaffehhause ein Zwist zwischen Lothar und ihm. Viele Französische Militär- und Civilperso-

nen waren gegenwärtig. Fahrnau soll sich leidenschaftlich, aber edel, Lothar hingegen hämisch und höchstbeleidigend benommen haben. Der Zank nahm bald durch das sichtliche Bestreben Lothars und seiner Parthey eine politische Wendung und Fahrnau's Haß gegen die Französischen Grundsätze erschien offenbar. Seine Besonnenheit verließ ihn, und er erlaubte sich nicht bloß Tadel, sondern, wie man sagt, sehr unziemende Ausdrücke gegen die Regierung, ja gegen den Kaiser selbst, und forderte Lothar öffentlich auf Pistolen. Mehrere Offiziere traten auf Fahrnau's Seite; die Civil-Behörden aber, von Lothar aufgefordert, erklärten Fahrnau für strafbar, und seiner Freyheit verlustig. Das traf ihn wie ein Donnerschlag. Die Offiziere wollten sich ins Mittel legen. Fahrnau begehrte auf Cavaliersparole auf freyen Fuß bleiben zu dürfen, und die meisten Anwesenden stimmten ihm bey; aber Lothars Parthey berief sich auf die gesetzlichen Einrichtungen, und drang auf augenblickliche Verhaftung des Barons, als eines gefährlichen Menschen, indem sie mit gemeinem Hochmuth über das Ehrenwort eines Adlichen spottete. Kurz, es scheint, als ob es darauf angelegt gewesen wäre, Fahrnau zur höchsten Wuth zu reizen, und so

strafbar als möglich zu machen. Das gelang auch. Er kam außer sich, und betrug sich wie ein Mensch, der seiner durchaus nicht mehr mächtig war. Jetzt ist er im Gefängniß. Der Geschäftsträger seines Fürsten hat sich zwar sogleich für ihn verwendet, und sehr viele Menschen, die Zeugen jener Scene, und der Absichtlichkeit gewesen waren, mit der man ihn zu gesetzwidrigen Schritten veranlaßte, interessiren sich hier für ihn; aber man sucht Ausflüchte, und jetzt verbreitet sich sogar ein Gerücht, er sey wahnsinnig, und müsse deßhalb in enger Verwahrung bleiben. Lothar hat mit seiner Freundinn am folgenden Tag die Stadt verlassen, und sich nach Italien gewendet.

Alles spricht von dieser Geschichte. Die Meinungen sind getheilt, doch die meisten Stimmen für Fahrnau. Auf jeden Fall ist seine Lage bedenklich, wenn er sich jenen Menschen auf irgend eine Art zum Feind gemacht hat; denn alle Behörden nehmen Rücksicht auf ihn, und sein Wort gilt hier überall.

Wie Rosalie, die, so viel ich weiß, Fahrnau leidenschaftlich geliebt hat, in die Hände dieses Menschen gekommen ist, erräth Niemand. Ich selbst war, sobald ich die ersten verworrenen

Gerüchte hörte, sogleich in die Stadt gefahren, und zog überall Nachrichten ein. Es war mir um Dich und Leonoren zu thun, und es ist wohl die Hauptabsicht dieses Briefes, daß sie die traurige Geschichte nicht durch das Gerücht auf eine falsche oder schreckende Art erfahre, und mit der Kenntniß ihres Unglücks auch den Trost freundschaftlicher Theilnahme erhalte. Mein Brief enthält freylich nur Fragmente; ich kann keinen Zusammenhang geben, weil ich keinen auffspüren konnte, und mit Vermuthungen Niemand behelligen will. Dafür ist aber, was ich melde, Wahrheit, und vielfach bestättigte Aussage.

Ich lege nun Alles in Deine Hand, fest überzeugt, daß Dein Zartgefühl, und Deine Achtung für Leonoren Dich den besten Weg finden lassen werden, um ihr eine Nachricht vorzutragen, die, ihre Gesinnung gegen ihren Mann mag nun seyn, wie sie wolle, ihr immer schreckhaft seyn muß. Mathilde hat mir an Dich und sie das Herzlichste, das ich euch sagen kann, aufgetragen. Nach einer solchen Nachricht wäre es zwar ungeziemend, von mir und meinem häuslichen Glücke zu sprechen. Aber erwähnen mußte ich desselben doch, da es Dein Werk und meine höchste Seligkeit ist.

Fünf und zwanzigster Brief.

Bertha von Selnitz an Rosalie von Sarewsky.

* gau den 19ten November 1811.

So haben meine treuen Warnungen vergebens an Dein Herz gerührt! Du hast nicht allein, was ich Dich vor einiger Zeit dringend zu unterlassen bath, die Verbindung mit Lothar ohne Fahrnau's Vorwissen fortgesetzt, sondern Dich auch jetzt jenem ganz und unbedingt übergeben, und — nimm mirs nicht übel! — es kömmt mir in meiner lebhaften Sorge um Dich vor, als hättest Du Dich dem Teufel verschrieben!

Du wirst über diesen Ausdruck zurückfahren, ihn übertrieben, unbillig, lästernd finden. Das ist natürlich, und ich verzeihe Dirs; aber ich kann nicht von der Idee abgehen, den einen Teufel unsers Geschlechts zu nennen, der aus der Kunst, Weiber zu berücken, seit Langem sein eigentli-

ches Geschäft zu machen scheint, mit kaltem Blut Erstlingsblüthen der Liebe, und Herzen bricht, und die Betrogenen, Verlassenen mit eben dieser Ruhe ihrem Schicksal überläßt. Ich habe diesen Menschen von jeher gefürchtet. Er hatte einst, als ihn mir das Schicksal in den Weg führte, sein gefährliches Spiel auch bey mir begonnen; aber ich hatte ihn früher zu wohl durch das Unglück eines seiner Schlachtopfer kennen gelernt, mit dem eine genaue Freundschaft mich verbunden hatte.

Ich begegnete seinen Angriffen und Planen, wie ich mußte, ich räumte ihm keine Herrschaft über mich ein, ich erhielt meinen Kopf von seiner Übermacht, mein Herz von jeder Schwachheit für ihn frey, und es gelang mir so, mich mit ihm auf einem leidlichen Fuß zu behaupten, und allen Reiz seines Umgangs zu genießen, ohne mir die Qual der Reue zu bereiten.

Das wirst Du nimmer vermögen, liebe Sally, wenn Du Dich einmahl mit ihm eingelassen; und hast es auch leider nicht vermocht, wie ich aus Deinem unglücklichen Entschlusse, mit ihm nach Italien zu gehen, gesehen habe. Nun bist Du sein, sein auf ewig, und mit Fahrnau's Gegenwart, der in Deinem Herzen dem Verder-

ber noch das Gleichgewicht gehalten hatte, ist auch Dein guter Engel von Dir gewichen. O Sally! Wenn dieser Brief noch zeitig genug anlangt, so kehre um! Kehre um, selbst wenn Du den Fuß bereits in den Wagen gesetzt hättest! Laß Dich keine falsche Schaam, vor Allem, keine Furcht vor diesem bösen Menschen abhalten, Dich auch mit einem auffallenden Schritte von ihm loszureißen! Scheue seinen Tadel nicht, waffne Dich gegen seinen Spott, und fürchte nichts so sehr, als in seine Gewalt zu gerathen!

Ich setze nichts mehr hinzu, weil mir Alles daran liegt, den Brief so bald als möglich auf die Post zu bringen. Leb wohl, wenn Du es jetzt noch kannst!

Sechs und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 1ten December 1811.

Seit vier Tagen weiß ich eine Nachricht, die mein Gemüth in der tödtlichsten Unruhe, und meinen Geist in unaufhörlicher Spannung erhält. Bis heut war es mir nicht möglich, mich nur in so weit zu fassen, um Dich und Deinen trefflichen Mann davon in Kenntniß zu setzen, und ihn um seinen Beystand für einen Unglücklichen anzuflehen, der sich und die Seinen in endlosen Jammer gestürzt hat.

Ich möchte Dir gern ruhig und in der Ordnung schreiben. Ich kann es nicht. Mein ganzes Wesen ist zerstört, und so muß ich das zuerst an Deiner treuen Brust klagen, was meine Seele wie ein schneidendes Schwert durchzuckt.

Ludwig ist vielleicht auf ewig für mich und seine

Kinder verloren. Er ist in * ach durch Französische Behörden akretirt, und sein Schicksal hängt von seinem erbittertsten Feinde ab.

Vor vierzehn Tagen ungefähr erhielt ich den beygeschlossenen Brief von ihm*). Mir kam seine schnelle Abreise seltsam, unheimlich vor, so leicht und wahrscheinlich er auch, ihre wahre Ursache verbergend, darüber hinzugleiten schien. Doch nahm ich auch dieß geduldig auf, wie so Manches, was mir seit einem Jahre von seiner Hand kam.

Nun sind es vier Tage, als man mir zu meinem höchsten Erstaunen den Besuch des Herrn von Tengenbach meldete, der mein Haus nie betreten, und auch nie ein Verlangen bezeigt hatte, es zu thun. Ich vermuthete etwas Außerordentliches, und, seit langer Zeit gewohnt, bey jedem solchen Ereigniß auch etwas Schlimmes zu erfahren, empfing ich ihn bereits mit ängstlicher Spannung. Mein ahnendes Gefühl hatte mich nicht betrogen.

Mit ungemeiner Schonung und einem Mitgefühl, das ich mitten durch die Stacheln, die seine Erzählung in mein Herz drücken mußte,

*) S. den drey und zwanzigsten Brief.

dankbar empfand, theilte er mir die Nachricht mit, die das zweyte beyliegende Blatt enthält. Ich habe ihn gebethen, den Hergang für Lehmbach gehörig und deutlich aufzusetzen, damit dieser den Stand der Dinge daraus ersehen, und seine Maaßregeln darnach nehmen könne. Ich war nicht im Stande dieß zu thun. Tengenbach erboth sich dazu mit eben der Güte, mit der er sich dem unangenehmen Geschäft, der erste Hinterbringer einer solchen Nachricht zu seyn, unterzog. Wenn es in einem Unglück, wie das meine gegenwärtig ist, möglich wäre, irgend eine Linderung zu fühlen, oder ihrer nur gewahr zu werden, so müßte sie in dem Gedanken liegen, wie vielen innigen und warmen Antheil Menschen, die mich so wenig kennen, wie Mathilde und ihr Gemahl, und nun auch Tengenbach, an meinem Schicksal nehmen, und wie sie sich bestreben, seine scharfen Pfeile zu mildern.

Sage Deinem Lehmbach, daß ein unglückliches Weib und zwey unmündige Waisen um seinen Beystand flehen. Er soll Alles anwenden, er soll alle Opfer, die nothwendig sind, von mir fordern, er soll mir rathen, mich anweisen, wie ich es anfange, um Ludwig zu befreyen, um ihn

zurück — Zurück? — O mein Gott, mein Gott! — Wenn er nur wieder frey ist! Sage das Deinem August. Sag ihm, daß ich ihn mit unnennbarer Angst, und mit zerrissenem Herzen beschwöre, zu thun, was nur immer möglich ist.

Warum Ludwig die Residenz verließ, ist nun klar. Warum er aber jene Person nicht begleitet, und ihr nur gefolgt ist, was sie mit diesem Lothar, einem so höchstwidrigen Menschen, zusammenführt, den Ludwig aufs Äußerste haßt, darüber schwebt ein undurchdringliches Dunkel. Mir bleibt nichts übrig, als Gott zu bitten, daß es, wenn es je enthüllt wird, nicht noch schrecklichere Dinge zeige!

Sieben und zwanzigster Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

Waldemuth den 7ten December 1811.

Dein Brief, lieber Freund, und Dein Auftrag an Frau von Fahrnau hat mich plötzlich tief in die Angelegenheiten dieser Frau verwickelt. Ich kann nicht sagen, daß es mir unangenehm ist; aber seltsam finde ich es, daß ein Mensch, der sie kaum kennt, und den auch sie, seit sie ihn gesehen, nur weniger Aufmerksamkeit gewürdigt hat, nun auf einmahl vom Zufall ersehen wurde, wie der Schwedische Hauptmann Thekla's, so jetzt ihr Vertrauter in ihrem tiefsten Unglück zu werden. Noch seltsamer erscheint mir diese Beziehung, wenn ich bedenke, daß dieser aufgedrungene Vertraute derselbe ist, der ihr von seinen und ihren Ältern zum Gefährten auf dem ganzen Lebenswege bestimmt war, und der um

einer unseligen Verblendung willen ihre Hand zurückwies.

Dein Auftrag an mich hatte wohl diese Absicht und Ausdehnung nicht. Aber sie bedurfte meiner. Sie stand ganz allein, ohne Rathgeber, ohne irgend einen Menschen, der in dieser so schwierigen Angelegenheit handeln und veranlassen konnte, was ihr als Weib zu thun unmöglich ist. So machte der Augenblick, in dem ich ihr als Bothe erschien, mich auch zu ihrem Freund und Geschäftsträger. Das bin ich nun, und bin es gern. Es gibt meinem irren Daseyn eine schöne, wenn auch für den Augenblick schmerzliche Bestimmung.

Wie sich diese Frau zu fassen, wie sie ihr Unglück zu tragen, und unter den Trümmern ihres ganzen Erdenglücks mit angestrengter Besonnenheit noch zu erhalten, und zu stützen sucht, was sich halten und stützen läßt, ist wirklich bewunderungswürdig. Anfangs zwar schien die körperliche Kraft dieser geistigen Überspannung zu unterliegen. Als wir uns das erstemahl trennten, und sie bleich, zitternd, unfähig zu sprechen, selbst ohne Linderung der Thränen mir zum Abschiede die Hand reichte, sagte ich ihr, ohne ihre Einladung zu erwarten, daß ich wieder

kommen würde. Ihr erstorbener Blick belebte sich auf einen Augenblick, und sie dankte mir mit freundlichem Nicken.

Als ich sie aber am andern Tage wieder besuchen wollte, konnte sie mich nicht sehen; denn sie war krank. Ich sandte täglich, mich zu erkundigen. Am fünften Tage war sie besser, und ließ mich bitten, wo möglich, noch denselben Abend zu ihr zu kommen. Das Wetter war ungünstig, der Weg verschneyt. Ich kam im Schlitten, als es schon Nacht war. Mein Gott! Wie fand ich die Frau geändert! Ganz erschöpft lag sie auf dem Kanapeh, ihr Sohn las ihr vor, und das Mädchen war beschäftigt, einiges Geräthe in Ordnung zu stellen. Mit einem Lächeln, das schmerzlich um die bleichen Lippen zuckte, streckte sie mir die Hand entgegen, und die großen dunkeln Augen füllten sich mit Thränen, die längst der todtbleichen Wangen herabglitten. Mich bewegte der Anblick so, daß ich nichts vermochte, als stumm ihre Hand an meine Lippen zu drücken. Aber ihre Thränen brachen nun unaufhaltsam hervor. Sie winkte den Kindern, das Zimmer zu verlassen, und mir, neben ihr Platz zu nehmen. Ich wartete still, bis das Weinen, das ich in ihrer Lage für eine wohlthätige Erleichte-

rung ansah, sich gestillt hatte; und nun dankte sie mir mit leiser Stimme, aber mit himmlischer Freundlichkeit für meinen Besuch, und erkannte tief die kleine Gefälligkeit, daß ich heut noch herübergekommen war.

Seitdem sehe ich sie sehr oft. Wir überlegen gemeinschaftlich, was zu thun ist, und ich erstaune über das richtige Urtheil sowohl, als über die stille Fassung dieser Frau. Es ist die Religion, die ihr diese Kraft gibt. Sie ist sehr gottesfürchtig. Ihre Lectüre besteht meistens aus belehrenden Büchern, oder Erbauungs-Schriften. Auch der Knabe las damahls, als ich eintrat, ein Religionsbuch.

Ihren Mann umfaßt sie mit einer schwärmerischen Liebe. Es muß doch wahrlich kein gemeiner Mensch seyn, der in der Brust einer solchen Frau, und nach einem solchen Betragen gegen sie, noch so ausschließend herrscht; denn, was sie handeln macht, ist nicht bloß ernstes Pflichtgefühl, und die Achtung für den beschwornen Eid am Altare, sondern wirklich die innigste Liebe, die in ihr Leben verwebt zu seyn scheint. Sie ist zu allen Opfern, zu allen Anstrengungen bereit, ja sie hat mehr als einmahl den Gedanken geäußert, ob es nicht das Beste wäre, gerade nach

**ach zu reisen, und an Ort und Stelle die nöthigen Schritte aufs schnellste und nachdrücklichste zu thun. Ich kann ihr in dieser Ansicht unbedingt weder ab noch zurathen. Auf jeden Fall muß man vorläufig nähere Erkundigung einziehen. Du, lieber Hermann, wirst das am Besten thun können. Die beyliegenden Bogen enthalten Vorschläge, welche ich Dir nach meiner Kenntniß von den Verhältnissen der dortigen Behörden vorlege. Setze davon in Ausübung, was Du thunlich findest, und spare kein Geld, wo man damit etwas ausrichten kann! Die Rechnung richtest Du an mich. Auf Dich kann ich zählen, und brauche Dich daher nicht zu ermahnen, daß Du das Schicksal einer über alles edlen Frau, eines von ihr geliebten Mannes, und zweyer hoffnungsvoller Kinder zu besorgen hast. Leb wohl!

Acht und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Pisa den 20ten December 1811.

Das milde Italien hat mich aufgenommen. Hier wehen keine rauhen Winde, wie jenseits der Alpen; hier deckt kein unerbittlicher Schnee den Busen der Natur mit dem weissen Todtentuche; hier stirbt der Frühling nie ganz, und mitten unter trüben Tagen und Herbstwetter blitzt plötzlich ein heller Sonnenstrahl auf, und zaubert uns mit freundlichem Lächeln und lauen Lüften in die schönsten Tage des Sommers zurück; hier athmet der Mensch frey und leicht, denn er liegt an der Brust der milden Mutter, die das Zürnen hier ganz verlernt hat, womit sie in unserm Vaterlande so hart und verderblich auf zartere Körper einstürmt. Mir ist hier wieder unendlich wohl, wohler als das erstemahl, wo

ich nach einem schrecklichen Verlust mit tief zerrissenem Herzen und zerstörter Gesundheit, einsam und verlassen, Trost und Heilung in diesen Gegenden zu suchen kam. Ich bin unter dem Schutze treuer Freundschaft, die mit sorglichem Streben alles Unangenehme mir fern hält, und alles Schöne, Erquickende, Erheiternde um mich her versammelt. Wir leben höchstangenehm. Lothars Persönlichkeit würde allein hinreichen, Alles, was Gehalt und Talent hat, an sich zu ziehen; aber mit angenehmen Erstaunen erfahre ich, seit wir den Französischen Boden betreten haben, daß auch seine politische Bedeutenheit überall entschieden und herrschend in die Ereignisse eingreift. Man umringt uns mit Zuvorkommung, man bestrebt sich, uns mit den Schönheiten und Vorzügen der Umgebungen bekannt zu machen, und sucht alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des geselligen Lebens für uns auf. Wir schwelgen im Genuß von Kunstschätzen. Ich sehe einen gewählten Kreis durch Rang, Talent oder innern Gehalt bedeutender Menschen um mich, und die zwanglose Italienische Sitte, die das Weib nicht wie bey uns in die ängstenden Formeln der Hausfrauenschaft einengt, begünstigt diese Lebensweise. Wir singen,

spielen Clavier oder declamiren. O es ist Musik und Zauber, die italienischen Kehlen, diese harmonischen Laute, in denen die Vorsehung ihnen erlaubt hat, sich ihre Freude und ihr Leid mitzutheilen, diese göttliche Sprache singen und recitiren zu hören! Und dann auch diese glühenden Herzen, diese schnell fassenden Geister, dieser rasche Wechsel und Umtausch der Gedanken! Ja, sie mußten sich diese leicht über lauter Vocale dahingleitende Sprache schaffen, die mit allem Zauber des Wohllauts alle Energie des Gedankens verbinden läßt, um dem Flug ihrer Begriffe und Gefühle schnell genug folgen zu können!

Jetzt, liebe Bertha, nach langem Irren, Suchen, und so vielen bitteren Täuschungen glaube ich endlich am Ziele zu stehen, und jene Ruhe gefunden zu haben, die ich bisher so schmerzlich vermißte, nach der ich vergebens mit unsicheren Griffen langte, und sie nie, nie erreichen konnte. Es ist still in mir geworden. Ich weiß nun bestimmt, was mir Noth thut, und ich besitze es. Daß angenehm bewegte, nur von leichter Abwechslung, von Kunstgenuß, geselliger Mittheilung, und belehrendem Umgang gehobene, schwebende, ätherische Leben ist es, in

dem sich mein Wesen allein behaglich fühlen kann. Jene Stürme — und gähen Absprünge von Furcht und Hoffnung, von Seligkeit und Verzweiflung, in die meine früheren Verirrungen mich stürzten, haben mich jeden Tropfen Entzücken mit Bechern voll Qual erkaufen machen. Sie waren, wie das Clima, das sie erzeugte, zwischen tödtendem Frost und sengender Hitze auf den Wogen unsichrer, sich selbst mißverstehender Leidenschaft, geschaukelt.

Nur Ein dunkler Punct liegt noch im Hintergrunde meiner Seele, damit nicht Alles schön sey, damit dem irdischen Loos sein gebührender Zoll gebracht, und mit diesem Ring des Polykrates die ernste Nemesis versöhnt werde, die dann freundlich mir mein übriges Glück gönnen wird. Es ist Ludwigs Schicksal! Ich habe ihm auf der Reise geschrieben, und zwar gleich am dritten Tage, als wir das erstemahl uns einige Ruhe gönnten.

Lothar hohlte mich schon in der sechsten Station ein. Es war Nacht. Zerschüttelt, betäubt von der langen Tagreise auf den grundlosen Wegen, halb krank durch Ermüdung und Frost, und von tausend beängstenden Gedanken, wie Ludwig meine Abreise aufnehmen, wie er sich

in das Unabänderliche finden, und was er vielleicht leiden werde, noch mehr als durch jenes körperliche Mißbehagen gequält, lag ich auf dem Sopha im Zimmer des Gasthofs. Ein Paar Lichter am Spiegeltische erhellten dürftig das weite alterthümliche Gemach. Ich fühlte mich so allein, so bang, so zweifelnd!

Da rollte ein Wagen schnell und rasselnd vor das Thor. Er hielt. Man sprang heraus. Alles kam in Bewegung, und mit eiskalter Hand griff der Gedanke an mein Herz: Das ist Ludwig, der dich sucht! Gott! Wie hätte ich ihm in meiner jetzigen Stimmung begegnen können! Was hätte daraus werden sollen, wenn er mich wieder in den Strudel von Verirrung, Zwiespalt und Unruhe zurückgezogen hätte, dem ich kaum entgangen war!

Ich war unvermögend, mich zu erheben; ich wußte nicht, was ich denken, noch weniger, was ich sagen sollte. Da hallten schnelle Tritte durch den Vorsaal. Es war nicht Ludwigs Gang. Man kam an meine Thüre, es wurde leise am Schloß gegriffen. Nein! Das ist er nicht! dachte ich, und fühlte mein Herz um Centnerlasten erleichtert. Aber nun beunruhigten mich Zweifel und Neugierde, ich stand auf, und machte einige

Schritte gegen die Thüre, um zu sehen, wer mich um diese Zeit zu stören käme? Sie ging auf, und — o es war wie ein erster Sonnenblick nach langen nebelgrauen Wintertagen! — beym hellen Schein vieler Kerzen in den Händen der Aufwärter und seiner Domestiken, die ihn umringten, leuchteten mir Lothars ruhige, feste Züge, die ganze männlich ernste Gestalt entgegen.

Ich verstummte vor freudiger Überraschung; er aber trat auf mich zu, und mit glänzenden Augen sagte er: Gottlob! Sie sind wohl! Er winkte den Leuten, sich zu entfernen, gab noch mit fliegenden Worten einige Befehle, und wir waren allein.

Lothar! sagte ich jetzt: Ihre Ankunft ist mir höchst erfreulich, aber wie kömmt es —

Er ließ mich nicht ausreden. Mit einem Lächeln, das ich nie an ihm gesehen, und das seine ernsten Züge zu unaussprechlicher Holdseligkeit verklärte, nahte er mir, legte die Hände auf meine Schultern, sah mir lang und liebevoll in die Augen, und sagte dann: Hat Rosalie denn geglaubt, daß es mir möglich wäre, ohne sie zu leben?

Ich kann Dir nicht sagen, wie diese Worte mich ergriffen, und doch hätte mich sein Kom-

men, sein Nahen, sein Blick darauf vorbereiten können. Ich fühlte, daß ich leise bebte, und Thränen mir in die Augen traten. Mein theurer, theurer Freund! sagte ich. Er zog meine Hand an seine Lippen, mein ganzes Wesen folgte, und ich lag an seiner Brust. Wir hatten uns verstanden, wir waren Eins. Er setzte sich dann ruhig mit mir aufs Kanapeh, entwickelte mir noch einmahl alle Gründe und Verhältnisse, die meine Trennung von Ludwig nothwendig machten, und ließ mich im hellen Licht seiner Menschenkenntniß die überaus wahrscheinliche Folge dieser Maßregel sehen, daß nähmlich Ludwig bey Empfang meines Briefes eine Weile toben und wüthen werde, daß Leonore dann, sobald sie Nachricht von meiner Abreise erhielte, ihre alten Rechte geltend machen, und Alles hervorsuchen würde, um den Flüchtling wieder ins ehrenfeste Geleise seiner häuslichen und ehelichen Pflicht zu bringen, daß es ihr bey Ludwigs bekannter Weichheit ohne Zweifel gelingen, und ich mit aller meiner Ängstlichkeit über diesen Schritt, und selbst mit meiner Reue, wenn ich ihn wieder zurück thun, und zu Ludwig kehren wollte, nichts gewinnen würde, als — den Triumph der gerächten Hausehre feyern zu helfen. . . . .

Ich sah die Richtigkeit dieser Gründe vollkommen ein, und eine unbeschreibliche Ruhe senkte sich in mein Herz. Wir überlegten nun den weiteren Plan unserer Reise. Lothar hatte nebst dem Zweck, mir zum Geleiter zu dienen, noch Aufträge von seinem Kaiser, die er untereinstens verrichten wollte. Sie machten einige kleine Absprünge von der gewohnten Straße nothwendig. Er trug mir an, ihn jedesmahl in einer größeren Stadt, die auf dem Wege lag, zu erwarten; aber ich hatte zu viel Angst vor Ludwigs möglichem Nachsetzen, und zog vor, ihn überall zu begleiten, um unter seinem Schutze zu stehen. Er nahm es mit sichtlicher Freude an. So wurde die Reiseroute gleich abgeändert, und mein erster Brief an Fahrnau nicht aus * ingen, sondern aus ** ben geschrieben. Auch machte diese Art zu reisen mehr Eile nöthig, und verstattete mir weniger Ruhepuncte. Doch sorgte Lothars zärtliche Freundschaft für Alles, und er hätte, glaube ich, mit dem Novemberwind zanken mögen, wenn er mich unsanft berührte.

Ach, liebe Bertha! Welche Seligkeit liegt in dem Genusse so ruhiger verläßlicher Freundschaft, in dieser immer gleichen Wärme des Gefühls,

in diesen stillen Bebungen innerer Zufriedenheit, gleich weit entfernt von der tödtenden Kälte gleichgültiger Indolenz und stürmischer Leidenschaft! Auch habe ich während dieser Reise den schroffen Freund auf einer so unschroffen Seite kennen gelernt, sein Herz so mild, und seinen Geist so geschmeidig gefunden, daß jenes frevelnde Wort hier zum letzten Mahl stehen soll, womit ich an der zarten, und nur von einer durch Unglück und Welterfahrung gehärteten Hülle bedeckten Seele so lange gesündigt habe.

Aber ich wollte Dir ja von der einzigen Sorge sprechen, die mich zuweilen noch quält, obwohl ich auch nicht weiß, ob meine noch immer so innige Neigung für Ludwig, nicht meinem allzuängstlichen Gemüth ein Blendwerk vorspiegelt.

Wir waren in ** ach angekommen, wo der Sitz des Französischen Gouvernements ist. Lothar hatte hier Geschäfte. Wir sollten drey Tage bleiben, und ich richtete mich im Gasthofe ein, wo mich die Vorsorge des Freundes mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten umringte. Nach Tische ging er zeitlich aus, und kam nicht lange darnach sehr erhitzt, von mehreren Französischen Offizieren und Civilbeamten des Orts begleitet,

zurück. Die Männer gingen auf sein Zimmer, es wurde lange und heftig gesprochen. Ich wußte mir nichts zu deuten, aber ich war auch nicht besorgt; denn leicht und faßlich ließ sich Alles durch Lothars Geschäftsverbindungen erklären. Aber nun begann ein Laufen und Schicken. Der Commandant des Castells selbst erschien mit ein Paar Offizieren, ich hörte entfallene Worte von Übermuth, Strafe, gefährlichen Grundsätzen, man sprach von einem Wüthenden, dessen man sich versichern müsse. Ein Grauen fing an, mich zu überlaufen. Indeß trat die Aufwärterinn herein, und erzählte eine verworrene Geschichte nach der Art dieser Menschen, von einem Fremden, der sich im Kaffehhaus ungebührlich betragen, die anwesenden Franzosen beschimpft, ihren Kaiser zu ermorden gedroht habe, und zuletzt für seine Kühnheit arretirt worden sey. Und wer ist der Fremde? fragte ich, nicht ohne einen Anflug von Angst; denn Fahrnau fiel mir auf der Stelle ein. Seinen Nahmen wußte die Aufwärterinn nicht. Es wäre ein vornehmer Herr aus ** sagten Einige, Andere hielten ihn für einen Abentheurer, noch Andere für wahnsinnig, da er sich ganz wüthend benommen haben soll. Sie hatte ihn, als die Gensd'armes mit ihm in den Wa-

gen stiegen, auf einen Augenblick gesehen, und nun beschrieb sie eine Gestalt, die zu meinem Schrecken Fahrnau seyn konnte.

Ich erwartete Lothar mit banger Sorge, denn ich fürchtete hier einen schrecklichen Zusammenhang. Er kam spät. Eine völlige Ruhe, ja eine Art von Freudigkeit lag auf seinen Zügen. Ich theilte ihm meine Besorgnisse mit. Er lachte, und nannte mich eine schöne Träumerinn. Doch nach und nach wurde sein Blick ernster, und endlich sagte er beynahe streng: Der glückliche Fahrnau! Seine nur mögliche Nähe, seine geträumte Gefahr kann dieses allzuzärtliche Herz schon in solchen Aufruhr bringen! Befürchten Sie nichts, gnädige Frau! Der Fremde und Fahrnau haben nichts gemein, als eine gleiche Thorheit. Er verbeugte sich, und verließ das Zimmer.

Ich fühlte, daß ich ihn beleidigt hatte. Diese lebendige, ja thörichte Theilnahme an dem Schicksal eines Unbekannten, nur weil es Fahrnau seyn konnte, diese heftige aus der ganz beruhigten Stille meines Wesens unvorbereitet hervorgebrochene Regung mußte ihn befremden, und den treuen Freund, der seit Langem auf nichts anders sann, als mein Leben aus allen

wirklichen und geistigen Stürmen auf ein sicheres Eyland tiefgegründeter Ruhe und wahrer Freundschaft zu retten, höchstschmerzlich berühren.

Er kam nicht zum Abendessen. Ich hatte Zeit, über mein Unrecht nachzudenken. Aber die Aufwärterinn trat abermahl ein, und fing wieder an, von dem schönen Mann zu erzählen. Sie wußte jetzt mehr. Es wäre ein Cavalier vom Hofe des nächsten Fürsten, er hätte mit Lothar Streit angefangen, und ihn gefordert. Auch nannte sie einen Nahmen, der wie Fahrnau klang. Mich überlief es von Neuem. Aber durfte ich dieser vielleicht ganz grundlosen Angst Gehör geben? Durfte ich des unglücklichen Menschen, der mich in solche Verwirrung stürzte, vor Lothar noch einmahl erwähnen?

Spät Abends kam er endlich. Mit vieler Artigkeit, aber mit einer Kälte, die wie Eiseshauch durch alle seine Reden und sein Betragen wehte, und mein Herzblut erstarren machte, trug er mir vor, daß ein Auftrag, den er hier bey dem Gouverneur für sich gefunden, seine schnelle Abreise nach Venedig fordere. Er sähe ein, daß es unbescheiden wäre, mich in dieser Jahreszeit (es stürmte und regnete unaufhörlich) von hier fortzutreiben, er nähme also Abschied von mir, und

hoffe mich in Venedig wieder zu sehen. Ich erstarrte. Mit bittenden ängstlichen Blicken sah ich ihn an. Sie wollen mich verlassen? war Alles, was ich vorbringen konnte, und meine ganzliche Vereinzelung im fremden Lande, unter unbekannten Umgebungen, und mit meinem verworrenen Gemüthe stellte sich mir schreckend, wie ein furchtbares Gespenst, vor Augen.

Es steht bey Ihnen, gnädige Frau, was Sie thun wollen. Ich werde es mir zur Ehre rechnen, Sie zu begleiten; aber Sie wissen, setzte er mit strengem Ton hinzu, ich hänge nicht von mir selbst ab. Meine Reise ist oft seltsam, immer hastig, meist beschwerlich. Bey mir gebiethen kalte Vernunft und unerweichte Nothwendigkeit.

Ich werde mich Allem fügen, sagte ich: Ich werde mit Ihnen gehen.

Er dankte mir mit einer stummen Verbeugung, und verließ das Zimmer. Sogleich wurden Anstalten getroffen, und zwey Stunden darauf — mitten in der Nacht — saßen wir im Wagen. Ich hätte sehr gewünscht, nur bis zum folgenden Tage noch in * * ach bleiben zu können, da mir die Aufwärterinn noch eine verläßliche Nachricht von dem Gefangenen

am nächsten Morgen zu bringen versprochen hatte. Aber da galt keine Wahl. Des Fremden, seines Streites im Kaffehhause wurde nicht mehr erwähnt. Lothar dachte vielleicht nicht mehr daran, und ich hatte bey der Trockenheit und Kälte, mit der er sich seit der ersten Erkundigung darnach gegen mich benahm, nicht das Herz, ihn zu fragen. So blieb dieser mir so wichtige Punct unerörtert. War es Fahrnau? War er es nicht? Und, wenn er es war, was ist aus ihm geworden? Nach und nach ließ die Eiseskälte meines Freundes nach, und unser Verhältniß war wieder hergestellt, so rein, so offen, so befriedigend, wie ehemahls.

Aber ganz ruhig kann ich doch nicht seyn. Fahrnau's Bild taucht aus dem Schatten der Vergangenheit auf, bald in allem seinem Liebreiz, bald in schreckender Bläße, von feuchten Mauern eng umschlossen, hohläugig, und mich mit drohender Gebehrde anklagend.

Das ist es eben, was mir die Nemesis versöhnen soll, weil ich sonst gar zu glücklich wäre.

Wir werden nach Florenz und Rom gehen. Wo wir unsern bleibenden Wohnsitz aufschlagen, ist noch ungewiß. Sobald ich es weiß, sollst

auch Du es erfahren, um Deine Briefe sicher einleiten zu können. Indessen gib sie Deinem Freunde Fierolles! Er kann durch seine Verbindungen und die Gesandten seines Hofes immer ungefähr wissen, wo Lothar sich aufhält. Leb wohl!

Neun und zwanzigster Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

Waldemuth den 15ten Jänner 1812.

Laß, lieber Hermann, wie Du diesen Brief erhältst, die herrschaftliche Wohnung in Fallowetz so viel als möglich in wohnlichen Stand setzen, und bitte Mathilden in meinem Nahmen, zur Aufnahme unserer edlen unglücklichen Freundinn Alles aufs bequemste einzurichten. Das wissen Frauen am geschicktesten zu machen, und so lege ich dieß Geschäft mit vollkommener Zuversicht in ihre Hand.

Du weißt, wie sehr das ewige Hin und Herschreiben diese letzte Zeit uns hier in der Ferne, und Dich dort in der Nähe des schmerzlichen Ereignisses, in einer unangenehmen Spannung hielt, und doch wenig oder nichts Befriedigendes damit geleistet wurde. Fahrnau ist noch immer

verhaftet. Noch kennt man seine Schuld und darum sein Schicksal nicht genau, und die widersprechenden Nachrichten über seine Krankheit, über seine angebliche Geisteszerrüttung, und selbst über den Ort, wo er sich befinden soll, dienen nur dazu, seine unglückliche Gemahlinn, und uns Alle in ewig neuer Unruhe zu erhalten.

Leonorens Angst ist eben so leicht zu begreifen, als zu verzeihen. Sie weiß, daß ihr Mann und Lothar nie Freunde, ja, daß sie in der letzten Zeit Nebenbuhler bey jener Frau waren, und Fahrnau ihnen auf ihrer Flucht nach Italien gefolgt ist. Obwohl nun der Beweggrund dieser Reise nicht darnach ist, Leonorens Theilnahme für den verirrten Gemahl aufzufordern, so würde doch schon der bloße Pflichtbegriff hinreichen, sie alles Erssinnliche für ihn unternehmen zu machen. Sie ist in der Residenz gewesen, sie hat sich dem Fürsten mit ihren Kindern zu Füßen geworfen, und mit allen Ministern und Großen gesprochen, die in der Sache etwas thun können. Überall wurden ihr leere Tröstungen, weit aussehende Versprechungen, Entschuldigungen gegeben, nirgends Hülfe. Unser Hof fürchtet sich, sich für Jemand zu verwenden, der die Ungnade des Französischen, oder seiner Gewaltigen auf sich

gezogen hat. Man findet die Sache bedenklich, man zuckt die Schultern, und will lieber die unauslöschliche Schmach auf sich laden, einen redlichen, schuldlosen Mann der Gewalt boshafter Feinde ohne Schutz zu überlassen, als den Unwillen der allgefürchteten Eroberer durch muthigen Widerstand reizen.

So setzen sich Einzelne und ganze Regierungen in den Augen der besseren Menschen, ja in den Augen der übermüthigen Sieger selbst herab, die mit Verachtung der zahmen Schwäche und kriechenden Unterwürfigkeit spotten, und bey nächster Gelegenheit diejenigen als leichte Beute verschlingen werden, die jetzt mit Aufopferung der heiligsten Rücksichten aus engherziger Selbstliebe ihrer Willkühr fröhnen.

Dir darf ich sagen, lieber Bruder! was ich Leonoren nicht zu sagen wage. Ich fürchte unter diesen Umständen Alles für Fahrnau. Er muß sich höchst unvorsichtig benommen haben, und nur die Voraussetzung, daß innerer Kampf, Anstrengung der schnellen Reise, und ein Fieber, das ihn schon früher ergriffen hatte, ihn gleichsam außer sich und um seine klare Besinnung gebracht haben, kann ihn entschuldigen. Wenigstens erklärt dieß einigermassen die Nachrich-

ten, daß er krank, und seines Bewußtseyns beraubt sey.

Unter solchen Verhältnissen konnte ich Leonorens Entschluß, selbst nach * * ach zu reisen, und entweder ihres Mannes Gefangenschaft zu theilen, ihn zu pflegen, wenn er krank wäre, oder, wenn man ihr das nicht erlaubte, wenigstens in seiner Nähe zu bleiben, um an Ort und Stelle zu wirken, was zu wirken möglich wäre, nichts entgegensetzen. Nur bath ich sie, die Schwierigkeiten der Winterreise, die tausend Unannehmlichkeiten, denen sie sich in den fremden, undeutschen Gewalthabern gehorchenden, Gegenden aussetzte, zu bedenken, und sich auf eine genauere und vielleicht sehr unerfreuliche Kenntniß der Lage der Dinge vorzubereiten. Sie gab mir vollkommen Recht; aber sie hatte ihren Entwurf, und zum Theil auch schon ihre Anstalten gemacht, ohne auf ein anderes männliches Geleite, als ihres eilfjährigen Sohnes und eines alten Kammerdieners ihres Mannes, zu rechnen. Ich ließ sie eine Weile sprechen. Ich weidete mich an der stillen Fassung, womit sie sich in Alles zu fügen, und Muth und Entschlossenheit für die beschwerliche Reise, und für alle bitteren Schritte zu erringen strebte, die ihr bevorstanden. Als ich sie

so mit stiller Bewunderung angehört, und ihre Rede mit keiner Sylbe unterbrochen hatte, fragte sie endlich, was denn ich von dem Allen dächte? »Daß das nicht angeht, gnädige Frau, daß Sie einer andern Begleitung bedürfen, als Ihres Adolphs, und des schwachen Alten, und daß ich, wenn Sie sonst keine Ausnahme gegen mich haben, mir diese Erlaubniß erbitte.«

Eine Aufwallung, in welcher Erstaunen und Freude sich mischten, flog über ihre angenehmen Züge. Ach Gott! rief sie, Sie wollten —

Ich habe in Fallowetz Geschäfte, die mich über kurz oder lang ohnedieß hinrufen. Von dort sind nur anderthalb Stunden nach * * ach, und Mathilde lebt in Fallowetz mit ihrem Gemahl. Sie sind dort unter Freunden; Sie können von da aus Ihre Schritte machen, oder dort bleiben, wo es Ihnen den Umständen nach am gerathensten scheint.

Sie war vergnügt über meinen Vorschlag, aber sie nahm ihn doch nicht alsogleich an. Als ich aber das nächstemahl nach Rosenstein kam, und meine Bitte wiederhohlte, sagte sie mir, daß sie mein Anerbiethen und alle Umstände wohl überlegt habe, daß sie sich mit Freude und Zuversicht unter meinen Schutz begäbe, und nun

dieser Reise, vor der ihr zuvor immer heimlich gegraut habe, mit mehr Ruhe entgegen sähe. Ach! sagte sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck in ihren Zügen, und ihr großes dunkles Auge richtete sich von einer Thräne glänzend gegen Himmel: Es treibt mich ein so ängstliches Verlangen nach * * ach, und — lieber Gott! was soll ich dort vielleicht erfahren!

So werde ich denn Fallowetz wieder sehen, das ich vor Kurzem nie mehr zu betreten dachte, und werde eben das weibliche Wesen mit mir hinführen, das ich vor zwölf Jahren als meine Gattinn dort einzuführen bestimmt war. Seltsames Schicksal! Wunderbarer Tausch!

Ich kann nicht sagen, daß ich mich auf den Anblick freue, selbst Deine Gegenwart wird die Geister böser Erinnerungen, die dort hausen, nicht bannen, und nur ein Fall, wie der vorliegende, wo der wichtige Dienst, der einer geachteten Person geschieht, dazu auffordert, und die Lage der Umstände diesen Ort als den tauglichsten zeigt, kann mir sein Wiedersehen erträglich machen.

Dreyßigster Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihre Tante, die Gräfinn von Wingheim.

Florenz den 15ten Jänner 1812.

Sechs Monathe sind verflossen, seit sich von allen meinen Verwandten, meinen Bruder Fritz ausgenommen, Niemand um mein Daseyn bekümmert. Kindliche Pflicht, und jene zärtliche Rücksicht, welche auch das unbilligste Betragen nie aus meinem Herzen wird tilgen können, zwangen mich, zu wiederhohlten Mahlen die Verzeihung meiner Mutter (wenn man etwas zu verzeihen haben kann, wo nichts verbrochen wurde) und ihre Zustimmung zu einem Schritte anzusuchen, den ich mit reifer Überlegung gethan, und seitdem noch nie zu bereuen gefunden habe. Ich bin sehr vergnügt. Mein Gemahl entspricht jeder Forderung, die in meinem Ideal häuslicher Zufriedenheit lag. Mehr oder anderes konnte

meine Mutter weder ihre Vernunft noch ihre Liebe für ihr Kind wünschen machen; folglich glaubte ich zuversichtlich, daß jener Unwillen, der nur aus Erinnerungen an ehemahlige Unbilden aufgewallt war, nach und nach der Überzeugung von dem Glücke ihrer Tochter gewichen seyn würde. Ich habe es nicht so gefunden. Drey Briefe, die ich ihr mit kindlicher Unterordnung geschrieben, blieben unbeantwortet. Alle dringenden Bitten und Vorstellungen meiner übrigen Verwandten, an die ich mich deßhalb wandte, waren eben so fruchtlos, und auch Sie, meine gnädige Tante, meine zweyte Mutter, haben mich keiner Antwort auf meinen Brief gewürdiget, den ich vor drey Monathen von meinem Landgute an Sie schrieb.

Ich kenne meine Mutter. Auf den Wegen, die ich bisher versucht, wird es in Ewigkeit nicht glücken, an ihr Herz zu gelangen, und doch drängt es mich, ihren Unwillen abzuschütteln, und wieder frey und heiter Jener gegenüber zu stehen, an die nebst den heiligsten Banden des Bluts mich die unbegrenzteste Dankbarkeit und Verehrung knüpfen. Das gute Vernehmen mit meiner Familie allein fehlt zu dem vollständigen Glücke meines Lebens, und der Eifer, mit dem

ich Alles hervorsuche, um dieses Ziel zu erreichen, sollte Ihnen doch, theuerste Tante, so wie meiner Mutter beweisen, daß es mir damit hoher, heiliger Ernst sey. So wende ich mich denn noch einmahl an Sie, deren milder Sinn und nachsichtsvolle Güte mir aus dem schönen Jahre, das ich in Ihrem Hause durchlebte, so bekannt und theuer sind. Seyen Sie meine Fürsprecherinn, meine Vermittlerinn! Zeigen Sie meiner Mutter mein höchstangenehmes Daseyn! Sprechen Sie ihre mütterliche Liebe für ein Kind an, das in vier und zwanzig Jahren, die es unter ihrer Leitung zubrachte, es niemahls an Folgsamkeit und kindlicher Ergebung hat ermangeln lassen! Machen Sie meinen Frieden mit ihr, und glauben Sie gewiß, daß Sie ein höchst verdienstliches Werk vollenden, wenn Sie zwey Herzen vereinigen, die die Natur für die innigste Liebe gegeneinander bestimmt hat!

Übrigens geht es mir, wie ich Ihnen schon geschrieben, sehr wohl. Unsere Güter sind angenehm gelegen, das Schloß, welches wir gewöhnlich bewohnen, ist modern und schön gebaut, aufs bequemste eingerichtet, und von geschmackvollen Gärten umgeben. Mein Wilhelm treibt die Gärtnerkunst als Meister, er ist ein leidenschaftlicher

Botaniker, er versteht so viel Chemie, als zur wissenschaftlichen Leitung seiner Ökonomie nothwendig ist, und seine Bibliothek in diesen Fächern wird wenig ihres Gleichen haben. Unter seiner unmittelbaren Aufsicht gedeiht Alles, und sein Vermögen biethet uns die Mittel an, die Wintermonathe entweder in einer großen Stadt, oder auf einer Reise zuzubringen. Sie wissen, es war von jeher mein Wunsch, die Welt zu sehen, und vor Allem zog es mich nach dem schönen Garten der Hesperiden, nach Italien, von dessen Wundern man in Conversationen und Büchern so viel hört und liest, und das nicht gesehen zu haben, besonders bey unsern gebildeten Damen und Modegelehrten, für ein Zeichen der Stumpfheit und des Zurückbleibens gehalten wird. Wilhelm errieth meinen Wunsch, und obgleich eine so weite Excursion für heuer nicht in dem Plan seiner Hauseinrichtungen lag, gab er doch meinem Verlangen mit großer Gefälligkeit nach, und wir reisten im halben November, als seine Gegenwart nicht mehr bey seinen Geschäften nothwendig war, nach Mailand, und von dort hierher.

Wie überhaupt selten eine meiner Unternehmungen, so hat auch diese mich nicht gereuet.

Der mannigfache Genuß der Natur- und Kunstschönheiten, die Verschiedenheit der Sitten, der Lebensweise, des Nationalcharacters belehren und unterhalten mich zugleich. Auch in Rücksicht des geselligen Lebens habe ich hier weit mehr gefunden, als ich erwartete. Ich bin in Mailand und hier am Hofe vorgestellt worden, und lebe in den besten Cirkeln. Mein Gesang und mein Clavierspiel haben außerordentliches Aufsehen gemacht, und so viel ich in Rücksicht des ersteren für mich zu lernen, und zu bessern fand, so sehr sind die Italienerinnen in der Execution der Clavierstücke zurück. Man kennt hier nicht viel von unsern neueren Compositoren, und von den Schwierigkeiten, die wir in Deutschland leicht auf dem Pianoforte überwinden, hat man hier kaum eine Vorstellung. Daher erregt einige bedeutende Fertigkeit sogleich Aufsehen und Bewunderung, und der schnell auffassende Italiener wird noch leichter hingerissen. Ich spiele oft und gern, und mein Gesang hat sich durch einen Italienischen Meister, den ich angenommen, und noch mehr durch Anhörung ihrer Opern, und der Manier ihrer besten Künstler sehr verbessert.

Eine überraschende Erscheinung war es mir,

vor ein Paar Wochen im Theater die Sarewsky zu erblicken, noch überraschender aber, an ihrer Seite als ihren erklärten Cicisbeo jenen Lothar zu finden, der sich, so lang sie in ** bad und in der Residenz lebte, nicht sonderlich um sie bekümmert hat. Ihr Verhältniß mit Fahrnau ist ganz geendet. Wie? oder warum? weiß hier Niemand. Es schwebt ein gewisses Dunkel über der Sache. Bis ** ach sind sie, wie es heißt, alle drey miteinander gereiset; dort aber soll Fahrnau sich mit den Französischen Behörden überworfen, gegen ihre Grundsätze und den Kaiser selbst sich laut erklärt, und überhaupt so betragen haben, daß er arretirt, und bis jetzt noch nicht auf freyen Fuß gestellt worden ist. Mich dauert seine Frau. Er büßt die Strafe seiner Thorheiten.

Sie aber, die schöne Helena, die dieser — nun, ein Paris ist er eben nicht — ihrem Menelaos entführt hat, lebt hier, wie überall, auf glänzendem Fuß, sieht Alles bey sich, was auf Bildung und guten Ton Anspruch macht, und erregt großes Aufsehen.

Mit Lothar, der in allen Gesellschaften und auch bey Hofe erscheint, hat mein Mann seine Bekanntschaft erneuert. Er hat uns hier schon

wesentliche Dienste geleistet, und besucht uns zuweilen. Sie kennen ihn, theure Tante, und ich brauche ihn Ihnen nicht zu schildern. Er benimmt sich mit Anstand, und versteht es recht gut, wie dort in * * bad und in der Residenz den Democraten, so hier den Mann von Einfluß und Ansehen zu spielen. Sein Haus ist glänzend, seine Tafel ausgesucht, er hat eine Menge Domestiken und die eleganteste Equipage, kurz, er ahmt unsern Stand, dessen Vorrechte und Handlungsweise er sonst so bitter getadelt hat, in Allem so gut nach, daß schwerlich ein Cavalier zu finden seyn wird, der sich mit mehr Sicherheit, und mehr Übermuth betragen könnte, als dieser Mensch. Indessen halten seine Kenntnisse und sein gebildeter Verstand für Vieles schadlos. Er ist Kunstliebhaber und Kenner in bedeutendem Grad, ja er zeichnet selbst vortrefflich, und es ist eben so unterhaltend als belehrend, die hiesigen Schätze dieser Art in seiner Gesellschaft zu durchwandern. Ich versäume es niemahls, wenn ich irgend kann, und genieße Alles doppelt auf diese Art.

Diese einzelnen Züge aus dem Bild meiner Lebensweise werden Sie, gnädige Tante, von dem überzeugen, was ich im Eingang meines

Briefes behauptete, daß ich sehr vergnügt bin, daß ich meine Wahl auf keine Art zu bereuen habe, und daß die Welt, die mir überall mit ihren Auszeichnungen und Freuden entgegenkommt, eben dieß Urtheil fällt, und mich meiner angenehmen Lage wohl werth hält. Möchte es mir doch gelingen, Sie meinen Wünschen geneigt zu stimmen, und durch Sie endlich das einzige, mir noch fehlende Gut, die Verzeihung meiner theuren Mutter, und Ihre Gnade zu erhalten!

Ein und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Fallowetz den 8ten Februar 1812.

Seit vier Wochen bin ich hier. Fünfmahl war ich während dieser Zeit in der Stadt bey allen Civil- und Militär-Behörden. Ich habe mir keinen schweren Schritt, kein Warten, kein Opfer zu theuer seyn lassen, und — ich stehe gerade dort, wo ich im Anfange meines Aufenthalts stand, ja meine Lage ist, wo möglich, noch ein Bißchen schlimmer.

Als ich noch fern von hier in meinen Bergen war, spiegelte mir die Hoffnung, die auch den Unglücklichsten nicht verläßt, eine täuschende Aussicht vor, wie ich leicht zu meinem Gemahl gelangen, und entweder seinen Kerker theilen, oder doch eine verläßliche Übersicht der Schritte

erhalten könnte, die zu seiner Befreyung an Ort und Stelle zu thun wären.

Nichts — nichts von Allem ist erfüllt. Man hält mich mit Ausflüchten, mit geheimnißvollen Andeutungen hin. Die Antworten der verschiedenen Personen, an die ich mich officiell zu wenden hatte, widersprechen sich, und ich habe nicht einmahl mit Gewißheit erfahren können, ob Fahrnau gesund oder krank, und ob er noch im Castell von **ach, oder, wie Einige sagen, nach Mantua gebracht worden sey.

Daß er bereits von einem Fieber ergriffen war, als er die Residenz verließ, und daß dieses Übel, durch innere Aufreizung und die Hastigkeit der Reise vermehrt, ihn in einen Zustand versetzt hatte, der an Geistesabwesenheit grenzte, habe ich durch einen Brief seines Bruders erfahren, in welchem er mir Auszüge und Stellen aus Ludwigs letzten Schreiben an ihn sandte. Was er in einer solchen Stimmung gesagt oder gethan, läßt sich nicht berechnen; aber es läßt sich Alles fürchten. Man sagt mir nichts, und es steht mir frey, zu denken, zu zittern, so viel, und vor was ich will.

Urtheile nun, wie mir zu Muth ist! O wenn jenes Weib, das mich so grenzenlos elend ge-

macht hat, nur den mindesten Begriff von dem Jammer hätte, den ihre zügellosen Leidenschaften über ein einst glückliches Haus gebracht haben, sie müßte vor den Folgen ihres Leichtsinns zurückschaudern, wenn sie nur noch einen Funken Gefühls hat!

Die Menschen, bey denen ich jetzt lebe, sind recht gut; aber sie stehen meinem Herzen zu ferne, als daß ich wahre Erleichterung in ihrem Umgange finden könnte. Tengenbach benimmt sich als ein großmüthiger Freund. Ich kann Dir nicht beschreiben, was er während der Reise für mich und meine Kinder gethan, und wie er hier für uns sorgt. Aber auch *seine* Bemühungen als eines Geschäftskundigen, und hier begüterten Unterthans der Französischen Regierung fruchten nichts. Mathilde ist verständig, gut und sanft. Kann ich aber mit ihr über Fahrnau, über sein Unrecht, und meine Gefühle reden? O Gott! Diese Gefühle! Sie sind eben mein größtes Unglück! Wenn ich nur ganz gefaßt, ganz mit mir einig seyn könnte! Wenn nur die Erinnerung Alles dessen, was wir durch ihn leiden, mir stets lebhaft vorschwebte, und ich zwar als sein angetrautes Weib für ihn thäte, was ich vermag, er mir aber nicht mehr liebenswürdig erschiene, und

seine Güte, sein Edelmuth, sein ritterliches Wesen ihn nicht vor den Augen der liebenden Seele in so holdem Lichte verklärten! Ach, ich konnte ihm nicht zürnen, als er noch im Schooße des Glücks und unrechtmäßiger Liebe meiner vergessen hatte; wie soll ich es jetzt, wo er als ein Opfer der Rachsucht seiner Feinde leidet, und sein Unglück nicht bloß in meinen, sondern in aller besseren Menschen Augen sein Unrecht mehr als getilgt hat?

Schlafend und wachend steht Ludwig vor mir. Ich sehe ihn bald krank auf ein elendes Lager gestreckt, gefesselt, mit dem Tode ringend, seine Arme im Gefühl gänzlicher Verlassenheit nach mir und seinen Kindern ausstrecken, bald verwildert, entstellt, von feuchten dumpfen Mauern umschlossen, ein Bild der düstersten Verzweiflung, mit der Wuth der Ohnmacht den Verlust seiner Freyheit, seiner Ehre, und alles dessen, was das Leben schön macht, in blühender Jugend und ungeschwächter Kraft fühlen, und seiner Thorheit und seinem Feinde fluchen.

Ich habe versucht, diese beyden Bilder zu entwerfen, aber ich habe es nicht vermocht. Mein Herz drohte zu zerspringen, als ich seine edlen Züge in der Entstellung der Krankheit oder Ver-

zweiflung — O laß mich abbrechen! Die Erinnerung allein zerreißt mein Innerstes. Ich konnte vor Thränen und Erschütterung nicht sehen, den Stift nicht halten. Tengenbach trat ein, als ich eben, Arm und Kopf über den Tisch gebreitet, in Thränen ergossen da lag. Er sah das Blatt, und errieth mehr, als er erkannte. Als ich mich aufrichtete, war es mir nicht lieb, die, wenn auch flüchtige, Zeichnung in seiner Hand zu sehen; aber es war nichts mehr zu thun. So mag denn der treue, theilnehmende Freund die ganze Tiefe meines Schmerzens kennen! Mich dünkt, wir sind einander seitdem weniger fremd. Er behandelt mich mit mehr Innigkeit, und es ist, als wäre aus dem thätigen Freunde ein guter Bruder geworden. Vielleicht erleichtert dieß meine Stellung gegen ihn.

Ob Du meinen Brief verstehen wirst, weiß ich nicht. Ich bin jetzt nicht immer im Stande ordentlich zu denken, vielweniger ordentlich zu schreiben. Aber Deine Liebe sieht mir nach, und so lebe wohl!

Zwey und dreyßigster Brief.

Julius von Tengenbach an den Obersten von Hankwitz.

Mailand den 26sten Februar 1814.

Sie haben gewünscht, lieber Oheim, in fortwährender Kenntniß des Schicksals der verehrten Frau zu bleiben, an welcher Sie seit längerer Zeit lebhaften Antheil nehmen. Meine Briefe aus Fallowetz werden Ihnen gezeigt haben, wie wenig glücklich wir dort in Betreibung unserer Angelegenheiten gewesen sind, und wie geflissentlich man jeden Schritt, den wir machten, zu vereiteln strebte. Auch von dem Hofe in *** ist nichts zu erwarten. Baron Lehmbach thut, was er vermag, und auch andere bessere Menschen nehmen sich mit Wärme eines unschuldig Unterdrückten an. Aber man scheuet sich, wie es scheint, in das ungewisse Dunkel dieses Verhältnisses einzugreifen, weil man nicht weiß, ob,

und wo man vielleicht mit dem Französischen Hofe in unangenehme Berührungen kommen könnte.

Gerade dieses Dunkel, und die widersprechenden Aussagen sind es, die mir die lebhafteste Sorge über Fahrnau's Schicksal einflößen. Es scheint viel weniger, daß er Strafbares begangen habe, als daß man ihn strafbar finden wolle. Wäre eine bestimmte Schuld über ihn zu bringen, so würde man ihn bestimmt anklagen, die Sache würde ihren Verlauf haben, man würde erfahren, bey welchem Tribunal sie verhandelt wird, und wo der Angeklagte sich befindet. Daß man das Alles nicht weiß, zeigt, daß man nichts wissen soll, und das bürgt nicht für die Güte der Sache.

Das Einzige, was ich durch viele Mühe seither mit Verläßlichkeit erfahren habe, ist, daß Fahrnau noch krank, und sehr erschöpft von **ach nach Mantua gebracht worden ist. Leonoren war diese Nachricht ein Donnerschlag. Sie zitterte für das Leben ihres Gemahls in jener sumpfigen Gegend, besonders bey dem gegenwärtigem Zustand seiner Gesundheit. Um sie einigermassen zu beruhigen, habe ich ihr vorgeschlagen, nach Mailand zu gehen, wo sie ihm näher, bey vorfallender Gelegenheit an der Hand, und vielleicht

im Stande seyn wird, am hiesigen Hofe mehr für ihn zu bewirken, als in **ach. Dieß ist die Ursache unserer Reise hierher. Wie lange ich hier bleiben werde, weiß ich nicht. Es wird von der Wendung, die Fahrnau's Angelegenheiten nehmen, und von Leonorens Wünschen abhängen. Übrigens sorgen Sie nicht, mein väterlicher Freund, daß ich mich, wie Sie in Ihrem letzten Briefe äußerten, in schlimme Händel verwickeln könnte. Ich werde nichts wagen, nichts aufs Spiel setzen, eben weil ich jetzt nicht bloß über mich und mein verlorenes Daseyn zu schalten habe, sondern mir auch durch eine wunderbare Verkettung der Umstände die Sorge für eine unglückliche Familie anvertraut ist, als deren Stütze und Schützer ich mich ansehe. Als solcher darf ich nicht mehr auf mich allein Rücksicht nehmen, und es liegt etwas zu Erhebendes für mich in diesen Gedanken pflichtmäßiger Thätigkeit, als daß ich nicht gern jede andere wilde verworrene Lebensansicht dafür verlassen sollte.

Drey und dreyßigster Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Schwester.

— — 9 den 27sten Februar 1812.

Ich danke Dir für die Aufmerksamkeit, mit der Du mir die letzten Nachrichten von meiner Tochter, und einige Auszüge aus ihrem Briefe aus Florenz geschickt hast. Allerdings, liebe Schwester, kann Niemand das Geschehene ungeschehen machen, und man kann oft vergeben, wenn man auch nicht vergessen kann. Ich kann aber weder das Eine noch das Andere. Ida hat mir getrotzt, sie hat sich förmlich gegen mich erklärt. Ich zürne ihr nicht, denn ich habe das Glück, meine Leidenschaften bezähmen zu können; aber Freunde werden wir nie werden. Das sage ihr, wenn Du willst! Übrigens habe ich nichts mehr gegen ihre Heirath. Ihr Mann hat es seiner Mutter, die, wie ich bestimmt weiß, auch gegen die Verbin-

dung war, nicht besser gemacht. Glaube nicht, daß ich so schwach seyn könnte, zu wähnen, die göttliche Vorsicht würde sich nun ins Mittel legen, sich unserer kleinen Angelegenheiten annehmen und den Ungehorsam der Kinder durch eine unglückliche Ehe rächen! Dazu sind meine Begriffe von dem Urheber aller Dinge viel zu groß; und ich meine, wie der Mensch ist, so ist auch sein Gott; oder vielmehr der Begriff, den er sich von dem höchsten Wesen zu entwerfen im Stande ist, steht mit seinen Gemüthskräften in genauem Verhältniß. Wir sind die Schmiede unsers Glücks, und in dieser Rücksicht kann ich Ida nicht tadeln. Sie hat sich gut berathen. Lichtwerth ist reich, angesehen, und er verschafft ihr ein angenehmes Leben. Mag sie es genießen! Sie beträgt sich mit Würde und Anstand; das liebe ich. Sie macht Aufsehen in Italien, wie sie es zu Hause that; das freuet mich. Übrigens möge sie sich nicht bemühen, mir zu schreiben; denn ich werde ihr nicht antworten. Was Du thun willst, steht Dir frey, und es wird mir angenehm seyn, durch Dich zuweilen von ihr zu hören. Indessen, liebe Schwester, nimm mirs nicht übel, wenn unter allen Vorwürfen, die Dein aufgereiztes Gemüth Deiner Nichte zu

machen findet, der ihrer Herzlosigkeit, wie Du es nennst, mir am wunderlichsten vorkömmt! Ich weiß, was ihr weichen Menschen so nennt. Ich nenne es Besonnenheit, und darüber würde ich sie nie tadeln. Aber diese Besonnenheit, wenn sie ganz echt, und nicht mit Trotz gemischt wäre, hätte sie sollen einsehen machen, daß sie ihrer Mutter, nicht als solcher allein, sondern als derjenigen, die umsichtiger und vernünftiger ist, unbedingten Gehorsam schuldig war. Leb recht wohl!

Vier und dreyßigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Florenz den 26sten Februar 1812.

Dein Brief vom 19ten November traf mich nicht mehr in der Residenz. Erst nach langem Irren erhielt ich ihn hier, und zwar in einer Epoche, in welcher auch eine Bothschaft aus dem Paradiese keinen Eingang in meine von tausend Qualen und Besorgnissen zerrissene Brust gefunden hätte. Lothar war bedeutend krank, sein Leben stand durch mehr als acht Tage in der augenscheinlichsten Gefahr, er war die meiste Zeit außer sich, ein heftiges entzündliches Fieber raubte ihm die Besinnung und das Bewußtseyn seiner Lage. Aber mir konnte sie nicht entgehen. Ich sah die bedenklichen Mienen der Ärzte, ich kannte zu-

fällig die Kraft und Bedeutung einiger verzweifelter Mittel, die angewendet wurden, und Du kannst urtheilen, wie mir dabey zu Muthe war!

Unter diesen Umständen konnte ich es nicht länger aushalten, ihn nur auf Stunden zu besuchen, und wie eine Fremde am Kranken — ach vielleicht am Sterbebett des verläßlichsten Freundes zu stehen, den ich nicht nur hier im ganz fremden Lande, sondern vielleicht auf der Welt habe. Ich richtete mich daher in seinem Hause ein, und wartete seiner mit der Treue einer Schwester. Meine Hand reichte ihm jeden Trank, und so oft es meine tieferschütterte Gesundheit erlaubte, wachte ich mit dem Arzt gemeinschaftlich an seinem Bette. Hätte ich wohl die Sorge für ihn fremden kalten Händen vertrauen, und von ihnen eine Treue erwarten können, der zu unterziehen m i r, seiner Freundinn, zu mühsam gewesen wäre?

Ich weiß, was Du dazu denken kannst, und was die Welt von diesem Schritte sagen wird. Was die Welt sagt, ist mir gleichgültig. Wenn es darauf ankommt, mein Glück oder den Schein zu retten, so mag dieser zu Grunde gehn. Welchen Ersatz würde mir wohl die Welt für meine hingeopferten Freuden, für das Leben meines

Freundes, wenn Mangel an treuer Pflege ihn getödtet hätte, gebothen haben? Laß sie reden, was sie wollen! Ich thue nichts Unrechtes. Das ist mein demantener Schild gegen die Pfeile der Schmähsucht.

Dir aber, meine treue, besorgte Freundinn! muß ich jetzt, wo die vorübergegangene Gefahr in meinem Kopfe wieder Raum zu andern Vorstellungen, und in meinem Herzen zu andern Gefühlen, als denen des Schmerzens und der Angst, übrig läßt, auf Deinen letzten kurzen, aber inhaltsschweren Brief ausführlich antworten.

Ich habe darin wieder Deine treue Sorge und Liebe für mich erkannt, und ich danke Dir so innig und tiefgerührt dafür, als könnte und sollte ich von Deiner Warnung Gebrauch machen. Aber zürne nicht, wenn ich offen spreche! Ich habe ihn lächelnd hingelegt, und denke ihn in meinem Leben nicht mehr zu lesen.

Glaubst Du denn, meine theure Freundinn, daß ich entweder so ganz kopflos in eine listig gestellte Schlinge gegangen, oder einer Aufwallung meines oft getäuschten Gefühls jetzt wieder so blind, wie wohl sonst öfters, gefolgt sey? Nichts von dem Allen hat jetzt Statt. Keine reizende Gestalt hat durch verblendete Augen das überraschte

Gefühl, keine leidenschaftliche Annäherung, die unbefangene Beobachtung verwirrt, keine unglücklichen Verhältnisse haben durch trennende Gewalten das geächtete Feuer einer hoffnungslosen Liebe zu heller Lohe entflammt. Ruhig und klar ist mir der Freund zuerst in unbedeutenden geselligen Beziehungen erschienen; er hat dann, indem er beruhigend auf den inneren Zwiespalt meiner Verbindung mit Ludwig einwirkte, mir eine Ahnung von dem gegeben, was ich zu fordern hatte, und nie erhalten konnte; er hat durch die helle Erkenntniß alles dessen, was seiner Freunde jedesmahlige Lage fordert, Ordnung und Klarheit in mir hergestellt, und durch die feste Zuversicht, mit der ich ihm vertrauen darf, das Gefühl unzerstörbarer Ruhe in mir gegründet; er hat mich endlich vor Ludwigs verheerender Eifersucht, und vor meiner eignen Schwäche gerettet. Und diesem Freund sollte ich nicht trauen?

Ich bin froh, daß ein Zufall Deinen Brief so lange aufhielt, bis er meine, durch Wochen und Monathe bewährte, Überzeugung von dem Edelmuth, und der uneigennützigen Zuneigung meines Freundes nicht mehr verwirren konnte. Seit mehr als vier Monathen folge ich seinen

Ansichten und Rathschlägen, und so lange ist es auch, daß ich, zum ersten Mahl in meinem vielfach erschütterten Leben, der wahren Ruhe, das ist, der Einheit mit mir selbst genieße.

Glaube indeß nicht, liebe Bertha, daß eine zu große Vorliebe mich verblendet, Lothars Fehler nicht eben so deutlich zu erkennen, als seine Vorzüge! Ja, er hat Fehler, große, hervorstechende, wie es bey einem großen Geiste nicht anders möglich ist, und ich fühle sie auch. Er empfindet es tief und unmuthig, wenn irgend eine lebhaftere Erinnerung mich um Fahrnau's Schicksal besorgt macht. Das möchte er auch immerhin; denn könnte es mir wohl gleichgültig seyn, wenn eine sich immer gleich bleibende Ruhe mir kündete, mein warmer Antheil an einem Andern sey nicht kränkend für ihn? Kann ich zürnen, wenn die besorgte Freundschaft nach Allem, was sie für mich gethan, sich ein Recht auf mich erworben zu haben meint, und mit Unmuth sieht, daß ich mich über die Ungewißheit ängstige, in die mich das lange Stillschweigen des früher Geliebten setzt? Aber daß Lothar mir diesen Unmuth auf eine etwas rauhe Art zeigt, das ist sein Unrecht.

Auch sonst noch erscheint sein starres unbeug-

sames Wesen öfter, als mir lieb ist. Seine Geschäfte verstimmen ihn, er bringt die üble Laune mit sich zu mir, und mein Bestreben, sie zu zerstreuen, und meine freundlichen Erkundigungen werden oft mit unbilliger Gleichgültigkeit aufgenommen, oft unmuthig ganz verworfen.

Noch weniger angenehm kann es mir seyn, daß er meine Empfindlichkeit über sein Betragen, wenn ich sie durch Schweigen und Kälte äußere, übersieht, oder ihr gar einen größeren Trotz entgegensetzt. Es käme wohl darauf an, wer das Trotzen länger aushalten könnte. Ich habe es einmahl in Pisa versucht. Der Streit war um eine Kleinigkeit, aber sie hatte Bezug auf Fahrnau. Vier Tage währte die Spannung. Ich fühlte endlich das Aufreibende derselben, meine Kraft erlag, und ich fing an, mich ihm mit freundlicher Unbefangenheit zu nähern, ohne der Ursache des Streits zu erwähnen. Das nahm sein Stolz nicht an. Ich sollte mein Unrecht einsehen, und es bekennen. Eine lange Erörterung erhub sich. Er kämpfte mit doppelten Waffen, seiner überlegenen Gründe, und meines erschöpften Gefühls gegen mich. Ich mußte mich endlich, halb überzeugt, halb ermattet ergeben, und er ließ mir Verzeihung angedeihen.

So kann ich wohl sagen, er ging als vollständiger Sieger aus einem Streit, in dem ich nie ganz Unrecht gehabt zu haben mir dennoch bewußt war. Aber was ist zu thun? Trotz und Spannung hält mein Herz nicht aus. Zwischen mir und meinem Freunde muß Alles klar, offen, liebevoll seyn.

Aus diesen Bemerkungen kannst Du wahrnehmen, daß mich keine Leidenschaft blendet, und daß ich Lothars Fehler wohl kenne.

Aber es war auch ein schönes Leben nach jener Scene. Er war so mild, so weich, möchte ich sagen, als ich ihn nie gesehen. Es war, als wollte sein zartes Gefühl einen Verband auf die Wunde legen, die sein Verstand, von der strengen Nothwendigkeit vollkommen eingesehener Gründe gezwungen, dem Herzen der schwächern Freundinn schlagen mußte. Wenn aber ein so starkes, festes Gemüth in schöner Weichheit schmilzt, wenn ein so überlegener Geist sich liebend um uns beschäftigt, ein solcher Muth uns beschirmend hält und trägt — welches Weib würde sich in einer solchen Verbindung nicht höchst selig finden?

Darum, meine Bertha, sorge nichts! Vor Allem aber bitte ich Dich, quäle mein Herz nicht

mit Deiner ungerechten Meinung von meinem Freund! Ich mag die schrecklichen Ausdrücke mir nicht wiederhohlen, die Du Dir über ihn und meine Freundschaft für ihn erlaubst. Sie haben mich tief gekränkt. Bedenke, daß man in jeder Streitsache beyde Partheyen hören müsse, und daß Du allem Anschein nach nur ein Paar schwache oder unglückliche Thörinnen gehört hast, die mißverstandene Schmeicheleyen für Liebe, oder Lothars oft muthwillige Spötterlaune für Ernst genommen haben. Kann er dafür? Ist es seine Schuld, wenn vielleicht Mütter und Tanten Jagd auf seine Hand machten, ohne sein Herz zu befragen? Ich habe zu sehr mit der Welt gelebt, um mit solchen Planen und Verirrungen nicht bekannt geworden zu seyn, obwohl ich, dem Himmel sey Dank! nicht nöthig hatte, sie für mich anzuwenden. Die Männer sind im Ganzen ein treuloses, schwaches Geschlecht; aber an Allem, was man ihnen aufbürdet, sind sie doch nicht Schuld.

Und Du selbst! Hast Du Lothar nicht aus eigener Erfahrung anders gefunden? Rühme Dich immer Deiner Weisheit! Er würde, wenn er ein so eingefleischter Bösewicht wäre, seine Natur gegen Dich allein nicht verläugnet ha-

ben. So widerlegen Dich denn Deine eigenen Worte.

Also noch einmahl, theure Liebe! Nimm meinen Dank für Deine Sorgfalt, aber auch die Bitte, mir nicht wieder mit solchen Schmähungen meines Freundes wehe zu thun!

Fünf und dreyßigster Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihren Bruder Friedrich.

Florenz den 10ten März 1812.

Es ist seltsam und wirklich inconsequent, wie alle meine Verwandte, Dich allein ausgenommen, mich behandeln. Auf meinen letzten Brief an Tante Wingheim meldet sie mir kalt und einsylbig, daß ich der Mutter nie wieder schreiben soll, weil sie, obwohl sie mir eben nicht zürne, doch meine Briefe nicht lesen würde. Ihr selbst, der Tante, möchte ich von Zeit zu Zeit melden, wie es mir ginge; von allen übrigen Nebensachen aber, die mein Brief enthielt, über dessen Lauheit und Herzlosigkeit, wie die Tante es nennt, sie ganz entsetzlich aufgebracht ist, verlange sie gar nichts zu wissen, und ich möchte sie damit verschonen.

Was heißt nun das Alles? Ich kann unter

diesen Umständen, nach dem, was ich schon gethan, vor der Hand nichts mehr versuchen, und muß es lediglich der Zeit überlassen, mir die Herzen meiner Verwandten zu gewinnen, und mit einem Schritt auszusöhnen, den sie selbst im Grunde nicht tadeln können, und den zu verwerfen, sie sich bloß aus vorgefaßten Meinungen eigends vorgenommen haben. Man ist aber, wie ich leider erfahre, nie erpichter, seine Meinung zu behaupten, als wenn man keine oder nur solche Gründe dafür hat, die man sich kaum selbst zu gestehen wagt. In dem Falle ist vor andern unsere gute Mutter. Ich muß es dulden, und erwarten, bis ihr richtiger Verstand, wenn erst jene ersten Aufwallungen des Unwillens, von denen sie zwar nichts wissen will, vorüber seyn werden, sie selbst dahin führt, einzusehen, ob denn irgend eine Pflicht auf der Welt von mir das Opfer meiner innigsten Überzeugung fordern, und mich hätte zwingen können, eine reiche Versorgung und Aussicht für ein ganzes glückliches Leben aufzugeben, bloß — weil meine Mutter, ehe ich geboren worden, Ursache hatte, der Mutter meines jetzigen Gemahls abhold zu seyn? Die Unbilligkeit dieser Forderung springt zu sehr in die Augen, und Du bist viel zu gut mit mir

einverstanden gewesen, als daß ich es bedürfte, mich länger dabey aufzuhalten.

Mein Leben fährt fort gleich angenehm zu seyn, und ich genieße mit Anstand und Geschmack alle Freuden, die meine Verhältnisse mir darbiethen. Mein Haus ist glänzend, man sucht mich auf, und Lichtwerth ist ganz glücklich dadurch. Zwar regt sich manchmahl ein kleiner Anfall von Sparsamkeit bey ihm, und er rechnet auch wohl nach, was unser Aufenthalt in Italien schon gekostet hat, und was er noch kosten wird, wenn wir, wie es mein Vorsatz ist, die heilige Woche in Rom zubringen, dann einen Ausflug nach Neapel machen, und endlich über Bologna und Mailand nach Hause kehren wollen. Doch weicht seine Ängstlichkeit bald meinen Gründen, und ich überzeuge ihn leicht, wie wir im nächsten Sommer durch mancherley Einschränkungen Alles wieder hereinbringen wollen.

Von meinen Unterhaltungen weiß ich Dir eben nichts Neues zu schreiben. Es geht Alles seinen gewohnten, angenehmen Gang fort. Es sind viele Deutsche hier, mit denen wir hübsch zusammenhalten, und uns eine Art Vaterland dießseits der Alpen zaubern, indem wir so viel möglich auf Deutschem Fusse leben, da der Ita-

lienische Haushalt jeder ordentlichen Deutschen Hausfrau widersteht.

Die berühmte Rosalie, welche in Gesellschaft eines gewissen Lothar sich jetzt hier aufhält, hat vor einiger Zeit in den hiesigen Cirkeln viel Stoff zu reden gegeben; aber man zieht sich nun nach und nach von ihr zurück, seitdem sie den Wohlstand ganz außer Augen setzte, und, während ihr Cicisbeo gefährlich krank lag, sich in seinem Hotel etablirte, ihn ohne alle Zurückhaltung wie einen angetrauten Mann pflegte, die Nächte an seinem Bett zubrachte u. s. w. Nach einem solchen Benehmen kann eine Frau von Ansehen unmöglich mehr mit ihr umgehen, und nur Männer, Theaterpersonen, Künstler, oder Weiber von eben so verlornem Rufe, wie sie, besuchen ihr Haus. Es ist doch schamlos, wie sich diese Person beträgt, die erst Fahrnau seinem Weib untreu machte, und nun sich wieder mit einem Abentheurer vor aller Welt zur Schau stellt.

Indessen scheint es nicht, als ob Lothar diese heißen Flammen in eben dem Maße theile. Er ist überhaupt kein Mensch, der, wie Fahrnau, gesenkten Kopfes in die ziemlich sichtbaren Schlingen gehen wird. Er behält den seinen hübsch oben, und übersieht, wie ich meine, sein Ver-

hältniß zu ihr, ihre Schwächen und Eitelkeiten, und den Nutzen, den er daraus ziehen kann, vortrefflich. Jetzt läßt er sich von ihr bedienen, pflegen, wie ein recht griesgramiger Eheherr, und das einst so stolze Wesen leistet ihm Alles mit der größten Geduld, und ist glücklich, wenn er nicht schilt, und ihr seine Zufriedenheit durch ein nachsichtiges Lächeln zu erkennen gibt.

Für mich liegt eine eigene Unterhaltung in dem Umgange mit ihm. Es ist eine Art von geheimen Kampf unseres gegenseitigen Stolzes zwischen uns und ein offener unseres Witzes. Wir sind in beständigem Streit. Ich achte wohl seinen Verstand; aber seine Ansichten sind nicht bloß seltsam, sie sind angenommen und unnatürlich. Doch will er sie als Originalitäten geltend machen. Ich durchschaue diese geheimen Künste, und es belustigt mich, ihn bald hier bald dort aus einem Versteck seiner Eitelkeit hervorzutreiben. Er fühlt dieß Bestreben, und bemüht sich durch ein eben so künstliches als witziges Gebäude von Sophismen meine Beurtheilungskraft zu überwältigen, und mich zur Anerkennung seines Rechts zu zwingen.

So liegen wir in beständiger offener Fehde, zanken uns immer, und suchen uns doch gegen-

seitig auf; denn es bleibt sicher, daß er in geistiger und politischer Hinsicht einer der bedeutendsten Menschen am hiesigen Hofe ist.

Er wurde bisher im diplomatischen Fache und zu geheimen Sendungen gebraucht. Jetzt trägt man sich mit der Neuigkeit, daß er Kriegsdienste nehmen wolle, um sich auch hierin zu versuchen. Ein seltsamer Einfall, und abermahl nichts als eine Wirkung seiner Eitelkeit, die der Welt zeigen will, daß ihm keine Äußerung menschlicher Thätigkeit fremd oder zu schwer sey! Leb wohl!

Sechs und dreyßigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Mailand den 15ten März 1812.

Wir haben unsern Aufenthalt verändert, weil Lothars Geschäfte seine Anwesenheit jetzt in Mailand fordern, und ich eile es Dir zu wissen zu machen. Es scheint, daß nun wieder am politischen Himmel Manches vorgeht, wodurch Jene, welchen vergönnt ist, in das innere Triebwerk der kreisenden Sphären zu schauen, allerley, bald hoffnungsreiches bald zu mißbilligendes, voraussehen, und nach dieser Verschiedenheit davon angenehm oder widrig aufgeregt werden.

Lothar scheint in die zweyte Stimmung versetzt zu seyn. Oder ist es die Folge seiner kaum überstandenen Krankheit, was ihn Alles in einem trüberen Lichte als sonst sehen macht? O liebe Bertha! Diese Krankheit war ein großer Prüf-

stein seiner Laune und meiner treuen Geduld. Doch kann ich sagen, daß diese sich besser daran bewährt hat, als jene. Er hatte oft ganz entsetzliche Wunderlichkeiten, von denen man sich keinen Begriff macht, wenn man nicht um ihn gelebt hat, wie ich. Aber wenn irgend ein Mensch ein Recht hat, sie sich zu erlauben, so ist er es, denn er macht sie mit tausend Vorzügen wett.

So habe ich auf der Reise von Florenz hierher unsäglich gelitten, aber auch unsäglich viel Schönes genossen. Lothar war sehr verstimmt theils durch das Gefühl der zurückgebliebenen Schwäche, theils auch durch die nachtheilige Einwirkung des rauheren Wetters, welches uns, nach täuschend schönen Tagen, gerade auf dem Wege überfiel. Es war so schwer, diesen gewaltigen Geist, der überall keine Schranken, keine Hemmung seiner Kraft dulden mag, über die Abhängigkeit von Äußerlichkeiten, in welche sein leidender Zustand ihn versetzte, freundlich zu begütigen. Ach Bertha! Wenn er manchmahl so ganz und gar übellaunig war, wenn alle meine Aufmerksamkeit, Alles, was ich um seinetwillen that und litt, ihm keine zufriedene Miene ablocken konnte: dann fiel mir wohl zuweilen Dein Brief ein. Ich verglich diese ungefällige Rauh-

heit mit jener dankbaren Seligkeit, die früher in ähnlichen Beziehungen meine zärtliche Sorgfalt über andere Herzen verbreitet hatte, und ich ward unmuthig, und leistete, was ich zu thun übernommen hatte, wie der Miethling den bedungenen Dienst, pünktlich, aber schweigend und finster.

Er empfand das bald, und sein reizbares Gefühl, durch die Folgen der Krankheit noch erhöht, ward davon aufs heftigste angegriffen. Er versank in Düsterheit. Er tadelte zwar nichts mehr, aber er sprach auch nichts mehr, rührte beynahe keine Speise an, und saß stundenlang in finstern Gedanken stumm an meiner Seite. Dieser Zustand peinigte mich unaussprechlich. Ach Liebe! Wenn wir doch nur nicht so kleinherzig wären, um ein einmahl angenommenes, von einseitigen Erfahrungen abgezogenes Maß von Geist und Gefühl an jede uns vorkommende Erscheinung legen, und diese gewaltsam, wie ein moralischer Prokrustes, hineinzwängen zu wollen! Es gibt Wesen, die, frey und groß wie die Kräfte der Natur, jede gewöhnliche Form des Lebens verachtend, auch über die gewöhnliche Form der Geister erhaben sind. Sie hören nicht auf, als Menschen zu fühlen, und zu leiden, aber es

sind Menschen höherer Art. Das hatte ich nicht bedacht. Unsicher und ungeschickt griff ich an diesem wunderbaren Herzen hin und her, es nach gewohnten Maß beurtheilend, und fand mich in jeder Erwartung, jeder Berechnung getäuscht.

Ermüdet von dem aufreibenden Spiel, gab ich es zuletzt auf, mich mit meiner Persönlichkeit neben ihm zu behaupten, und meine Ansichten geltend machen zu wollen. Jetzt hatte ich das Wort des Räthsels gefunden. Als ich nach dem letzten so erschöpfendem Tage, wo ich endlich die Spannung nicht mehr aushalten konnte, mich an seine Brust warf, und ihn bath, mir zu sagen, was er denn wünsche, und wie ich denn seyn sollte, um seinen Beyfall zu erhalten, da — o Bertha, dieser Moment wird meiner Seele ewig gegenwärtig bleiben! — da klärten sich seine düstern tiefen Züge auf, da brach ein Strahl der Freude, wie die Sonne nach langen Regentagen, aus seinen geistreichen Augen, und ein weiches Lächeln schwebte um die Lippen, die sich zu holdseligen Klängen öffneten!

Er drückte mich an sein Herz. Er, Er bath mich um Verzeihung. Bertha! Ich glaubte in Seligkeit zu vergehen. Ich hätte vor ihm mich beugen können, wie vor einer versühnten Gott-

heit. Er mochte es ahnen, denn er zog mich fester in seine Arme; aber ich faßte seine Hand, und drückte sie weinend an meinen Mund.

Seitdem hat keine Wolke den reinen Himmel meines stillen Glückes getrübt. Lothar ist mir Alles, Freund, Bruder, Vater. Wir haben in der letzten Zeit in Florenz gemeinschaftlich gelebt, und Lothar hat mir angebothen, auch in Mailand sein sehr schönes Hotel zu beziehen. Dieses Zusammenleben überhebt mich mancher Sorge, und manches mühvollen Geschäftes. Er ist so klar, so gewandt in Allem. Mit scharfem Blick entdeckte er in den ersten Tagen unsers gemeinsamen Haushalts die großen Fehler, die meine Unkunde in Geld- und Wirthschaftsangelegenheiten hatte einschleichen, und überhand nehmen lassen. Er bewies mir die Untreuheiten, die Vernachläßigungen meiner Leute, er übernahm auf meine Bitte die oberste Leitung des ganzen Hauses und meines Vermögens dazu, und ich fühlte bald den wohlthätigen Einfluß der sicheren starken Hand, die nun die Zügel hält.

Übrigens ist unser Leben sehr angenehm. Auch hier wie in Florenz umgibt uns ein gewählter Zirkel gebildeter geistreicher Menschen, alle bedeutenden Künstler besuchen unser Haus, ich genieße

in ihrer, und in Lothars unterrichtenden Gesellschaft noch einmahl so tief und innig die Kunstschätze, die sich uns hier überall anbiethen, und verzichte gern auf den Umgang jener hochgebornen und strengen Damen, die sich über ihre Langweiligkeit mit Beobachtung conventioneller Formen trösten.

Eine alte Bekannte habe ich in Florenz gefunden, das ehemahlige Fräulein O'born, als Gemahlinn eines reichen, aber unbedeutenden Grafen Lichtwerth. Sie scheint mich zu vermeiden, und weiß sich sehr viel damit, daß sie dort am Hofe erscheinen darf. Es sollte mir wohl nicht schwer werden, dieß in Mailand wie in ** durchzusetzen, wenn ich hier wie dort den Beweggrund hätte, einem geliebten Gegenstande näher zu kommen. Aber Lothar wünscht es nicht, und mein Sinn stand nie nach den Herrlichkeiten des Stolzes. So bleibe ich in meiner vergnügten Stille. Leb wohl!

Sieben und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Mailand den 3ten April 1812.

Ich stehe im Begriff, von hier ab und nach Hause zu reisen. Alles, was ich durch meine Hierherkunft, und durch so viele peinliche Schritte und Versuche zu bewirken gehofft, ist fruchtlos geblieben, und eine entsetzliche Nachricht, die mich aus einem Mund, und an einem Orte traf, wo sie mir am allerschmerzlichsten seyn mußte, würde mich in das tiefste Elend stürzen, wenn nicht selbst die Art, wie ich sie erhielt, mir ein gerechtes Mißtrauen dagegen eingeflößt hätte.

Was habe ich seit vier Wochen, seit ich hier in Mailand bin, gelitten! Wozu habe ich mich entschlossen! — Ich habe das Ärgste, das Demüthigendste unternommen. Alles habe ich über mich ergehen lassen, um meiner Pflicht und meinem Herzen Genüge zu thun, und Alles vergebens!

Auf Tengenbachs Anrathen, und von ihm begleitet, kam ich hierher. Ich nahm Audienz beym Minister. Tengenbachs Einfluß und Ansehen verschafften mir zwar ein gütiges Gehör, aber für meine Sache gewann ich nichts. Fahrnau's Vergehen soll groß, seine Äußerungen an öffentlichen Orten sehr kühn, und sein Betragen, selbst in seiner Haft, von der Art seyn, daß man entweder, wenn man ihn frey ließe, das Ärgste befürchten, oder ihn für wahnsinnig halten müsse. Meine Bitte, mit den Kindern zu ihm gelassen zu werden, bey ihm bleiben, und ihn, wenn er wirklich an Körper oder Gemüth krank wäre, pflegen zu dürfen, wurde mir zwar mit schonender, ja wirklich theilnehmender Art, aber mit unerbittlicher Strenge verweigert.

Ich kehrte tief betrübt nach Hause. Meine Kinder kamen mir mit ängstlicher Erwartung entgegen. Ach Gott! Was hatte ich ihnen zu sagen! In dieser verzweifelten Lage, in den Umarmungen meiner Kinder und unter ihren Thränen um den geliebten Vater, durchblitzte mich plötzlich, wie ein Lichtstrahl, der Gedanke, für ihn auch das Entsetzlichste zu unternehmen, und mit dem zu sprechen, der vielleicht der Urheber, wo nicht doch der Leiter und Beförderer seines

schrecklichen Schicksals ist. Ich wollte nach Florenz, wo sich Lothar seit einiger Zeit mit jener Person aufgehalten hatte.

Ich sagte Tengenbach meinen Entschluß. Als ich den Nahmen Sarewsky aussprach, sah ich eine schnelle Bewegung über sein Gesicht zucken; es war mir sogar, als erblaßte er, und bedürfe einiger Secunden Fassung, um mir zu antworten. Er billigte meinen Vorsatz nicht, und hatte tausend Einwendungen dagegen. Die wichtigsten flossen aus der Kenntniß von Lothars Character. Aber während seiner Reden hatte mein Geist jenen Entschluß, und die Hoffnung eines möglichen Gelingens mit einer noch größeren Heftigkeit umfaßt. Tengenbachs Einwürfe schreckten mich nicht ab, und er wich zuletzt der aufgeregten Lebhaftigkeit meines Verlangens, und versprach mir die nöthigen Veranstaltungen zu treffen.

Am folgenden Morgen trat er in mein Zimmer. Es lag etwas Verstörtes in seinen Mienen. Er sagte mir, daß der Zufall mein Vorhaben begünstige, und Lothar schon seit zehn Tagen in Mailand sey, weil er Geschäfte am hiesigen Hofe habe. Er wohnt nicht allein, setzte er hinzu, indem sein Blick sich noch mehr verfinsterte: Sie laufen die Gefahr eines sehr unangenehmen Zu-

sammentreffens, wenn Sie ihn in seinem Hause sprechen wollen.

Glauben Sie, daß er sich wohl entschließen würde, mich zu besuchen, wenn ich ihn bitten ließe?

Wie können Sie denken, gnädige Frau, daß der Mann, der seinen Feind — durch welche Mittel weiß Gott — so tief ins Unglück zu stürzen gewußt hat, die Frau desselben, die um Abwendung jenes Unheils bittet, besuchen und gern anhören wird? Wollten Sie sich wohl Demüthigungen aussetzen?

Ich stand stumm: So werde ich zu ihm gehen — und damit er sich nicht vor mir verläugne, mich nicht unter meinem Nahmen melden lassen.

Sie sind sehr fest entschlossen! erwiederte Tengenbach, und der Ausdruck seiner Blicke zeigte mir seine Mißbilligung: Und wenn Sie ihn nicht allein fänden? Wenn —

Ich verstehe Sie. Es wäre mir entsetzlich; aber ich glaube, daß ich mit Gottes Beystand auch das überwinden, und vor ihr zu sprechen die Kraft haben würde.

Leonore! rief er auf einmahl heftig, indem sein Blick sich erst gen Himmel, und dann mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf mich richtete: Wie

war es möglich, ein solches Herz zu brechen! Er wandte sich und verließ das Zimmer.

Ich glaubte nun, da ich Tengenbachs Einwürfe entkräftet hatte, Alles gewonnen zu haben, kleidete mich an und fuhr, nicht ohne innere Beklemmung und ohne die heftigsten Widersprüche meines Herzens, die nur die Hoffnung, hier oder nirgends sonst etwas für meinen heißen Wunsch zu bewirken, übertäubte, vor Lothars Hotel.

Man wies mich in einen mit kostbaren Gemählden verzierten Marmorsaal. Alles athmete hier Pracht, Überfluß, ja Übermuth. So wohnte Lothar! Und was war in diesen Momenten der Aufenthalt desjenigen, den er um Alles, was den Menschen theuer ist, gebracht hatte!

Auf einmahl ging eine gegenüberstehende Thüre auf, und ich stand vor derjenigen, der ich unter allen Wesen auf Erden am wenigsten zu begegnen wünschte.

Auch sie erschrack über meinen Anblick. Eine glühende Röthe wich dem Ausdruck der heftigsten Bestürzung. Keine von uns vermochte zu sprechen, ich aber zitterte, daß ich mich nach einem Stuhl umsah. Sie trat schnell zu mir. Ich wies sie höflich ab, und ließ mich nieder. Sie wandte

sich um. Ein Gefühl von Bitterkeit und Schaam mochte sie erschüttern.

Ich hatte mich mühsam gesammelt, stand auf, und sagte ihr, daß ich mit Lothar zu sprechen wünschte.

Mit Lothar? wiederhohlte sie sichtlich verwundert: Er ist beschäftigt, aber ich werde sogleich —

»Ich danke Ihnen. Ich bin schon gemeldet.«

Sie blieb stehen. Verwunderung, Verlegenheit, Neugierde mahlten sich in ihren Zügen. Was hatte ich zu fürchten, was zu verbergen, da ihr meine Gegenwart Alles sagen mußte!

»Ich komme, um über das Schicksal meines Mannes —«

Fahrnau? fuhr sie auf, und ihre Züge belebten sich: Was ist mit ihm? Was wollen Sie?

»Ich wünsche vor der Hand gar nichts, als die Erlaubniß, zu ihm zu gehen, und sein Gefängniß theilen zu dürfen.«

Sein Gefängniß, sagen Sie? Sie wurde todtblaß, und lehnte sich an eine Säule: So ist es wahr?

Sie sollten nicht wissen? antwortete ich, indem mich ein unaussprechlich bitteres Gefühl übermannte; denn ich hielt Alles für Heucheley.

So wahr ich lebe, nein! antwortete sie fest, indem sie sich aufrichtete: Sie sind die Erste, die mir Gewißheit über eine entsetzliche Vermuthung gibt! Sie — und eben Sie! O gerechter Gott!

Ich wußte nicht, was ich ihr antworten sollte. In dem Moment öffnete Lothar die Thüre und fuhr zurück, da er mich erkannte. Aber Rosalie sprang auf ihn zu: »Es ist dennoch wahr! Und Sie haben es mir geläugnet! Fahrnau ist gefangen! O um Gotteswillen! Thun Sie, was Sie können, um ihn zu befreyen!

Er schwieg einen Augenblick. Meine Damen! sagte er, und lächelte beynahe: Es ist das seltsamste Zusammentreffen in der Welt, das uns drey hier vereinigt. — Was haben Sie mir zu befehlen? indem er sich an mich wandte.

Mir rieselte bey dieser Anrede ein Schauer durch die Glieder, und eine eisige Hand griff an mein überströmendes Herz. Was war von dem Mann zu hoffen, der so zu antworten im Stande war?

Ich komme, sagte ich, und jedes Wort schwoll mir in der Kehle, um über das Schicksal meines Mannes, oder vor der Hand nur über die Erlaubniß, seinen Kerker zu theilen, mit Ihnen zu sprechen.

Mit mir, gnädige Frau? — Wer Sie in dieser Angelegenheit zu mir gewiesen hat, hat Sie sehr unrecht berichtet. Mir ist diese Sache völlig fremd. Der Minister von —

»Ich war beym Minister. Ich war bey Allen, die in dieser Angelegenheit ämtlich zu thun haben. Aber Sie sind es gewesen, in dessen Gegenwart, und um dessentwillen eigentlich im Kaffehhause zu ** ach der unglückselige Streit begann. Es wäre möglich, daß Ihr Zeugniß, Ihre Fürsprache — O, wenn Sie wollten — «

Er sah mich scharf und eiskalt an, und ließ mich reden, ohne zu antworten. Dieses Benehmen verwirrte mich, meine Fassung verlor sich, und, in unaufhaltsame Thränen ausbrechend, rief ich, meiner nicht mehr mächtig: O erbarmen Sie sich eines unglücklichen Weibes und verlassener Kinder!

O Gott — Gott! Was habe ich gethan! rief jetzt Rosalie, stürzte auf mich zu, und umschlang mich. Können Sie mir vergeben? — Nein! Nein! Sie können nicht.

Sie ließ mich los, und flog zu Lothar: Aber Sie, Sie können mich in den Augen dieser Unglücklichen entsühnen! O verwenden Sie sich für Fahrnau's Freyheit! Thun Sie, was in Ihrer Macht steht! Disponiren Sie über mein

Vermögen, über das, was ich thun soll! Schreiben Sie die Schritte vor, die ich machen soll! Ich will Alles, Alles thun, um einem edlen Mann seine Freyheit, und dieser unglücklichen Frau ihren Gemahl wieder zu geben.

Sie hatte bey diesen Worten eine seiner Hände dringend in die ihrigen gefaßt, und helle Thränen, die aus ihren Augen rollten, ihr Zittern, ihre angstvolle Blässe ließen mich glauben, daß dieß keine Maske, und sie wirklich bis jetzt über das Schicksal desjenigen unwissend geblieben sey, von dessen Unglück sie eigentlich die erste Ursache war.

Aber Lothar ergriff ihre flehend gefalteten Hände, löste sie sanft auseinander, sah sie und mich lange und seltsam an, und sagte dann: Wahrhaftig, meine Damen! Ich komme heut zu einer Ehre, auf die ich nicht vorbereitet war. Ich soll als Retter, als Schirmer in einer Sache auftreten, die meinem Wirkungskreise so fremd, wie meinem Einfluß völlig unzugänglich ist. Ich kann nichts, durchaus nichts für Herrn von Fahrnau thun. Es ist mir leid, wahrlich sehr leid; denn es raubt mir die Möglichkeit, zwey Frauen, die ich mit voller Seele verehre, meine Achtung dadurch zu beweisen.

Ich erstarrte. Diese eisige Ruhe und der bestimmte Ton zernichteten jede meiner Hoffnungen; Rosalie aber fuhr fort, bittend und schmeichelnd in ihn zu dringen.

Da sah ich eine Wolke von Unmuth, die erste Regung irgend eines Gefühls, über seiner Stirn schweben. Er biß die Lippen zusammen, dann sagte er zu mir: Gnädige Frau! Ich sehe die heftige Bewegung, in der Sie sind, und weit entfernt, sie zu tadeln, kann ich sie an Ihnen nur verehren, und Sie innig bedauern. Dieser lebhafte Antheil, den ich an Ihrer Lage nehme, macht es mir zur Pflicht, wenigstens das zu thun, was ich vermag, und das ist, Sie, so weit ich selbst unterrichtet bin, über das Vergehen, und das wahrscheinliche Schicksal Ihres Herrn Gemahls zu belehren. Er erzählte mir nun eine sehr consequente, aber entsetzliche Geschichte, wie Fahrnau durch Leidenschaft, Mißverständnisse, und wahrscheinlich eine schon beginnende Krankheit außer sich, sich Reden und Handlungen erlaubt habe, die nun freylich, wenn Alles so war, wie er sagte, ihn zum Gegenstand der gerechtesten Furcht, und der strengsten Ahndung von Seiten jeder Regierung gemacht haben würden, in deren Gebieth sie vor-

gefallen wären. Alles, fuhr er fort, was man zu seiner Entschuldigung sagen konnte, und auch gern sagte — denn glauben Sie mir, gnädige Frau, Herr von Fahrnau's bekannter Character, und der Platz, den er am Hofe von * * behauptete, haben ihm auch hier warme Freunde erweckt — war, daß er bereits in einer Art von hitzigem Fieber, und seiner Besinnung nicht völlig mächtig gewesen sey. Dieß hat nun seither auch von Tag zu Tag zugenommen, und ist, wie ich erfuhr, endlich in eine Art von bleibenden Zustand der Geisteszerrüttung übergegangen. Aber die Kräfte der Natur waren erschöpft, Mangel an Bewegung, eingeschlossene Luft, innere Aufreibungen mögen auch das ihrige beygetragen haben, kurz — fassen Sie sich, gnädige Frau, und denken Sie, daß vielleicht ein längeres Leben ihren Gemahl nur für längere Leiden aufgespart haben würde!

Er ist todt? schrie Rosalie mit zerreißenden Tönen. Was Lothar antwortete, weiß ich nicht. Ich hatte während seiner ganzen Rede mich nicht mehr auf den Füssen halten können. Unter den letzten Worten schwanden meine Sinne.

Als ich zu mir kam, fand ich mich noch auf

dem Stuhl, auf dem ich gesessen hatte, und Rosalien zu meinen Füssen hingeworfen, das Gesicht in meinen Kleidern verbergend. Lothar war fort.

Ich konnte nicht sprechen. Mühsam erhob ich mich. Rosalie fuhr empor. Frau von Fahrnau! sagte sie todtenbleich und in sichtbarer Zerstörung ihres ganzen Wesens: Ich weiß, was Sie von mir halten müssen. Ich bin weit entfernt, Ihnen zuzumuthen, daß Sie mir vergeben sollen. Aber erlauben Sie mir, Ihnen die körperliche Hülfe anzubiethen, die auch die fremdeste Person in Ihrem Zustande von mir annehmen würde! Erlauben Sie mir, Sie in Ihrem Wagen zu begleiten, bis ich Sie in Ihrer Wohnung der Sorgfalt der Ihrigen anvertraut habe! Schlagen Sie mir das nicht ab!

Sie kniete bey diesen Worten aufs Neue vor mir. Ich sah sie an. Ohne recht zu wissen, was ich that, streckte ich meine Hand aus. Sie ergriff sie hastig, sprang auf, und faßte mich leise am Arm, um mich zu führen. Ich ließ sie machen. Ich wußte kaum, wie mir geschah.

Plötzlich stand sie still, und, mit einer Art von Ängstlichkeit mich anblickend, sagte sie: Oder soll meine Kammerfrau meinen Platz einnehmen? O Gott! — Mich hassen Sie wohl!

Diese Worte entwaffneten jeden Rest von Groll, den mein ohnedieß zerschlagenes Herz nicht halten konnte. Ich warf mich an ihre Brust: O du hast ihn geliebt, wie ich! — Sie ergoß sich in einen Strom von Thränen. Mir ward dieß Labsal nicht zu Theil.

Im Wagen, wo meine Sinne mich alle Augenblicke zu verlassen drohten, hielt sie mir immerwährend stärkende Essenzen vor, und leitete mich endlich die Treppe hinauf in meine Wohnung.

Schon im Vorsaal trat mir Tengenbach entgegen, der gekommen war, um sogleich den Erfolg meines Besuches zu vernehmen. Rosalie stieß, als sie ihn erblickte, einen lauten Schrey aus, ließ mich los, und floh, wie ein geschrecktes Reh, die Treppe hinab.

Mein Anblick, und einige Worte unterrichteten Tengenbach von Allem, was ich gehört hatte. Auch er war tief erschüttert, aber sein richtiger Sinn, und wohl auch sein ruhigeres Gemüth fanden bald Stoff zu Zweifeln und zu Vermuthungen. Er glaubt nicht an Fahrnau's Tod, und er hält die ganze Erzählung für eine Nothlüge, erdacht, um mich und Rosalien zu schrecken, ihr den Gegenstand einer vielleicht

noch glimmenden Liebe, mir jede Hoffnung zu entziehen, und somit alle Nachfragen und Versuche niederzuschlagen.

O Clara! Wie mein Herz diesen schwachen Faden ergriff! Tengenbach hat seitdem seine Thätigkeit verdoppelt. Er wußte sich mehrere Notizen zu verschaffen, die es ihm zwar sehr wahrscheinlich machen, daß Fahrnau noch lebt, aber eben so wahrscheinlich, daß unsere fortgesetzten Bemühungen für diesen Augenblick nicht bloß fruchtlos, sondern für sein Schicksal sogar nachtheilig wirken könnten. So ist seine Meinung, daß wir sie vor der Hand aufgeben, und einen günstigern Zeitpunct abwarten sollten.

Bey diesen Umständen ist es denn am gerathensten, nach Rosenstein umzukehren. Tengenbach will mich dahin begleiten, dann wieder hierherkommen und versuchen, was er ferner für meine Hoffnungen wirken kann. Gott lohne es dem treuen Freunde!

Du kannst fühlen, meine Schwester, was bey allen diesen Stürmen und Widersprüchen in mir vorgehen muß. Lebt Ludwig noch? In welchem Zustand? Ist er todt? Stirbt er vielleicht in diesem Augenblick? — Und ich bin von

ihm getrennt! Mir ist der einzige, letzte Trost versagt, ihm beyzustehen, ihm Alles, Alles zu leisten, was die innigste Liebe — O wenn er nur lebt! Das ist jetzt das ausschließende Gebeth meiner geängsteten Seele!

Acht und dreyßigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Mailand den 4ten April 1812.

Bertha! Bertha! Was habe ich gesehen, was erfahren müssen! Julius und Ludwig, Leonore und Lothar, Alles — Alles zu meinem Schrecken und Verderben verschworen! Tengenbach ist in Mailand, Fahrnau todt, Leonore in Verzweiflung — und ich, o barmherziger Gott! ich vielleicht die Schuld an seinem Tode!

Und in dieser entsetzlichen Verwirrung, in diesen furchtbaren Augenblicken flieht mich auch der, der allein mir Licht über die gräßlichen Räthsel geben könnte, und überläßt mich allen Qualen, die meine Brust zerreißen!

Könnte ich mich nur so weit fassen, um Dir in Ordnung zu erzählen, wie Alles sich begab! O wenn ich das könnte, dann würde ich auch

meinem Unglück ruhig ins furchtbare Antlitz schauen können!

Es war wirklich Fahrnau, der in ** ach den Streit gehabt hatte, und deßhalb arretirt worden war. Er wurde krank, außer sich, und, mit Raserey und dem Tode kämpfend, nach Mantua gebracht. Dort — ach nein, ich kann es nicht glauben, ich will mich an dem schwachen Faden einer entgegengesetzten Möglichkeit halten — dort lebt er vielleicht noch. Aber in welchem Zustande, unter welchen Qualen? Ist er mir nachgefolgt, als ich ihn verließ? Was hat Tengenbach hierher geführt? Wie kommt er zu Leonoren? Haben sich diese Beyden, die von mir aufs schrecklichste verletzt wurden, zu meinem Untergang verschworen?

Doch nein! Tengenbach ist keines niedern Gedankens, keiner unedlen Rache fähig. — Und Sie? — O Sie hat mir ja verziehen, weil ich Ludwig geliebt, wie sie! — Könnte sie mir auch noch zürnen, weil mir liebenswürdig erschien, was sie hingerissen? O was kann ein wahrhaft liebendes Herz nicht vergeben! Sie ist so gut! Sie litt so tief, und blieb sich so edel gleich! Kein bitteres Wort entfloh dem Munde der Tiefverletzten!

Ach wie gern möchte ich zu ihr eilen! Ihre stille Ergebung würde mein stürmendes Herz beruhigen, ihre fromme Fassung meine schwankenden Gedanken in ihren Geleisen halten, und ihr heiliger Schmerz meine wilden Qualen stillen. Wir würden ihn zusammen beweinen. — Aber wie der Cherub mit dem Flammenschwert steht Tengenbachs Gestalt vor ihrer Schwelle, und der Schatten des Ermordeten droht am Eingang des Grabmahls, in das ich flüchten möchte! Bertha! Bertha! Wie unsäglich quälend ist die Schuld!

Wie könnte ich Julius vor die Augen treten, ihm, der mir im Augenblick der höchsten Noth in aller seiner liebenswürdigen Milde und Großmuth wie ein rettender Engel erschien, an den zuerst heilige Bande der Dankbarkeit mich fesselten, dessen innige Zärtlichkeit später das erste antwortende Gefühl dieser Art in meinem Busen weckte, der einer edlen von seinen Ältern ihm bestimmten Braut, der Liebe seines Vaters, und dem Frieden in seiner Familie entsagte, um mir, der Verlassenen, Heimathlosen seine Hand zu reichen, der mich auf seiner Väter Burg führte, dort alle Reize des Lebens um mich versammelte, und den ich dennoch — — O Gott! Laß mich ab-

brechen! Es ist zu peinigend, diese Bilder zurückzurufen!

Ich habe Lothar seit der unglücklichen Stunde, wo ein Blitz die Nacht um mich erhellte, und mir die ganze Tiefe meines Jammers zeigte, nicht mehr gesehen. Er scheint mir zu zürnen. Hat er wohl ein Recht dazu? Warum hat er mir verborgen, was er von Fahrnau's Schicksal wußte, warum auf alle meine ängstlichen Fragen nicht geantwortet?

Liebt mich Lothar wirklich? Oder bin ich nur sein Spielwerk? Ist Fahrnau mir nachgereiset? Wie verhält es sich mit dem Streit im Kaffehhause? Wird Tengenbach mir noch einmahl erscheinen? Alle diese Fragen steigen eine um die andere verwirrend und quälend aus der Tiefe meiner Brust, und wenn ich kaum durch alle Gründe, die meine Vernunft mir darbiethet, die eine niedergekämpft habe, so erhebt sich die andere wieder, und jede ist so schmerzlich, jede so zwecklos, und jede so unbeantwortet wie die andere!

den 6ten Abends.

Lothar ist fortgereiset. — Er hat einen Brief an mich zurückgelassen, ohne Vorwürfe, ohne Bitterkeit; aber eine Eiseskälte liegt darin.

Eine genaue und gewissenhafte Erzählung, die dieser Brief enthält, setzt mich jetzt in Stand, über Fahrnau's Schicksal vollkommen zu urtheilen. Es war nicht Liebe zu mir, es war Haß gegen Lothar, was ihn antrieb, uns nachzusetzen. Er hatte bestimmt erklärt, daß er entschlossen war, sobald er Rache an Lothar genommen haben würde, zu Leonoren zurückzukehren, deren Bild wieder in allem Zauber erster gekränkter Liebe vor ihm stand. Abgerissene Blätter von seiner Hand, die der Erzählung beylagen, bestättigten dieß. Der Vorfall im Kaffehhause war so, daß ihn nur ein hitziges Fieber entschuldigen und begreiflich machen konnte. Das Französische Gouvernement war nicht nur berechtigt, sondern wohl bemüßigt, sich eines Menschen zu versichern, der sich solche Äußerungen erlaubt hatte. Aber das Gefühl, sich seiner Freyheit beraubt zu sehen, erhöhte seine fieberische Aufreizung erst zur höchsten Wuth. Krankheit und Raserey kämpften in seinem Körper wie in seiner Seele, die erschütterte Natur drohte in sich zu zerfallen, oder wenigstens, wenn das physische Leben erhalten werden konnte, der Geist in der allgemeinen Zerrüttung unterzugehen.

»So war sein Zustand« fährt Lothar in seinem Briefe fort, »als Sie zuerst in **ach mit der Angst der Liebe nach ihm fragten. Ich hielt es für gerathener, und für schonender, Sie in gänzlicher Unwissenheit über diese, in jedem Fall traurige, Alternative zu lassen. Erst wenn, wie ich hoffte, durch die Länge der Zeit, durch eine ruhigere Besinnung, und —lassen Sie mich hinzufügen, was meine Selbstliebe mir zuweilen schmeichelnd zuflüsterte! — durch die Gewohnheit mit mir zu leben, ihr Herz von seinen alten Wunden ganz geheilt wäre, wollte ich dann mit der Wahrheit, wie sie immer bis dahin sich gestaltet haben würde, hervortreten, und Sie Alles klar sehen lassen, in sofern ihr Herz es würde vertragen können.«

»Ich erhielt mich seitdem in steter Kenntniß von dem Zustand des Unglücklichen. Das war mir vergönnt, obwohl ich keinen Einfluß auf sein Loos nehmen konnte. Ich that es — um Ihrentwillen. Die letzten Nachrichten waren schlecht. Man erwartete seinen Tod. Da führte ein Zufall Leonoren zu ihnen. Ich sagte, was ich für wahr hielt. Nur Ein Unrecht habe ich zu bekennen. Ihre leidenschaftliche Angst machte mich in einer Art von Aufwallung für schon gesche-

hen aussprechen, was noch nicht entschieden war.«

»Da ich mich aber überzeugte, wie sehr der ehemahls Geliebte noch immer in Ihrem Herzen herrscht, so habe ich nunmehr mit doppelter Sorgfalt meine Nachforschungen angestellt, und ich kann Ihnen nun sagen, daß er lebt, ja daß man Hoffnung hat, ihn herzustellen. Ich habe für seine beste Pflege Anstalt getroffen. Der erste Arzt in Mantua besucht ihn täglich. Wie es mit der Herstellung seiner geistigen Kräfte seyn wird, muß die Zeit lehren, die denn auch, wenn er genesen seyn wird, und die Untersuchung seines Vergehens beginnen kann, über seine Zukunft entscheiden muß. Glauben Sie aber, gnädige Frau, daß es mir eine heilige Pflicht seyn wird, sowohl für ihn, der Ihnen, wie die Erfahrung mich gelehrt hat, noch so theuer ist, treulich zu sorgen, und zu wirken, was ich vermag, als auch, so viel es unsere Entfernung gestattet, Sie in der nöthigen Kenntniß seiner Lage zu erhalten. Unterdessen schalten Sie als Frau und Meisterinn über mein Haus, über meine Leute und Effecten. Piatti, mein Secretär, der Ihnen diesen Brief bringt, hat die gemessensten Aufträge von mir, sich in Allem unbedingt nach Ih-

rem Willen zu richten.« So schreibt Lothar — und verläßt mich!

Mein Kopf ist ganz wüste. In dem Chaos der sich wild jagenden Gedanken unterscheide ich nur Einen, der bestimmt und hell über alle hervorragt. Ich muß zu ihm, ich muß ihn sprechen, ich muß mich vertheidigen, ich muß — O Liebe! Wie wird meine Natur diese neuen Stürme ertragen?

Neun und dreyßigster Brief.

Lothar an den Obersten Fierolles.

Udine den 20ten April 1812.

Die Welt schüttelt sich aus ihrem trägen Schlummer, und es kommt wieder Bewegung in die ruhigen Massen. Es bereiten sich große Dinge, und die gewaltige Entwickelung, welcher die aufgährende Welt entgegenreift, fängt an, das Dunkel in leuchtenden Puncten zu durchbrechen. Dießmahl scheint die Richtung der mächtigen Kräfte nordwärts zu deuten. In Deutschland, dem ewigen Feuerheerd fremder Flammen, die sich in ihm zu seinem Verderben entzünden, wird eine Zusammenkunft der Monarchen seyn, und es werden alle Maaßregeln gegen den gewaltigen Riesen im Nordosten Europa's verabredet werden.

Mich ergreifen diese mächtigen Rüstungen mit einer Art von Zauber. Es reißt mich hin, hier ebenfalls thätig einzugreifen, und nicht bloß mit

dem Geiste lenkend und ordnend, sondern auch mit der Kraft meines äußeren Ichs an der großen Entscheidung mitzuwirken, die das Schicksal der Europäischen, und vielleicht der Menschheit überhaupt bestimmen wird. Ich habe mich bisher in Mancherley versucht, und als Künstler, als Schriftsteller, und Diplomatiker nicht Unbedeutendes geleistet. Jetzt drängt es mich, diese stillen Bahnen zu verlassen, aus dem täglich gleichen Geleise des Geschäftsmanns, wo heut ist, wie gestern war, und morgen seyn wird, wie heute, in das große freye Leben hinauszutreten, und auch einmahl das Loos jedes Tages aus der Hand des launenhaften Zufalls zu erwarten. Ich will Kriegsdienste nehmen. Mein jetziger Posten sichert mir auch in der neuen Laufbahn einen bedeutenden Platz, und es ist doch nirgends möglich, die Wirkungen seines Strebens, und was die innere Kraft gilt, in so lebendiger frischer Thätigkeit zu fühlen, als in diesem Stande. Mich reizt das bewegte Leben, so wie der schimmernde Kranz am Ende der Bahn. Wir werden auch auf diese Weise Brüder seyn, Fierolles!

Es hat hier für mich in der letzten Zeit einige verdrießliche Geschäfte gegeben. Um diesen

Fahrnau und sein Schicksal war ein Treiben, ein Drängen, und eine Bewegung, daß ich mir mit einem Gewaltstreiche Luft machen mußte.

Der Hof zu **, viele angesehene Privatpersonen, sogar einige Große hier in Italien, die ihn früher gekannt haben, endlich seine Frau, Rosalie, und ein gewisser Tengenbach, der mit der Fahrnau hierher gekommen ist, und mir durch seine Nachforschungen, durch das Geld, das er mit vollen Händen wegwirft, und durch seine Schlauheit am meisten zu schaffen machte, Alles verwendete sich für den Gefangenen, und es ist, als ob jeder einen Freund oder einen Bruder an ihm zu retten hätte. Was haben sie denn an ihm?

Es soll ihm fürwahr kein Haar gekrümmt werden. Ich will ihn nur unschädlich machen. Er war schwer krank, nun ist er genesen. Er wird anständig gehalten. Was will man mehr? Machen Sie mir es zu arg, so wird es nur zu seinem Schaden seyn.

Ich habe mich seinetwegen mit Rosalien überworfen. Sie ließ sich von ihrer leidenschaftlichen Schwäche, vom Mitleid mit Leonoren, welche kam, um seine Freyheit von mir zu erbitten, auf eine Weise hinreißen, die ich unmöglich in

dem Verhältniß, in welchem ich mit ihr lebe, gelassen ansehen konnte. Ich strafte sie, indem ich durch drey Tage nicht vor ihre Augen kam, und am vierten abreiste, nachdem ich ihr einen kalten, aber höflichen Brief geschrieben.

Was ich vorhergesehen hatte, geschah. Sie kam mir nach. Jetzt sind wir versöhnt, und stehen zusammen auf dem besten Fuß. Man muß sich nur hüthen, sich von dem Schwindel, der sie hinreißt, mitziehen zu lassen. Es wäre für den, der es zugäbe, und für sie selbst das größte Unglück. Rosalie bedarf eines Freundes, der sie ganz durch- und übersieht, und sie im festen unausweichbaren Geleise hält und lenkt. Ich behandle sie so. Sie jammert bisweilen, und dankt mir oft. Sie ist liebenswürdig, sie ist edel, sie ist schön, aber sie ist schwach.

Ich weiß noch nicht recht, was mit ihr geschehen soll, wenn ich mein Vorhaben ausführen, und in der Linie dienen werde. Sie wird sich nicht von mir trennen wollen. Auf jeden Fall kann sie nach Deutschland gehen, und sich dort irgend eine angenehme Stadt zum Aufenthalt wählen. Wie sich dann die schnellen Loose wenden, soll sie meiner Spur folgen, so weit es thunlich ist. Ich werde jederzeit trachten, mög-

lichst für sie zu sorgen. Vielleicht bringe ich sie zu Dir und Bertha. In eurer Nähe hoffe ich auch diesen Sommer noch eine Bekannte zu finden, deren Umgang fortzusetzen mir erwünscht ist. Es ist die Gräfinn Lichtwerth, deren Güter nicht weit von ** au liegen. Das könnte, ehe der Sturm losgeht, noch ein hübsches Beysammenleben geben. Leb wohl!

Vierzigster Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

Waldemuth den 20ten May 1812.

Unsere beschwerliche und traurige Reise ist geendet. Was der Endzweck dieser mühevollen Anstrengung war, haben wir nicht erreicht, was wir nicht zu finden dachten, ist uns begegnet. Ein unglücklicher Zufall führte mich in Mailand mit der Person zusammen, der zu begegnen mir auf Erden das peinlichste seyn mußte. Eine Aufwallung besseren Gefühls hatte sie angetrieben, Leonoren, nach einer schmerzlichen Scene in Lothars Hause, in ihren Gasthof zurück zu begleiten. Ich stand im Saal, wie die beyden Frauen eintraten. Ein Todesschrecken durchzuckte die Schuldige. Sie floh mit einem Schrey des Entsetzens. Wehe dem, der irgend eines Menschen Anblick zu scheuen hat!

Ich hatte sie nur zu gut erkannt, und auch mich erschütterte der Moment. O was war diese Gestalt mir einst gewesen! Wie unendlich viel hatte ich um ihren Besitz verschleudert!

Dieses Zusammentreffen machte mir den Aufenthalt in Mailand furchtbar, und Leonore hatte dort nichts mehr zu hoffen. Wir eilten also, es zu verlassen, und erreichten vor acht Tagen das stille Rosenstein. Nichts als fehlgeschlagene Hoffnungen und traurige Erfahrungen besonders über die Selbstsucht und die niedrige Eitelkeit der Menschen sind die Ausbeute dieses monathlangen Strebens. O Hermann! Ist es das nahende Alter, dem ein widriges Geschick mich vor der Zeit entgegenführt, ist es eine zu reizbare Empfindlichkeit, oder ist eure Welt, seit ich sie nicht gesehen, wirklich um so viel schlechter geworden? Ein unheimlicher Geist hat sich der Menschen bemächtigt, jener Geist des Eigennutzes, der Speculation, und der Gewinnsucht, der, wenn er einmahl die ganze Masse des Volkes durchdringt, gewiß nur äußerst verderblich auf das innere Heiligthum in uns wirken muß. Ich ehre den Handel und den Kaufmannssinn, wie ich soll. Es ist eine Richtung der menschlichen Fähigkeiten, der wir eine Menge der köstlichsten Lebensgüter, so

wie unzählige Bereicherungen im Gebiethe der Wissenschaften, und reelle Kenntnisse danken. Mit goldnen Fäden bindet er entlegene Welttheile, knüpft aus Bedürfniß und Besitz tausend wohlthätige Verhältnisse, und macht die Schätze, welche des Schöpfers Allmacht in verschiedenen Gegenden zerstreute, zum Gemeingut der ganzen Erde. Mit großem Sinn und echter Richtung getrieben war er auch von jeher ein Segen für die Menschheit, und einer der mächtigsten Hebel der Cultur. Aber das, was ich jetzt kennen gelernt habe, ist keineswegs jene große beglückende Erscheinung; es ist ein elendes, verkrüppeltes und verkrüppelndes Wesen, ein gieriges Haschen und ein rastloses Streben nach immer Mehr, nicht um die Mittel zu nützlichem Wirken und edlem Genießen in Händen zu haben, sondern um prunken und schwelgen zu können. Und, was das Auffallendste ist, dieser Geist der Unruhe scheint in alle Stände und in alle Alter gefahren zu seyn. Alles speculirt, Alles trachtet, Niemand ist mit seiner Lage zufrieden, und nur Wenige können es auch wirklich seyn. Derselbe Trieb nach Glanz und den Mitteln, diesen zu erlangen, jagt die Menschen immer vorwärts zu einem unbestimmten Ziele; derselbe

Wunsch, zu erraffen, lehrt Schlauheit, Übervortheilung und Betrug, entzieht denen, die bisher noch fern von ähnlichen Trieben waren, ihren rechtmäßigen Besitz, und zwingt nach und nach durch die Unsicherheit des Eigenthums auch diese, sich zu dem großen Haufen der Speculanten zu schlagen. Die Umstände der Zeit, das Schwankende alles Besitzes und aller Zukunft tragen das ihrige zu dieser Rastlosigkeit bey, und machen die Menschen klingendes Geld als den besten Repräsentanten aller Erdengüter, und als das Wünschenswertheste ansehen, was sie erringen können.

So versinkt das Bessere in ihnen in unreinen Trieben und entwürdigender Unruhe. Kein Sinn für Edles und Schönes kann bey solchem kleinlichen und unwürdigen Treiben aufkommen. Es ist nicht mehr der Geist, der einst die Hansa, die Reichsstädte, den niederländischen Handel, die Italienischen Republiken beseelte, der die Künste liebte und schützte, der das Leben verschönerte, und seine Hand beglückend über die Welt hinstreckte. Die Kunst geht nach Brod. Diese reichen Emporkömmlinge, die aus dem Staub, aus welchem sie sich schnell und unerwartet aufschwangen, niedrige Gesinnungen und

schlechte Erziehung mitgebracht haben, kennen kein anderes Glück, als die Nachäffung der höheren Stände in ihrem Glanze, ihren Thorheiten und ihren Lastern, ohne auch nur Eine der besseren Regungen zu empfinden, die in jenen doch noch öfter ihre Fehler vergüten. Der Mittelstand, besonders die Classe der Gelehrten und des niedrigen Adels, bey denen sonst die feinste und höchste Ausbildung des Geistes war, und die einen edlen Theil der Nation ausmachten, sind in Dürftigkeit und beynahe in Verachtung gesunken. Sie haben besseres Wollen ohne Mittel, während jene Glücksspitze die Mittel und keinen Sinn dafür haben. So geht denn das Gute allmählig verloren, und ein armseliges Geschlecht wird an die Stelle des jetzt verblühenden kommen.

Diese traurigen Betrachtungen haben sich mir, seit ich Europa wieder betreten habe, und so auch auf dieser letzten Reise, die mich mit gar mancherley Menschen in Berührung brachte, schmerzlich aufgedrungen, und wahrlich nicht dazu beygetragen, meinen Geist, den so manches ältere und neue Weh drückt, angenehm zu erheitern. Den Oheim habe ich kränklich gefunden, Leonorens Geschick ist nicht gebessert, und vor mir liegt

die Zukunft so düster, wie ehemahls. Nur an Einem Ort könnte mir recht, recht wohl werden, und auch von diesem Orte hält eine Empfindung, die ich nach und nach nur zu gut zu verstehen anfange, mich warnend ab. Es ist Leonorens Schloß, in dem sie mit stillem Geist und frommer Sitte waltet. Frieden und heitere Ordnung, Rechtlichkeit und Menschenliebe sprechen sich in jeder Anstalt, in jedem Benehmen der Glieder des Hauses aus, ein freundlicher Geist weht an dieser Schwelle, und umfängt wohlthuend den Eintretenden. Ich bin einheimisch da geworden, die Kinder hängen an mir, und Leonore empfängt mich jederzeit mit warmer achtungsvoller Freundschaft. — Ach! Sie ist ein Engel!

Lachle nicht, lieber Hermann, über diesen oft gebrauchten und mißbrauchten Ausdruck! Ich verstehe nicht darunter, was man gewöhnlich damit bezeichnet, ein schönes, sanftes Weib. Aber wenn die höchste Reinheit des Gemüthes, wenn unbedingte Achtung für jede Pflicht, Heiligkeit der Gefühle und ein himmelwärts gewandter Sinn die Eigenschaften sind, welche jene höheren Intelligenzen zu dem machen, für was wir sie halten, zu Bothen der Allmacht, zu Hüthern

der Sterblichen, zu unsichtbaren Freunden, die im Herzen ihrer Pflegbefohlenen edle Gefühle und fromme Entschlüsse wecken — dann ist Leonore sicher ein Geist solcher Art.

So leitet sie ihr Hauswesen, verbreitet überall Gutes und Nützliches, wirkt in höchster Einfalt und Ruhe, lenkt die Herzen ihrer Kinder zur Tugend, ihrer Hausgenossen zur Rechtlichkeit, vergißt sich über Andere, und hat auch keinen Begriff davon, wie man, so lange noch für Andere, oder für die Pflicht etwas zu thun übrig ist, an sich denken, oder wie man ihr das zum Verdienst anrechnen könne. Ich habe sie so in Rosenstein, am meisten aber auf der Reise gefunden, wo nie die Größe des Opfers, nie die unendliche Beschwerlichkeit eines Schrittes, sondern nur seine Nothwendigkeit oder der Nutzen, der für ihren Gemahl daraus fließen konnte, in Betrachtung kam. So hat sie sich zu dem entsetzlichsten Unternehmen, mit Lothar zu reden, selbst auf die Gefahr hin, der Person zu begegnen, deren Anblick ihr so schmerzlich seyn mußte, entschlossen, und alle meine Gegenvorstellungen fruchteten nichts, denn sie versprach sich davon etwas für Fahrnau's Wohl. Sie ging, und fand, was sie zu finden zitterte. Selbst Lo-

thar und Rosalie wurden mit Achtung für sie erfüllt. Leonore ahnet nicht, was ich bey dem Anblick derjenigen empfand, die sie halbohnmächtig, und von der Todesnachricht ihres Gemahls ganz niedergedrückt, nach Hause begleitete; sie ahnet nicht, wie tief sie in meinem Herzen wühlt, wenn sie jetzt noch oft von Rosalien spricht, und mit der Nachsicht und Milde eines höheren Wesens die Schwächen dieser Frau entschuldigt, und ihr verzeiht, was sie gegen sie verbrochen, weil es doch nur aus Liebe zu dem Manne geschah, dem auch sie alle ihre Kräfte, ihre Wünsche und ihr Verlangen geweihet hat. Ich vermag nicht ihr zu entdecken, wie diese Sachen zusammenhängen. Es sträubt sich ein inneres Gefühl in mir dagegen, ihr zu gestehen: Sieh! Jenes Weib, das dir durch ihre leidenschaftlichen Lockungen deinen Gemahl entrissen, das sich nun an einen kühnen Abenteurer hinwirft, ist dieselbe, die ich einst in rasender Verblendung dir vorzuziehen fähig war! Und endlich, wenn ihr Beginnen mich auch quält, so liegt für mich eine Art von Beruhigung darin, durch sie zu leiden.

An die Nachricht von Fahrnau's Tode glauben wir kaum mehr. Die Gründe, daran zu zweifeln, sind zu wichtig und zu viel. Meine Erkun-

digungen waren nicht ganz fruchtlos. An dem Tage, wo Lothar Leonoren mit der Todesbothschaft zu schrecken, und jede Nachforschung auf einmahl zu vernichten glaubte, hat ihr Gemahl noch gelebt, ja er war, obgleich noch krank, doch auf dem Wege der Besserung. Seitdem hat es mir freylich nicht mehr gelungen, etwas Bestimmtes zu erfahren; wir haben aber nach Mantua geschrieben, und uns in der Voraussetzung, daß jenes wichtigen Mannes Nachricht wahr sey, einen Todtenschein ausgebethen. Dieser ist bis jetzt nicht erfolgt, und so darf Leonore die Hoffnung billig nähren, daß Fahrnau noch lebe.

Sie nährt sie auch, und findet in ihr, und ihrem frommen Sinn eine unerschöpfliche Quelle der Beruhigung in den trübsten Stunden. Auch will sie sich bald wieder mit ihrer Staffeley beschäftigen. Sie mahlt wirklich mit Meisterschaft. Ich habe Arbeiten gesehen, die ihr einen bedeutenden Rang unter ihren Kunstgenossen sichern würden, wenn sie sich entschließen könnte, sie öffentlich zu zeigen. Aber davor schaudert ihre zarte Weiblichkeit zurück, so wie ihr stiller Sinn allein an den Werth ihres Talents nicht glaubt, den doch jeder anerkennen muß, welcher ihre Arbeiten sieht. Sie scheint nur sich und ihren Lie-

ben zur Lust zu mahlen. Sich in ihren Kunstgebilden zu ergötzen, zu verlieren, und ihrem Gemahl oder einigen Freunden Freude damit zu machen, ist der Endzweck ihres Fleißes. Übrigens fließt dieses bedeutende Talent nirgend störend auf ihr häusliches Leben ein. Sie weiß die Künstlerinn sehr bestimmt von der Hausfrau zu scheiden, und jeder zu geben, was ihr gehört. Dennoch verschmilzt auf der andern Seite das Eine so schön ins andere. Sie würde minder liebenswürdig seyn als Frau, wenn ihr dieser hohe Sinn für Kunst fehlte, und minder achtungswerth als Künstlerinn, wenn sie ihrem Talent auch nur Eine ihrer Pflichten opferte. O Hermann! Welche Frau ist diese Leonore!

Doch ich habe Dir schon so viel geschrieben, und wenn ich Alles übersehe, so sind es, einige Zeilen ausgenommen, nichts als Ansichten und Träume. Aber Du kennst mein Gemüth, seine Eigenheiten und seine — Schwächen. Diese fühle ich besonders in diesen Augenblicken recht sehr, aber ich kann ihnen nicht entgegen arbeiten, und nicht entfliehen. Mich binden höhere Rücksichten, und so mag denn auch diese stürzende Fluth der Leiden, wie so manche frühere, über mich ergehen!

Ein und vierzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Roveredo den 3ten Junius 1812.

Ich bin auf dem Wege nach Deutschland. Unsere Reise geht sehr schnell, und wir ruhen hier nur so lange aus, als Lothar mit den bürgerlichen Behörden in besonderen Aufträgen zu sprechen hat.

Zwey Monathe waren, seit jenen entsetzlichen Auftritten zu Mailand, in dem stillen Genuß geistiger und körperlicher Ruhe verflossen. Jetzt ergreift mich der Sturm von Neuem, und schleudert mich recht mitten in die beweglichen Wirbel des allerthätigsten und unruhigsten Lebens hinein. Ich begleite Lothar nach Dresden. Er hat Kriegsdienste genommen. — In diesen Worten liegt ein Abgrund von Sorgen, Qualen und Unruhen für mich. So darf ich denn

niemahls aufhören zu zittern? Und wenn eine milde Verkettung freundlicher Verhältnisse meinem von den Zweifeln, Ängsten und Unsicherheiten des rauhen Lebens ermüdeten Wesen einmahl eine täuschende Ruhe verspricht, dann darf ich ihrer nur so lange genießen, um in dem kurzen Zwischenraume eines behaglichen Daseyns, die Köstlichkeit desselben, und die Qual, daraus fortgetrieben zu werden, schmerzlicher zu empfinden.

Eine neue Welt umgibt mich jetzt, aber ihre Berührung ist nicht freundlich. Lothars frühere Dienste als Offizier in der Nationalgarde während der Revolution in Mainz und Paris, und sein jetziger bedeutender Rang verschafften ihm den Posten eines Obersten bey einem Italienischen Linienregimente, und in dieser Eigenschaft reiset er nach Dresden, wo er sich, bis sein Regiment, das schon auf dem Marsch ist, dort eintrifft, mit den Leitern des großen bevorstehenden Kriegswerkes zu besprechen hat.

Ich sehe jetzt fast nichts als Militär um mich, und die Schnelligkeit, das Pünctliche, das schonungslose Dahinfahren dieser gewaltigen Massen über jede Rücksicht und umgehende Gefälligkeit bürgerlicher ruhiger Verhältnisse hat für

mich etwas sehr Peinliches. Das Soldatenleben soll, wie man sagt, viel Poetisches in sich haben. Ich kann es nicht finden. Für mich treten diese gewaltigen Mächte so feindselig ins stille Leben hinein, und ich sehne mich, wie nach dem Paradiese einer goldnen Kindheit, nach meinem stillen Aufenthalt in Florenz, Mailand und zuletzt in Venedig zurück. Ach da war ich glücklich! Ein großes Mißverständniß war zwar in den letzten Tagen unsers Aufenthalts in Mailand, wie ich Dir berichtete, sehr trennend zwischen uns getreten; aber meine Liebe, meine Aufrichtigkeit, der offene Wunsch, alles zu erklären, und mich in allem nach dem edelmüthigen Freund zu richten, der selbst im Feinde den unglücklichen Menschen nie zu schätzen verlernt hat, gewannen mir seine Aussöhnung. Ich lebte an seiner Seite, unter seinem Schutz, so selig und still, und selbst die schmerzlichen Erinnerungen an früheres Unrecht und an manchen Schritt, den ich besser nicht gethan hätte, verloren ihren Stachel zum Theil, oder traten wenigstens in den Hintergrund des gestillten Herzens zurück.

Da ertönt der Ruf der Kriegstrompete, die den unglückseligen Erdkreis zu neuen Scenen des Jammers aufschreckt, und ein Funke des Ehrgei-

ges und des Thatendunstes fällt in die sonst klare Seele des ruhigen Freundes, und entflammt sie zu Wünschen und Unternehmungen, neben denen mein stilles Glück zu Grunde gehen muß.

Eine einzige freundliche Aussicht öffnet sich mir in dem wüsten Dunkel einer unbestimmbaren Zukunft. Ich werde Dich wiedersehen! Lothar hat mir versprochen, mich zu Dir zu bringen, wo ich von dem wahrscheinlichen Kriegstheater nicht so fern seyn, und, wenn ihn seine neue Bestimmung von meiner Seite ruft, doch in dem Arm der Freundschaft einigen Trost bey seiner Entfernung finden werde. O nimm mich auf, liebe Bertha! Ich bringe Dir ein Herz voll Sorgen, Klagen, und Unsicherheit, aber ich weiß, Du wirst Geduld mit mir haben. Leb wohl!

Frauenwürde.

Von

Caroline Pichler,

geborenen von Greiner.

Der übel Größtes ist die Schuld.

Schiller.

Vierter Theil.

Leipzig, 1818.

In Commission

bey August Liebeskind.

Frauenwürde.

Erster Brief.

Die Gräfinn von Lichtwerth an ihren Sohn.

Rothenberg den 24ten Jänner 1813.

Es sind jetzt beynahe zwey Jahre, seit ich aus meiner tiefen Einsamkeit eine warnende Stimme an Dich habe ergehen lassen, mein einziger, mein geliebter Sohn! Du hast sie damahls nicht allein nicht geachtet, sondern vielmehr mit aller Macht, die Dir meine Liebe, und der Wunsch, Dich vergnügt zu sehen, über mein allzuschwaches Herz gaben, in mich gedrungen, ja gestürmt, kann ich wohl sagen, daß ich Dir meine Einwilligung zur Verbindung mit Deiner jetzigen Gemahlinn nicht verweigern möchte. Ich ließ mich überreden, und that, wozu mein Herz immer Nein sagte, und wohl nie mit aufrichtigem Gefühl Ja sagen kann. Ich wich Deiner Leidenschaft. Die Tochter meiner Verfolgerinn ward Deine

Frau, und Du hast, wie Du mir schreibst, wohl nicht Alles ganz so gefunden, wie es sich Deine geblendete Einbildungskraft vorspiegelte, aber doch bis jetzt noch keine überwiegende Ursache zur Unzufriedenheit gehabt. Gott gebe seinen Segen dazu, mein Sohn, daß es immer so bleibe! Das ist mein eifrigstes Gebeth.

Ida ist Deine Frau und meine Schwiegertochter. Dieß heilige Band wird immer in meinen Augen ein milderndes Licht über sie breiten, und ich werde ihr Thun und Lassen nie so streng beurtheilen, als die Welt es thut, besonders nachdem ich in manchen ihrer Schritte nicht sowohl die Richtung ihres eigenen Geistes, als die Einwirkung ihrer stolzen und ehrsüchtigen Verwandten erkenne. Aus diesem Gesichtspuncte betrachte ich denn auch Alles, was in der letzteren Zeit in Deinem Hause geschehen ist, und will mit diesem Briefe nichts anders, als Dich vor einem Unheil, welches mir nach meiner und vieler vernünftigen Menschen Voraussicht mehr als wahrscheinlich vorkommt, in Zeiten warnen. Fruchtet diese Mahnung so wenig, als meine frühere, so muß ich mich, wie damahls, in mein Schicksal finden. Aber die Beruhigung will ich mir verschaffen, daß ich nicht geschwiegen, und

wahrhaft und redlich gewarnt habe, so lange es noch Zeit war.

Du weißt, wie erbittert die Gräfinn O'born über Eure Heirath war, und wie mehr als Ein Jahr verging, in welchem Deine Frau auf alle mit kindlicher Ehrfurcht geschriebenen Briefe keine Antwort, und auf die dringendsten Vorstellungen der bewährtesten Freunde keine Verzeihung von diesem stolzen, unversöhnlichen Gemüth erhielt. Damahls flößte mir Deine Frau Mitleid und Achtung ein, und ich fing an, mir mit Grund mehr für Dein Glück zu versprechen.

So blieben die Sachen, bis die Französischen Heere in Deutschland einrückten, um durch dieß unglückselige Land ihren Zug nach dem Norden zu nehmen, und Napoleons Reise ihn in die Nähe Eures Landsitzes führte. Ihr hattet in Mailand und Florenz Verbindungen mit Französischen Großen vom Civil- und Militärstande angeknüpft. Es war daher natürlich, daß diese Euch besuchten, und der Ruf von Ida's mannigfachen Vorzügen, vielleicht auch ihre Schönheit, einen glänzenden Hof aus mehreren der einflußreichsten und berühmtesten Menschen unserer Zeit um Deine Frau sammelte. Da ließest Du Dich nun — weiß Gott, durch welche Anre-

gung Deiner Eitelkeit — verleiten, dem Kaiser selbst Dein schönes Schloß auf seinem weiteren Fortrücken zum Nachtquartier anzubiethen. Er nahm den Antrag an. Der erste Monarch der Welt übernachtete unter Deinem Dache, seine Lieblinge zeichneten Dich mit Achtung aus, und Ida sog mit vollen Zügen den Weihrauch ein, den ihr einige der Ersten und Gebildetsten der großen Nation zollten. Jetzt war plötzlich das Herz ihrer Mutter erweicht. Ein gnädiger Brief kam, die strenge Frau war mit einer Heirath versöhnt, die ihren Schwiegersohn in so glänzendem Lichte zeigte, und sie ließ sich so weit herbey, nach dem Abzug der Französischen Generalität Euch zu besuchen. Sie lebte nun einige Wochen bey Euch, und weidete sich an den nachglänzenden Strahlen der eben vorübergezogenen Herrlichkeit, an den Decorationen der Ehrenlegion und der eisernen Krone, die — Ordenszeichen der bittersten Feinde unsers Vaterlandes — Deine Brust, die Brust eines Deutschen Edelmanns schmückten, an dem Titel einer Pallastdame, den ihre Tochter erhalten hatte, und an noch schimmernderen Aussichten in eine Zukunft, wenn der Sieger bey Austerlitz, Jena und Wagram nun auch bald von seiner leichten

und glänzenden Expedition über ein rohes Barbarenvolk zurückkommen würde. Ich habe das Alles nur stückweise in meiner Einsamkeit vernommen, denn auch Deine Briefe sagten mir bey Weitem nicht Alles. Es war geschehen, als ich es erfuhr, und nichts weiter zu thun, als zu schweigen.

Wie verschieden der Erfolg von diesen stolzen Hoffnungen war, was an der Moskwa und Bereszina vorgegangen, hat die Welt mit Erstaunen gesehen. Aber das große Trauerspiel ist nicht zu Ende, und die Französische Macht scheint sich, trotz dem schrecklichen Schlage, noch einmahl zu erheben. Sie werden wieder über den Rhein herüberkommen, und ihr Zug wird wieder Eure Gegenden berühren. Laß Dich nun, mein geliebter Sohn, Deine oder Ida's Eitelkeit nicht zum zweyten Mahle verführen, jene gefährlichen Verbindungen wieder anzuknüpfen! Wie auch immer der Ausgang des zweyten Feldzugs seyn mag, es wird euch bey keinem redlich Gesinnten zur Ehre gereichen, euch mit Jenen in freundschaftliche Verhältnisse eingelassen zu haben, die nun einmahl unsere Unterdrücker sind, ja ihr setzt euch in ihren eigenen Augen herab.

Glaube nicht, daß diese Ansichten von mei-

nem einsamen Leben und einer wenigen Kenntniß der Lage der Dinge herrühren! Obgleich weit von dem lauten und glänzenden Schauplatz entfernt, auf welchem Du und Ida glänzen, leben doch in unserer Gegend genug gebildete und vernünftige Menschen, die von dem Gange der Weltbegebenheiten sehr wohl unterrichtet, und ein gesundes und richtiges Urtheil darüber zu fällen im Stande sind. Sie nennen diejenigen mit Abscheu, welche in Hoffnung auf einen Erfolg, der nichts anders als die gänzliche Unterjochung Deutschlands nach sich ziehen würde, sich bis jetzt an die übermüthigen Sieger angeschlossen haben, und obwohl sie vor den neuen Kämpfen, die uns bevorstehen, zittern, so sind sie doch in ihrer Meinung unerschütterlich, nie und auf keine Weise die Sache ihres Vaterlandes zu verlassen, und nur der entschiedenen, unausweichlichen Übermacht nachzugeben.

Wenn ich diese Gespräche höre, wenn ich die allgemeine Stimmung meiner unglücklichen, durch den Übermuth der Unterdrücker so bitter aufgereizten Landsleute sehe, und während dieß Alles mein Herz tief bewegt, denken muß, daß mein Sohn sich auf die Seite unserer Peiniger gestellt hat, dann überwältigt mich ein Gefühl, das

aus Schmerz, Schaam und Unwillen zusammengesetzt ist, und ich kann es mir nicht versagen, noch einen Versuch zu machen, an Dein Herz zu sprechen, und mit den Stimmen, welche jedem Menschen am heiligsten seyn sollen, mit der Stimme der Mutterliebe und des unglücklichen Vaterlandes Dir zuzurufen, die Parthey unserer Feinde und Tyrannen zu verlassen. Was sich sonst noch für politische und ökonomische Gründe dafür und dawider sagen lassen, will ich nicht erörtern. Ohne Zweifel hat jede Parthey die ihrigen aufzuweisen. Ich appellire nur an Dein Herz. Sollte es mich auch zum zweyten Mahle ungehört abweisen, so vermag ich nichts weiter, als mein und — auch Dein Schicksal zu beweinen. Mich drückt eine trübe Ahnung, und wenn auch diese, wie viele frühere in meinem kummervollen Leben sich erfüllt, so habe ich keinen andern Wunsch, und kein anderes Gebeth mehr, als daß Gott mich hinnehmen möge, ehe das Unglück meines Landes und meiner Kinder entschieden ist!

Zweyter Brief.

Bertha von Selnitz an den Obersten Fierolles.

* gau den 10ten März 1813.

Deine letzten flüchtigen Zeilen aus Mainz habe ich vor zwey Tagen richtig empfangen, und danke Dir für diesen Beweis Deines Andenkens, den ich bey der Kenntniß von der Hast und der unausweichbaren Strenge, mit welcher Euer Monarch seine Märsche führt, nach seinem ganzen Werthe zu schätzen weiß.

Du hältst Dich überzeugt, daß die großen Begebenheiten bald beginnen, und auch sehr bald entschieden seyn werden. Du siehst das freylich mehr in der Nähe, Du kennest die Streitkräfte, die aufgebothen werden, und was nach allem Verlust und Unglück Euer Kaiser und seine ungeheuern Hülfsmittel vermögen. Hier herrscht ein ganz anderer Geist. Es regen sich überall

Hoffnungen und kühne Entwürfe. Man sprach erst leise, und jetzt immer lauter vom Abschütteln des fremden Jochs, von dem einzigen Zeitpuncte, der zu ergreifen sey, wenn das Riesenwerk gelingen soll, u. s. w. Mir schwindelt bey solchen Gesprächen, die ich nur zu oft anhören muß. Du hast mich die Lage der Dinge auf eine andere Art betrachten gelehrt, und wenn ich auch mein Vaterland liebe, und ihm alles Gute wünsche, so kann ich doch nicht als ausgemacht annehmen, daß es auf diesem Wege kommen wird? Und stehst endlich nicht Du in den Reihen derjenigen, gegen welche dieß empörte Treiben gerichtet werden soll?

Das beunruhigt mich oft recht sehr; aber ich muß an mich halten, und darf mir meine Sorge nicht anmerken lassen. Ich bin ohnedieß, meiner Freundschaft für euch wegen, nicht gar zu gut bey meinen Mitbürgern angeschrieben, die sich jetzt auf einmahl vorgenommen haben, alles zu hassen, was französisch ist.

Es ist aber außer diesen allgemeinen Angelegenheiten noch Etwas, was mich quält, und mir große geheime Sorgen macht. Das ist der Gemüthszustand unserer Freundinn Rosalie. Zwar klagt sie nicht, sie weint und seufzt nicht,

wie sie sonst wohl pflegte, wenn ein moralischer oder physischer Schmerz sie übernahm, und sie sich ihrer sonstigen Liebenswürdigkeit wegen berechtigt glaubte, sich auch nicht den geringsten Zwang anzuthun, und Jedermann, der sich ihr nahte, zum Vertrauten, ja oft zum Mitträger ihrer Unbequemlichkeiten zu machen, auch alle Kräfte, die sich in ihrem Bereich befanden, zum Abschütteln des ihr lästigen Gefühls anzustrengen. Wäre es nur noch so, es wäre gut! Aber sie hat einen Gram, den sie verbirgt. Sie verzehrt sich in ihm, sie leidet sogar körperlich, und verbeißt auch dieß, ja, sie gibt sich Mühe, heiter und belebt zu scheinen, und es gelingt ihr, Alles um sie her zu täuschen, außer mich, die sie zu gut kennt, und zu sehr liebt.

Ich habe diese veränderte Stimmung schon im vorigen Sommer zu bemerken angefangen, als sie mit Lothar nach * gau kam, und jene Gräfinn Lichtwerth in allem Glanz ihres Reichthums, ihrer Talente und ihrer Schönheit mit Rosalien in die Wette stritt, wer in dem kleinen Städtchen mehr Leben, mehr Feinheit der geselligen Freuden, und mehr höheren Lebensgenuß verbreite. Rosalie trug kaum den Sieg davon, da Ida wirklich in ihrer Stimme und ihrem Spiel einen

Zauber besitzt, der allgemein und augenblicklich wirkte. Auch mochte Rosalie sich wohl von dem strengen Übermuth verwundet fühlen, mit dem die Gräfinn sie den unbefleckten Ruf, den sie sich — wahrlich nicht durch wirkliche Strenge der Denkart — klug und listig zu bewahren gewußt hatte, bey jeder Gelegenheit empfinden ließ. Was sind denn diese Tugendheldinnen? Was haben sie vor uns aufrichtigeren Geschöpfen voraus, als ihre Heucheley? Besser sind sie wahrlich nicht, nur klug genug, um, wie die Eboli von der Königinn sagt, an beyden Tafeln zu naschen.

Das Alles machte mir damahls Rosaliens versteckten Unmuth, der ihre Laune störte, begreiflich. Auch hatte sie mit ihrem Herzen voll heißer Liebe zu dem Manne, der jetzt ihr ganzes Wesen despotisch beherrscht, den nahen Feldzug, ihre Trennung, und dann später seine Gefahr vor Augen, und die Nachrichten, wie sie nacheinander von eurem Heere einliefen, und endlich eine Weile ganz ausblieben, waren wohl darnach, um sie und mich in die höchste Angst zu versetzen. Aber der Himmel hatte uns nicht ganz verlassen, er hatte über Euch gewacht, und unter den Wenigen, die er erhielt, warst Du und Lothar.

Jetzt, hoffte ich, sollte sich Rosaliens Stimmung wieder zurechtfinden. Lothar war in ihre Arme zurückgekehrt, und sie sah ruhigeren, hoffnungsreichen Tagen entgegen. Dennoch sank, sobald das erste stürmische Entzücken des Wiedersehens vorbey war, die gewaltsam gehobene Seele neuerdings in sich zusammen, und sie blieb so, bis Lothar uns wieder verließ. Seitdem aber gibt sie sich einer Traurigkeit hin, die ich gar nicht fassen, und aus der bloßen Trennung von dem Freunde, die, wie es heißt, kaum einige Wochen dauern wird, nicht erklären kann.

Lothar schreibt ihr ziemlich fleißig. Sie empfängt keinen Brief ohne eine heftige Erschütterung, und hält ihn meist eine Weile in der Hand, bis sie ihn zitternd erbricht. Sie spricht selten von ihm, und nie mit Ruhe, nie mit den Äußerungen einer glücklichen, befriedigten Leidenschaft, die von dem ersten Rausch, wie ich nach einem vollen Jahre ihrer Verbindung meinen sollte, in eine zärtliche Freundschaft übergegangen seyn könnte. Auch läßt sie mich keine Zeile, weder von dem, was er ihr, noch was sie ihm schreibt, lesen, kurz, es ist in allem ihrem Thun etwas Geheimnißvolles.

Ich bin, nachdem ich jede Wahrscheinlichkeit,

jede Möglichkeit, welche mir irgend einen Aufschluß über diese Erscheinungen geben konnte, hervorgesucht, und von allen Seiten beleuchtet habe, auf einen wunderlichen Gedanken gerathen. Erinnerst Du Dich, daß Lothar im Anfange seines Aufenthalts zu * gau sehr viel um die Lichtwerth'schen war? Sein bedeutender Platz, und mehr noch sein Einfluß machten ihn zu einer der wichtigsten Personen in der Stadt und Umgegend. Vieles, ja das Meiste hing von seinem Willen ab. Graf Lichtwerth verdankt ihm die Schonung seiner Güter, und die strenge Ida war nicht zu stolz, und nicht zu streng, um den Roturier, der sich nun einmahl dahin geschwungen hatte, wohin ihr hochgeborner Pinsel von Gemahl nie zu gelangen hoffen kann, und der mit aller Feinheit und allem Schimmer seines gebildeten Geistes ihrer höheren Bildung zu huldigen schien, mit großer Zuvorkommung zu behandeln. Es ist wohl, im Vorübergehen angemerkt, sehr deutlich, welche Falschheit, ja welche Schlechtigkeit dieser sogenannten Tugendheldinn schon in der Wahl ihres Mannes liegt. Was kündet uns wohl ein Weib, das ausgezeichneten Verstand hat, und einen einfältigen Mann wählt, dadurch anders an, als daß es

ihr weder um häusliches Glück, noch um Erfüllung ihrer Pflichten, sondern bloß um einen Deckmantel für Nebenschritte zu thun ist?

Sollte nun vielleicht Rosaliens Eifersucht durch jene gegenseitigen Bestrebungen geweckt worden seyn? Sollte sie fürchten, ihren Freund an die schimmernde Erscheinung zu verlieren? Es wäre möglich, obwohl kaum zu glauben; denn wie schön auch Ida ist, mit Rosalien steht sie doch, meinem Gefühl nach, in keinem Vergleich. Du siehst Lothar zuweilen, mein theurer Freund! Du bist früher sein Vertrauter gewesen. Vielleicht gelingt es Dir, etwas zu erfahren, was Du hernach mir mittheilst. Ich wünsche dieß wahrlich nicht aus Neugierde, sondern um unserer leidenden Freundinn willen, der ich gern helfen, und deren gepreßte Brust ich erleichtern möchte. Ich bescheide mich gern, wie ich mich immer beschied, nichts von dem zu wissen, was Deine Freunde mit Dir über politische und militärische Ansichten sprechen. Das gehört nicht vor unser Tribunal. Aber Herzensangelegenheiten sind das eigentliche Fach der Frauen, und hierin zu helfen, zu trösten, zu rathen ist von jeher die Sache des milderen weiblichen Geistes gewesen. Daher hoffe ich keine Fehlbitte zu thun,

und von dem, was Du erfahren kannst, zum Besten einer Unglücklichen, die auch Dein volles Interesse erregt hat, Nachricht zu erhalten. Leb wohl, mein theurer Geliebter! Die Post geht ab. Stünde nicht ein fröhliches Wiedersehen mir so nahe, dieses Blatt würde noch lange Klagen enthalten; aber alle verstummen jetzt vor den Hoffnungen, die Deine letzten Briefe verkünden, und denen ich mit heiterer Erwartung entgegensehe.

Dritter Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 13ten März 1813.

Meine Schwester! Welche Entdeckung habe ich gemacht! Welche seltsame Verkettung meines Schicksals ward mir gestern auf einmahl klar, und regte mein ohnehin reizbares Gemüth zu den bittersten Betrachtungen auf? Tengenbach ist — Doch ich will Dir ordentlich erzählen. Er war gestern Abends bey mir. Wir sprachen von dem, was meistens der Gegenstand unserer Gespräche ist, von Fahrnau, über dessen Geschick, ja über dessen Leben ich noch bis jetzt auch nicht Eine ganz verläßliche Nachricht erhalten konnte! So wendete sich die Unterredung auch auf unseren Aufenthalt in Mailand, und mir fiel die Scene ein, wie Rosalie mich in meine Wohnung zurückgeleitet hatte, und bey Tengenbachs Anblick

mit Schrecken davon floh. Damahls hatte ich nicht viel darauf geachtet. Ich war mit meinem eigenen Unglück zu sehr beschäftigt. Nachher hatte ich wohl ein Paarmahl davon zu reden angefangen; aber Julius ließ das Gespräch immer fallen, und ich dankte es ihm halb, indem ich glaubte, er vermiede aus Schonung gegen mich, jener Person viel zu erwähnen.

Gestern führte uns nun der Gang der Unterhaltung sehr natürlich wieder auf jenen Punct, und ohne zu ahnen, was ich that, fragte ich Julius, ob er die Sarewsky wohl schon früher gekannt, und sie etwa sein Wiedererkennen zu fürchten habe? Mir war das bey einer Lebens- und Sinnesart, wie die ihrige, nicht unwahrscheinlich. Mein Gott! Warum mußte ich fragen!

Diese Rosalie ist dasselbe arme Mädchen, welches er auf eine höchstromantische Art in Heidelberg kennen lernte. Damahls war sie sechzehn Jahre alt, ein blendend schönes Geschöpf in aufknospender Jugendblüthe. Er rettete ihren Vater, einen vertriebenen Prediger, aus der tiefsten Noth, er verschönerte seine letzten Tage durch Zartheit und Edelmuth, und nahm von seinem brechenden Herzen die bange Sorge um das Schicksal seiner verwaiseten Tochter. Rosa-

lie schlang sich bald mit inniger glühender Liebe um ihren Retter, in dem ihr erwachendes Gefühl ein Wesen höherer Art sah. Es war der erste einweihende Silberlaut auf dem noch unberührten Saitenspiel, wie Schiller sagt, und daß dieß Saitenspiel in dem Herzen der genialischen Dichterinn reich, glühend und lieblich klang, ist wohl kein Zweifel, wie bescheiden sich auch Julius hierüber ausdrückte. Er war hingerissen, er vermochte nicht zu widerstehen, zerbrach eine Verbindung, die seine Wahl nicht geknüpft hatte, und führte Rosalien als Gattinn heim.

Ein Jahr dauerte der süße Rausch. Aber Rosalie, welche die Gegenstände ihrer Zärtlichkeit mehr mit der Phantasie als mit dem Gefühl auffaßte, erkaltete bald in der Sicherheit des Besitzes, und in den zwar angenehmen, aber alltäglichen Umgebungen eines regelmäßigen häuslichen Lebens. Es erschienen disharmonische Ansichten, Mißverständnisse, Störungen zwischen den Gatten, unangenehme Auftritte folgten, Rosaliens Liebe war dahin, indeß die des treuen Julius noch immer fortglühte, bis ein Zufall die ihrige mit neuer ungestümmer Heftigkeit auf einen jungen Offizier lenkte, der in ihr Schloß einquar-

tiert worden war. Vergebens warnte Julius, vergebens zeigte er ihr den Abgrund, in welchen sie bereit stand ihn und sich selbst zu stürzen. Sie hörte nur die Stimme einer zügellosen Leidenschaft, entfloh mit dem Offizier, und zerstörte das ganze Lebensglück des Mannes, dem sie Alles, was sie besaß und war, dankte; denn Julius hatte ihr einen großen Theil ihrer Bildung gegeben.

Mit welchen Empfindungen Tengenbach mir dieß erzählte, kannst Du denken. Mehr aber noch, als das Zurücksehen in eine düstere Vergangenheit, schien sich ihm ein anderer Gedanke peinlich aufzudringen, den er mit Scheu zu berühren vermied, und der dennoch überall merkbar durchtönte. Ich verstand ihn nur zu wohl. Es quälte mich tief, und lastete schon seit einiger Zeit sehr schwer auf mir. Die gestrige Unterredung diente nur dazu, mir das als Gewißheit zu zeigen, was ich längst gefürchtet und langsam kommen gesehen habe, was ich aber nicht glauben, und darum keinem Menschen, auch mir selbst nicht, habe gestehen wollen. Jetzt ist es da, und zerdrückt meine ohnedieß gekränkte Seele ganz. Er beherrscht sich mit bewundernswürdiger Kraft, und zeigt, was der Mensch vermag, der eine unglück-

liche Leidenschaft, in die das Schicksal ihn mit unausweichbaren Schlingen verstrickte, zu besiegen, oder wenigstens zu bekämpfen sich ernstlich vorgesetzt hat. Dennoch habe ich sie erkannt, ich habe sie wachsen gesehen, ohne etwas dagegen zu vermögen, da selbst seine Großmuth, mit der er sich einer unglücklichen Familie annahm, und die Pflichten, die ihm diese Empfindung vorschrieb, ihn an mich Unglückliche banden, und er entweder uns hülflos preisgeben, oder der Gefahr, die ihm drohte, unvermeidlich Trotz biethen mußte.

Ich habe einst von einem Wundarzte gehört, der eines Kranken vergiftete Wunde behandelte, und während der Operation sich die Hand verletzte. Jetzt trat ein Moment furchtbar entscheidender Wahl ein, indem er entweder, sein Leben rettend, die Hand im gefährlichsten Augenblick von der Wunde abziehen, und den Kranken dem Tode preisgeben, oder gelassen sein eigenes Verderben mit dem Gift in sein hervorquillendes Blut strömen sehen mußte. Der edle Mann entschied für das letztere, und starb wenig Wochen darnach unter vielen Schmerzen; aber der Kranke war gerettet.

Julius hat gehandelt, wie der menschen-

freundliche Arzt. Er sah die Gefahr, aber er wählte unser Heil, und opferte sich langen, hoffnungslosen Schmerzen.

Ach Schwester! Welche seltsame Schickung! Welche Verkettung unscheinbarer und doch so folgenreicher Umstände! Julius war mir bestimmt, ehe wir uns eigentlich kannten, und mein Herz zitterte damahls vor dem Gedanken, ihm angehören zu müssen, da Ludwigs heiße Liebe meine Seele ausschließend erfüllte. Er vertauschte mich um eine mir Unbekannte, die mir mein Schicksal später verderblich entgegenführte. Auch Ludwig verläßt mich um dieser Person willen, ist mir vielleicht — o mein Gott! der Gedanke drängt sich mir nur zu oft auf — vielleicht auf ewig entrissen, und nun führt ein Zufall nach langen Jahren mir jenen ersten Freund zu, regt ein Herz, das sich damahls von mir wandte, jetzt, wo andere Neigungen und strenge Pflichten uns scheiden, für mich in unglücklicher Liebe auf, und dieselben schwachen Vorzüge und äußeren Annehmlichkeiten, die den durch heilige Bande an mich geknüpften Gatten nicht zu halten vermochten, ziehen nun denjenigen an, der in dieser Annäherung nur Schmerz und Unheil finden kann.

In trüben Augenblicken, wenn die Last alles dessen, was seit einiger Zeit sich über mich gehäuft hat, mir gar zu schwer zu werden droht, reihen sich oft diese Betrachtungen, diese scheinbar boshaften Launen eines tückischen Zufalls in allen ihren düstern Tinten vor mir, und mein erliegendes Herz glaubt dann auf Augenblicke das Spiel eines blinden Schicksals, das Walten einer eisernen, dem Menschen abholden, Macht darin zu sehen, die achtlos in ihrem Riesengange zu einem unbekannten Ziel über das Glück des Einzelnen, ja ganzer Generationen hinschreitet. Der Lauf der Weltbegebenheiten widerspricht leider diesen finsteren Ansichten nicht, und es ist seit den letzten fünf und zwanzig Jahren so viel Einzelwohl zertreten worden, daß der Gedanke an die Geringfügigkeit desselben in der Wagschale jener dunkeln, gewaltigen Macht ein zwar trostloser, aber sehr natürlicher Glaube ist.

Wenn mich nun diese schwarzen Vorstellungen anfallen, und eine blendende Wahrscheinlichkeit sich mir aufdringen will, wie alle diese Verschlingungen seltsamer Zufälle zwar nicht eigentliches Ungefähr, das der verständige Mensch nirgends annehmen kann, sondern Verkettungen ewiger, ineinandergreifender Gesetze sind, die

das eiserne Schicksal einmahl ausgesprochen, und denen es selbst ewig gehorcht: dann ergreift mich eine tödtende Kälte. Ach ich habe dieser Riesenmacht nichts als eine standhafte Brust entgegenzusetzen, und ich soll es mit allen ihren Pfeilen, die sie auf mich abzusenden selbst willenlos genöthigt wird, im Streit aufnehmen? Ich soll erwarten, daß vielleicht noch Ärgeres über mich komme, weil es Menschen gegeben hat, die noch mehr gelitten haben, und weil, was Einen traf, Jeden treffen kann? Ich soll das Alles, wie die rauschenden, stürzenden Wogen eines Wasserfalls, über mich ergehen lassen, und — nicht erliegen? O dann schaudert die entsetzte Natur, ihrer Ohnmacht in dem ungleichen Streite sich bewußt, zusammen, und zittert, und sieht nur in Tod und Vernichtung eine finstere, dumpfe Zuflucht vor den aufreibenden Qualen, und ich kann in solchen Augenblicken begreifen, wie der Mensch, bey dem solche Ansichten Grundsätze geworden sind, zum Selbstmorde getrieben werden kann, und, wenn alles Erdenglück, alle Hoffnung verloren, und von unerbittlichen blinden Mächten kein Ersatz, keine Milderung, keine schonende Rücksicht zu erwarten ist, der Entschluß, dem Allem auch noch das Leben als eine

unnütze Last nachzuwerfen, in der verfinsterten Seele entstehen kann.

Aber dann, liebe Clara, dann durchbricht ein himmlischer Strahl diese Nacht. Die Religion erscheint mir in ihrem Licht, die wolkigen Schatten weichen, die wüsten Massen ordnen sich, und Alles tritt an seinen Platz. Die starre Nothwendigkeit erschlafft, und die eisernen Gesetze unerbittlich waltender Naturkräfte lösen sich in weise, väterliche Anordnungen des unendlich heiligen, unendlich weisen und gerechten Wesens auf, das züchtigt, weil es liebt, das in seinem unermeßlichen Plan auch nicht das Würmchen vergessen hat, das die Haare unsers Hauptes zählt, und dem unbewußt kein Sperling vom Dache fällt.

Dann stürzen wohlthätige Thränen aus meinen starrenden Augen, und ich kann mich an die Vaterbrust des Unendlichen werfen, der auch meine Thränen und meine Tage gezählt hat, ehe Einer davon war. Ich darf ihm meine Leiden klagen, ich darf, ja, ich soll von ihm Tröstung und Hülfe erwarten, ich soll klopfen, bis mir aufgethan wird, und er, von dem jede gute Gabe kommt, wird mir seinen heiligen Geist, und Alles, was mir frommt, nicht versagen, da

ja selbst schwache, verblendete Menschen ihren Kindern gute Gaben zu geben im Stande sind. O dann hebt sich mein Herz in stiller, heiliger Zuversicht. Es wird hell um mich, Himmelsodem scheint um mich zu wehen, ich kann bethen, ich kann den Vater, der sein Kind nicht vergißt, die unendliche Liebe, die ja nur unser Bestes will, mit Kindesvertrauen um Ludwigs Freyheit, um Tengenbachs Ruhe, um mein verlornes häusliches Glück bitten. Oft ist mir dann in solchen Augenblicken, als flüsterte mir eine innere Stimme zu: Es wird werden! Du wirst Ludwig wiedersehen! Du wirst noch glücklich mit ihm seyn! — O Schwester! Soll ich der wunderbaren Stimme nicht glauben? Wäre es denn nicht möglich, daß in höheren Momenten, wo Glauben, Andacht und Ergebung uns über die Schranken der Sinnenwelt hinausrücken, der Welt der Geister der Zutritt zu unsern Seelen offen stände, daß ein Engel fühlbar auf uns wirkte, oder durch den zwar unbegreiflichen, aber doch nicht unmöglichen Zusammenhang der Geister mir kund würde, was sich zu meinem Troste in der Ferne bereitet?

Schilt mich nicht über diese Schwärmereyen! Wären sie auch ganz nichtig, so würden sie mir

wenigstens zu einer schmerzlichen Beschäftigung dienen; aber ich bin mir zu vieler solcher Augenblicke, und zu deutlich bewußt, und die Ökonomie der Geisterwelt, und was in ihr möglich ist oder nicht, liegt noch unter zu dichten Hüllen verborgen, als daß auch der kälteste Verstand, der nichts zugeben will, als was er sich wie einen mathematischen Satz beweisen kann, darüber mit Gewißheit absprechen könnte.

Ludwigs lebensgroßes Bild hängt jetzt dem Tischchen, an dem ich schreibe, gegenüber. Er lächelt mich so freundlich an! Es ist so viel Güte und Herzlichkeit in diesen Augen! Er hat mich einst, und durch so manches Jahr, so innig, so treu geliebt! Sollte denn das Alles auf ewig verschwunden, vernichtet seyn in dieser Brust, die auch sogar an leblosen Dingen, an den Bäumen seines Gartens, an den Geräthen seines Schlosses mit kindlicher Anhänglichkeit haften, und sich schwer von altgewohnten Umgebungen trennen konnte? Sollte nur das Weib seiner Jugendliebe allein leer ausgehen, wo auch unbeseelte Dinge ihr Recht finden? Und wenn er mich noch liebt, wenn die alte Neigung, die nur eine mit Gewalt aufgeregte Leidenschaft eine Weile verdunkelte, wieder in seiner Brust aufgewacht ist

— o dann, Clara! dann ist Alles verziehen, Alles vergessen, und ich habe nichts gelitten!

Gott! Wenn ich mir die Tage zurückrufe, wo ich ihn mahlte! Es war vor sieben Jahren, als er den Entschluß faßte, dem Kriegsdienst zu entsagen, und ganz seiner Familie zu leben. O das war eine schöne Zeit! Das Bild sollte den Sinn derselben bezeichnen. Ich wählte eine halb idealische, halb ritterliche Kleidung. Es war, als käme er aus einer geendeten Fehde. Den Helm mit dem wallenden Busch hatte er schon auf den Tisch abgesetzt. Nun gürtet er das Schwert ab, und hält es in der Rechten. Sein Knabe langt begierig am Vater hinauf, um die blinkende Waffe zu haben, an der sein Blick hängt, indeß das Auge des Ritters mit zärtlich frohem Ausdruck einem nicht sichtbaren Gegenstand zuzulächeln scheint, der über seine Rückkehr noch mehr Freude haben wird, als das Kind.

Wie mich das Mahlen dieses Bildes glücklich machte! Mit welcher Lust ich jede dieser schönen Linien, dieser sanften Schwingungen auf die Leinwand brachte, und so die ganze Lieblichkeit seiner Züge, seiner Gestalt recht in mich aufnahm! Wie freundlich, wie innig sein Auge an mir hing! Nein! Nein! Ich kann nicht

ganz vergessen seyn! Sein Herz ist zu gut, zu bieder!

Man ruft mich ab. Ich muß schließen. Du verlierst wohl nichts daran, wenn dieser Brief, der ohnehin nur unzusammenhängende Gefühle und Gedanken enthält, nicht noch länger wird. Wann ich Dir wieder schreiben werde, weiß ich nicht. Sollte sich irgend etwas ereignen, welches einer Mittheilung werth wäre, so hörst Du es sogleich.

Vierter Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihre Mutter.

Aus der Residenz den 20sten März 1813.

Seit acht Tagen sind wir in der Residenz, und denken die Entscheidung des großen Kampfes, die sich unmöglich lange verziehen wird, hier mit mehr Ruhe und Annehmlichkeit abzuwarten, als auf unsern Gütern. Der nahende Zug des Russischen Heeres könnte sehr leicht eine Richtung nehmen, die unsere Besitzungen in die Linie ihres Weges brächte, und wahrlich, ich verlange dann nicht zu Hause, und Zeuge davon zu seyn, wie ein rohes Barbarenvolk, das durch die Einäscherung seiner alten, reichen Hauptstadt uns erst neuerdings eine Probe von der tiefen Stufe der Cultur gegeben hat, auf der es noch steht, dort wirthschaften wird.

Es hat einige Mühe gekostet, Lichtwerth dazu zu bereden, daß er seine Güter verließ. Er glaubte seine Gegenwart, wenn fremde Truppen kämen, dort nützlich, ja nothwendig; er scheute auch die Auslagen, welche die Reise hierher und der Aufenthalt in der großen Stadt verursachen würden; endlich kamen noch Briefe seiner Mutter, die denn auch, wie jetzt so Viele vom Adel, von thörichten Hoffnungen für Deutschlands sogenannte Freyheit, und von eben so thörichtem Hasse gegen die Französische Nation hingerissen ist, und daher ihren Sohn ermahnte, und beschwur, ja nur jetzt mit den Übrigen seines Landes und Standes gemeine Sache zu machen. Zum Glück habe ich mir den Einfluß auf meines Mannes Entschlüsse zu bewahren gewußt, und so wurde endlich durchgesetzt, was doch wohl in unserer Lage das klügste ist.

Ich erwarte mir viel Angenehmes von unserm Aufenthalte hier. Ein Theil der Französischen Armee wird diese Gegenden wahrscheinlicher Weise besetzen. Das deuten mir die Briefe unserer Freunde an. Es soll hier eine Art von Vereinigungspunct für viel Interessantes und Bedeutendes werden, und ich werde mich also für die lange, traurige Einsamkeit des Winters,

des ersten, den ich in aller seiner Langweiligkeit auf dem Lande kennen lernte, entschädigen können.

Schon kommen nach und nach die Vorbothen dieser schimmernden Zeit. Fremde und Einheimische von jedem Stande und Verhältniß suchen, nach Verschiedenheit ihrer Denkart, entweder vor den Französischen oder Nordischen Truppen hier eine ruhige Freystätte. Die berühmte Frau habe ich auch hier angetroffen. Lothars Briefe hatten mich schon voraus davon unterrichtet. Sie reiset ihm überall nach, und mag ihm wohl schon recht herzlich zur Last seyn, obwohl er, was man Procedés nennt, gegen sie hat, und sie nicht preisgibt. Sie bewohnt ihr voriges Haus. Ihre Umgebung ist eben so glänzend eingerichtet, wie ehemahls, und ihr Aufwand beynahe noch größer. Dennoch habe ich eine bedeutende Veränderung an ihr bemerkt. Sie hat ungemein abgenommen, ihre Schönheit ist beynahe ganz verblüht, und sie scheint sehr krank, oder sehr unglücklich zu seyn. Auch sieht sie wenig Leute. Es versammelt sich nicht mehr Alles, was auf guten Ton Anspruch macht, bey ihr, wie in Florenz, und noch im vorigen Sommer zu ** gau. Sie ist nicht mehr die See-

le der Gesellschaft, und selbst ihr Talent scheint abgenommen zu haben, oder gar eingeschlafen zu seyn; denn man hört nicht, daß sie Neues dichtete. Wenigstens erscheint nichts mehr von ihr, wie in früherer Zeit, wo jede Messe die loselustige Welt mit ihren Geistesblüthen beschenkte. Ich habe wahrlich nie recht begriffen, wie man so gar unendlich viel Aufhebens von ihren Werken machen konnte, und meiner Meinung nach wären sie wohl auch mit viel weniger Ruhmgepränge hingeschwunden, wenn die Dichterinn nicht auch zugleich eine schöne und eine reiche Frau gewesen wäre, in deren Hause ihre Lobredner an einer gutbesetzten Tafel und bey tausend andern Annehmlichkeiten ebenfalls ihre Rechnung gefunden hätten. So wusch aber eine Hand die andere, und der unsterbliche Ruhm dieses hochgepriesenen Geistes erhob sich aus dem Dampf ihrer Schüsseln und dem Glanze ihres Hauses.

So wie sich dieß Alles leicht erklären läßt, so ist wohl auch die Veränderung an ihrer Person und in ihrer Lebensweise leicht zu begreifen. Nichts zerstört leichter und schneller die Jugendblüthe, als eine unregelmäßige Lebensart, und unter allen den Wohlthaten, welche ich Ihrer

mütterlichen Sorge danke, ist die Strenge der Grundsätze, welche Sie mir eingeprägt, und die mir die Gesundheit der Seele und des Körpers bewahrt haben, eine der größten. Jene Lebensart hat Rosalien auch um die Achtung der bessern Menschen gebracht; denn daß sie sich zu Lothars Maitresse herabgesetzt, und lange Zeit mit ihm gereist, mit ihm gewohnt und gelebt hat, weiß Jedermann. Keine Frau, die auf ihren Ruf hält, kann nun mit ihr umgehen, und ich begreife nicht, wie sie sich in dem Besitz der Erlaubniß, nach Hofe zu gehen, die sie vor zwey Jahren erschlichen, noch immer behaupten kann. Das ist auch beynahe der einzige Ort, wo man sie zuweilen in aller Pracht ihres kostbaren Schmucks erblickt, der, wie die reiche Verzierung einer Leiche auf dem Paradebette, auf ihr glänzt. Dort habe auch ich sie getroffen, aber mich beflissen, ihr zu zeigen, daß unsere Wege nach sehr verschiedenen Richtungen gehen, und wir auf keine Weise eine Gemeinschaft miteinander haben. Sie scheint es auch gemerkt zu haben, denn sie strebte sich, in die Brust zu werfen, und mir mit stolzer Kälte zu begegnen. Das mag sie. Ich werde nie nach der Ehre geizen, für eine Freundinn der berühmten Frau zu gelten.

Von den übrigen Bekannten, die ich vor zwey Jahren hier gefunden, haben sich Manche verloren. Mein ehemahliger Verehrer Lehmbach ist Gouverneur von *** und spielt dort, sagt man, eine bedeutende Rolle. Er hat die Schwester der Fahrnau, ein hübsches, aber, wie ich höre, sehr beschränktes Mädchen geheirathet. Das war für ihn, und ich beneide auch ihr Glück nicht. Sie soll sich ziemlich unbeholfen darein finden, die erste Person, auf welche der ganze Adel der Provinz sieht, vorzustellen, und der Herr Gemahl soll noch viel an ihr zu dressiren haben. So geht es mit diesen sogenannten häuslichen Frauen. Auch ihre Schwester wußte sich in ihren Platz, den sie vor zwey Jahren hier einnahm, nicht recht zu schicken. Nun lebt sie, seit ihr Mann in Französischer Haft ist, auf ihrem Landgute, und so sind also drey Personen, deren Glanz und Verhältniß gegeneinander damahls so viel am Hofe und in der Stadt zu reden machte, wie Sternschnuppen, die in ihrer Nichtigkeit einen Augenblick blenden, verschwunden. Fürst Radvinsky lebt auf einem seiner Güter mit einer Tänzerinn, die er hier dem Theater untreu gemacht hat. Die Welt hat viel mehr an ihr, als an ihm verloren, und Sie werden

mir jetzt wohl beypflichten, daß ich ihn damahls nicht unrecht beurtheilte.

Doch nun erlauben Sie mir, theuerste Mutter! von allen diesen Stadt- und Gesellschaftsneuigkeiten, die ich Ihnen berichtet habe, zu etwas überzugehen, das meinem Herzen wichtiger ist. Sie haben mir Ihre Verzeihung und mütterliche Liebe wiedergeschenkt, und dadurch den schwersten Stein, der auf meiner Brust lag, und mir jede Freude, jede Auszeichnung, jeden Genuß verbitterte, freundlich weggenommen. O machen Sie nun auch, daß die Tante, die ich nächst Ihnen am meisten verehre, mir wieder gut werde! Ich weiß wohl, daß sie mir etwas Anderes weit mehr verargt, als den Entschluß, meinem Gemahl meine Hand zu geben. Sie nimmt mir, was doch Sie gut heißen, und was darum auch gut und vernünftig seyn muß, mein klares Erkennen des Zeitgeistes und der Pflichten übel, die er uns auferlegt. Möchten Sie, gnädigste Mutter, mit Ihrer Klugheit und Ihrem richtigen Blick in die Weltverhältnisse die Tante von der Nutzlosigkeit ihrer Ansichten, und dem unvermeidlichen Ruin überzeugen können, den alle jene über sich ziehen, welche sich der einzigen wahren Übermacht in der Welt, dem Über-

gewicht des Verstandes und des Genies über die Rohheit oder den Schlendrian entgegenstemmen! Sie sehen das Alles so gut ein, liebste Mutter! Sie verstehen so sehr die Begriffe zu entwickeln, und den Irrthümern und Vorurtheilen bis an ihre verborgensten Quellen in unseren Herzen nachzuspüren. Wenden Sie doch diese unwiderstehliche Macht ihres Geistes an, um nicht allein mir das Herz der Tante wieder zuzuwenden, sondern auch in diesen nahenden Tagen der Gefahren, der Stürme und der Verirrungen ihr mit der richtigen Ansicht der Dinge die ruhige Fassung zurückzugeben, die uns Allen sehr Noth thun wird!

Fünfter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 30sten März 1813.

Vor acht Tagen wollte ich Dir schreiben. Es war nicht möglich. Geist und Körper wanden, mühten und quälten sich ab unter der beklemmenden Last eines krankhaften Anfalles, und eines aufgereizten und nicht zu beschwichtigenden Gefühls. Ich lag drey Tage im Bette. Am vierten schleppte ich mich durchs Zimmer, ohne etwas zu empfinden, als innerliches und äußerliches Unbehagen. Nach und nach wichen endlich Fieber und Krankheitsgefühl. Ich kann mich wieder an etwas Anderem als an Schmerzen empfinden, und nun sollst Du hören, was die Veranlassung von dem Allem war.

Du kennst meine Stimmung seit * * gau. Du hast mich mehr als einmahl in freundschaft-

licher Sorge darum befragt, ja mich — ich wiederhohle hier nur, was ich Dir damahls oft sagte — manchmahl recht sehr damit gequält, indem Du mich durchaus nicht begreifen und nicht fassen konntest, wie dieselbe Rosalie, die Du in früheren Verbindungen heftig, ungleich, launenhaft, bald entzückt, bald zu Boden geschmettert, immer aber aufgeregt, voll Phantasien und nie glücklich fandest, nun auf einmahl mit der Welt und sich selbst in Übereinstimmung, und deßhalb ruhig, in sich gekehrt, und dabey innerlich vergnügt seyn konnte. Du konntest es nicht fassen, weil Du die Macht fremder Gemüther, die allgewaltige Einwirkung anderer, mir mehr oder weniger verwandter, Geister auf mein Inneres nicht begriffst, ja solche Einwirkungen überall nicht zugeben wolltest. Lothar ist ein ganz anderes, von jeder mir vormahls begegneten, Erscheinung ganz verschiedenes Wesen, ein Geist, der so gewaltig, so hell, so beherrschend ist, daß Jene, die ihm nahen, nicht wie bey andern Verbindungen solcher Art ihn auf halbem Wege zu sich antreffen, Gesinnungen und Gefühle tauschen, sich langsam verschmelzen, und in der ungleichartigen Mischung doch noch einen großen Theil ihrer Eigenthümlichkeit behaupten

können. Ihm muß man ewig fern bleiben, oder sich ihm ganz ergeben. Unser Wille, ja unsere Eigenthümlichkeit muß in die Kraft dieser gebiethenden Natur aufgelöset werden, und nichts darf von unserm früheren Selbst bleiben. Wir sind sein Geschöpf. Nur so kann er uns lieben.

Aber sein Geist ist nicht bloß stark, er ist auch klar. Darum erkennt er, was recht und gut ist, und lenkt sein ihm übergebenes Gebild in die richtigen Bahnen. Darum wurde ich still neben ihm, ich lernte mich verstehen, und das frucht- und freudenlose Hinauslangen meiner früheren Verirrungen nach einem geahneten, aber nie erkannten Glück zügeln.

So erschien ich Dir in **gau, und Du glaubtest mich unglücklich, weil Du mich anders fandest. O ich bin glücklich, und ich will es Dir und der Welt, die ich verachte, beweisen, daß ich es bin.

Was meinen denn diese Menschen der Convenienz und der Societät mit ihren Zauberspröchen und todten Regeln, die sie von den versteinerten Hof- und Assembleensitten abgezogen haben, und nun auf das frische, höhere Leben, das sie gar nicht verstehen, anwenden wollen? Wo ist das Tribunal, vor dem nur ihr erbärm-

licher Codex gilt? Wer wird hier richten, die Vernunft, oder die Klugheit des gesellschaftlichen Ceremoniels? Und wer, der in sich den Ruf zu etwas Besserem fühlt, als diese Pygmäenseelen in ihren Umschanzungen von Formeln und sogenannten Schicklichkeiten begreifen können, wird sich ihren Aussprüchen unterwerfen?

Ich gehe beynahe nirgends mehr hin. Die schalen Kreise nichtsbedeutender Gestalten und das Herumtreiben in leeren Gesprächen eckeln mich längst an. Wenn ich diese Gesellschaften einst suchte, hatte ich meine Absichten, und wie viel es mich kostete, fühlte damahls mein blutendes Herz. Nun bedarf ich ihrer nicht mehr, und so habe ich, seit ich wieder hier bin, die meisten früheren Verbindungen gar nicht mehr angeknüpft. Ich lebe mir selbst und der Beschäftigung mit dem abwesenden Freunde. Aus meinen Büchern, meinen kleinen Sammlungen, und endlich, wenn ich wohl und heiter genug dazu bin, aus meinem Saitenspiel strömen mir reichere und edlere Quellen der Unterhaltung, als aus jenen Gesellschaftssälen.

Aber eben, weil die Verläumdung keine bedeutende Erscheinung unbegeifert lassen kann, und jede Veränderung einer Lebensweise, indem sie

sie mit ihrem gemeinen Sinn zu erklären strebt, in den Staub zu sich herabzieht, suchte ich dadurch, daß ich mich der Achtung der Besten und Höchsten versicherte, die für die der Andern eben so sehr bürgt als schadlos hält, meinen Rang und Platz am Hofe und in den höheren Cirkeln zu behaupten. Ich besuchte diese, so oft es eine schickliche Gelegenheit gab, wie wenig dieß auch meiner jetzigen Stimmung zusagte, und brachte dem, was die Welt den Schein nennt, ein Opfer, wie man einst den Göttern der Unterwelt Thiere schlachtete, nicht, um Gutes von ihnen zu erhalten, sondern um Böses abzuwehren.

Ich kann nicht sagen, daß man es an der altgewohnten Achtung fehlen ließ, mit der ich mich vor zwey Jahren in diesen Kreisen aufgenommen sah. Ob man im Stande war, zu fühlen, weßwegen man sie mir bewies, konnte ich dahingestellt seyn lassen. Es war eine Welt der Formen, in die ich trat. So begnügte auch ich mich mit Formen.

Nun aber erschien vor einigen Wochen die Lichtwerth in der Residenz, sie, die schon in * * bad, dann hier, und später in Italien wie in * gau als ein feindseliger Comet in meine Bahnen störend und verderblich getreten war.

Ich fühlte ihren bösartigen Einfluß bald, ohne eigentlich bestimmen zu können, wodurch, oder warum? wie man die Wirkung bösartiger Luft empfindet, die eigentlich keinen unserer Sinne, aber unsere ganze Organisation verletzt.

Vorgestern war Assemblee bey dem *** schen Bothschafter. Ich schleppte mich halbkrank hin, denn ich hatte bereits von den Verläumdungen gehört, die eine geheime Bosheit wider mich ausstreute. Ich trat ein. Es waren noch nicht viele Damen da, und froh der Ruhe, die noch im stillen Sallon herrschte, setzte ich mich zu einer mir halb Fremden hin, um bey den Kopfschmerzen, die mich quälten, des Redens überhoben zu seyn. Mein Wunsch wurde erfüllt. Ich blieb verschont, was mir nicht oft geschieht, wenn man meinen Nahmen hört. Nach und nach füllte sich der Saal. Die meisten Frauen setzten sich in die gegenüberstehende Reihe. Ich fand das zufällig, und für jetzt bequem. Nun war jene Reihe voll. Die alte Felseneck, das Ehrenprotokoll der Damen, wie man die strenge Duenna zu nennen pflegt, trat ein. Sie ging auf mich zu, sah mich scharf an — sie sieht schlecht — wandte sich, obschon neben mir Stühle leer waren, feyerlich um, und ging langsam, sich ganz

zuletzt auf ein Tabouret zu setzen. Das war das Erste, was mir auffiel, so wenig mir auch um die schwerfällige Frau zu thun war.

Die Gesellschaft wurde zahlreich. Alle Stühle um mich und neben mir wurden endlich besetzt. Einige geistreiche Männer sammelten sich um mich, und ein anziehendes Wechselgespräch, über die neuesten Erscheinungen der schönen Literatur leicht hingleitend, Fragen, Erörterungen über einige meiner neuesten Arbeiten, Schmeicheleyen und billige Anerkennungen erhielten mich in nicht unangenehmer Spannung, und ich schlug, als die Spieltische sich ordneten, eine angebothene Parthie aus. Die Frauen hatten sich meist neben mir verloren, und nun trat ein Fremder, eben aus Berlin gekommen, zu dem kleinen Kreise, der mich umgab. Mit aufgeregter Seele, mit Flammenworten schilderte er den Enthusiasmus, der jetzt dort emporlodert, für die sogenannte Deutsche Sache zu kämpfen und zu sterben, wenn es nöthig ist. Er sprach lebhaft und gut. Funken fielen aus seinem Gemüthe in die Seelen der Zuhörer. Manche zündeten, manche erstickten im trüben Meer der Selbstliebe, andere verschwanden vor dem helleren Lichte prüfender Vernunft. Die in meine Seele fielen,

brannten nur schmerzlich; denn ach wem galten alle diese Zurüstungen? Wer steht mit in den Reihen, gegen welche jene Begeisterten wild anstürmen wollen? Dennoch konnte ich den feurigen Redner nicht hassen. Wie fruchtlos auch diese Flammen aufglühen, doch sind sie schön, und heilig ist der Irrthum verblendeter Vaterlandsliebe, der sie erzeugt! Aber mir that das Gespräch je länger je weher. Ich wünschte es geendet, und wollte mich wenigstens von der Theilnahme ausschließen. Umsonst! Der Fremde wußte, wer ich war. Ihm schien es unzweifelhaft, daß die Deutsche Sängerinn auch von diesen über alles ansprechenden Gefühlen ergriffen seyn, und Theil an der Gluth nehmen müsse, die auch rohere Gemüther zu erheben im Stande war. Ach er wußte nicht, wie dieses Herz zwischen Freundschaft und Vaterland, klarer Überzeugung und lebendigem Wunsche getheilt war!

Mir ward diese Lage zuletzt zu peinlich, und so ergriff ich hastig den Antrag des jungen Sammbach, der mich zu fragen kam, ob ich nicht die Vierte an einem Whisttische seyn wollte? Ohne mich zu erkundigen, wer die Mitspielenden waren, folgte ich ihm in den andern Sallon, und zu einem Tische, wo bereits Gräfinn Lichtwerth

und noch Einer ihrer gewöhnlichen Begleiter stand. Ich näherte mich. Sie schien betroffen, mich zu sehen, maß mich einen Augenblick mit widrigen Mienen, legte dann spöttisch lächelnd die Karten, die sie schon in der Hand hielt, hin, und sagte: Lassen wir es, Graf Vanin! Es wird spät. Mein Wagen kommt bald. Damit wandte sie sich, Vanin folgte ihr. Sammbach trat zu ihr, und flüsterte ihr etwas in's Ohr. Sie antwortete mit stolzem Spott. Was sie sagte, verstand ich nicht. Wie mir zu Muthe war, kannst Du denken. Ob man an den anderen Spieltischen diesen Auftritt bemerkte, wußte ich nicht; mir war aber, als sähe die ganze Welt verachtend und hohnlachend auf mich.

Ich war nicht im Stande, diese ungeheure Ungezogenheit auf der Stelle zu rügen, wie sie es verdient hätte. Ein besseres Gemüth wird von Schlechtigkeit und Gemeinheit zu sehr erschreckt, um sogleich die nöthige Fassung zu behaupten. Der arme Sammbach, der sich als die unschuldige Veranlassung dieser Beleidigung ansah, war verlegen und ängstlich, wie er sich gegen mich entschuldigen, und der auffallenden Impertinenz eine schonende Deutung geben sollte. Ich bath ihn, sich deßhalb nicht zu bemühen. Er dauerte

mich in dem Augenblicke; er ist eine arme Gesellschaftsseele. Aber ich bath ihn, mir seinen Arm zu geben, denn ich fühlte, daß mir schwindelte. Im anstossenden Zimmer setzte ich mich nieder, Sammbach sah nach meinen Leuten, die zum Glück noch da waren, und ich fuhr nach Hause.

Drey Tage bin ich zu Bett gelegen, und habe mit Leiden des Körpers und mit noch ärgeren der Seele die Ungezogenheit dieses kalten, herzlosen, verächtlichen Geschöpfes gebüßt.

Ich hasse diese Lichtwerth. Wer gibt ihr das Recht, sich mit diesem Übermuth und dieser Frechheit gegen mich zu betragen? Habe ich je gefehlt, so geschah es aus edleren Neigungen, als sie zu ahnen im Stande ist. Aber wer kann mich eines unerlaubten Schrittes oder einer Übertretung der Gesetze *wahrer* Ehre und Tugend zeihen? Habe ich geirrt, so waren es Gefühle, die mich hinrissen. Mit Wissen und Willen habe ich nicht Unrecht gethan; aber ich habe es verschmäht, mich in ängstliche Regeln zu fügen, die, den inneren Werth des Menschen übersehend, nur das Äußere betrachten, und nur dieses richten. Frey und offen habe ich Liebe und Haß gezeigt, und nie hätte ich mich so tief

erniedrigt, einem Manne ohne Gehalt, einem anerkannten Schwächling, die Hand zu geben, und dadurch vor aller Welt zu gestehen, um was es mir bey dem schönsten, heiligsten Bande, das Menschen binden kann, zu thun gewesen. O diese Lichtwerth ist ein Auswurf ihres Geschlechts!

Kaum hatte ich mich so weit erhohlt, um wieder auf dem Kanapeh sitzen zu können, als unkluge Freunde und vielleicht verkappte Feinde kamen, um mir von der Geschichte am Spieltisch und von dem Aufsehen, das sie erregt habe, zu sprechen. Man übertäubte mich mit Rathschlägen und Anerbiethungen. Ich verachte diese Ida zu sehr, und sie ist zu tief unter mir, um meinem mit Achtung genannten Nahmen durch ihre Bosheit auch nur den geringsten Strahl seines Ruhms zu entziehen; aber sie verdient, daß man ihr das zeigt.

Mit diesen armseligen Menschen hier ist nichts zu thun, und von ihnen nichts zu erwarten. Ich habe der Bothschafterinn geschrieben, und verlangt, daß sie mir auf irgend eine Art Genugthuung für eine Kränkung verschaffe, die ich in ihrem Hause erlitten. Eine ausbeugende Entschuldigung, das Verhältniß zu Lichtwerths Vater, der Gesandter einer Macht sey, die ihr

Hof zu schonen habe, und leere Versprechungen, wie sie sich künftig vor meiner Beleidigerinn gegen mich zu benehmen gesonnen sey, waren Alles, was ihre Antwort enthielt.

Ich erhielt diesen Brief acht Tage nach jener Scene. Am folgenden Abend besuchte mich mein Arzt, der auch der der Bothschafterinn ist, ein verständiger, würdiger Greis. Nach mancher umschweifenden Einleitung kam endlich die Bitte hervor, die Bothschafterinn auch noch jenes Versprechens zu entlassen, wozu ihr Mann aus Rücksicht für Ida's Schwiegervater seine Erlaubniß nie geben würde, und endlich — urtheile von meinem Gefühle, wenn Du dieß lieset! — eine versteckte, aber doch faßliche Andeutung, die der Greis mit leiser Stimme vorbrachte, wie die Weise, auf welche ich in Italien und in * gau mit Lothar gelebt habe, bey allem Glauben besserer Menschen an meinen inneren Werth, und bey dem, was die Welt einer phantasiereichen Dichterinn mit Freuden nachsähe, dennoch eine Art von falschem Schein auf mich würfe u. s. w.

Ich hatte genug gehört. Mein erster Entschluß in der Aufwallung des Augenblicks war, der Bothschafterinn meine Meinung über die

Art, wie ich behandelt zu werden fordern könnte, und den Vorsatz kund zu thun, ihr Haus nicht wieder zu betreten.

Das Billet war schon geschrieben. Ich schlief die Nacht nicht, mein Fieber fand sich wieder ein. Es währte vier und zwanzig Stunden, bis ich vor dem stürmischen Wallen und Pochen meiner aufgeregten Natur einen klaren Gedanken fassen konnte. Als ich aber nun zu überlegen vermochte, stellte sich mir die Nutzlosigkeit eines Beginnens dar, das meinen Feinden eben die Waffen wider mich in die Hände gegeben, ihnen den Zweck ihres schändlichen Benehmens, und einen sicheren Triumph verschafft haben würde, und ich vertilgte den Brief.

Ich will und werde also diese Gesellschaften nicht meiden, und dort erscheinen, wo mein Rang mich hinweiset, und wo hinzugehen kein Vergehen mir das Recht benimmt. Ich will dieser trotzigen Ida gegenübertreten. Es wird eine Epoche kommen, und sie ist nicht mehr fern, wo es der Welt klar werden soll, wer von uns die Vorzüglichere, die Achtungswerthere ist.

Ich muß das durchsetzen. Rein und glänzend muß ich aus diesem Kampfe hervorgehen, sonst — Bertha! Ist das Leben wohl mehr,

als die Bedingung unserer Glückseligkeit? Kann es einen Werth haben, wenn jene unwiederbringbar zernichtet ist? Und wenn sie es wäre? Du kennst mich. Ich habe Muth — Muth zu Allem, nur nicht zum Unglücklichseyn! Leb wohl!

Sechster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Lothar.

Aus der Residenz den 5ten Aprill 1815.

Wo wird dieser Brief Dich suchen, mein lieber Freund, und in welcher Stimmung wird er Dich finden? Mitten im Gewirre, in der wilden Bewegung eines heranziehenden Heeres, gedrängt von ernsten Geschäften und von weithin blickenden Sorgen, umgeben von Allem, was das Leben auf's regste, beweglichste anspricht, wird Dir wohl da ein ruhiger Augenblick bleiben, um der fernen, unglücklichen Freundinn Noth und Klage zu Herzen zu fassen? Ach, und ich bedarf es so sehr!

Es hat sich seit einigen Monathen viel geändert. Ein gewaltiges Schicksal hat das Rad der menschlichen Begebenheiten mit Riesenarm erfaßt, und auf eine Art gewendet, wie wir es noch vor einem Jahre auch in den abenteuerlich-

sten Träumen nicht für möglich hielten. Und das Herz der Menschen, dieser schwache, gebrechliche Stoff, sollte seinen Einwirkungen widerstehen?

Ja, es hat sich viel geändert! Die Natur erliegt im ruhelosen Kampfe gegen immer sich erneuernde Reibungen. Ewig hält keine Kraft, der muthigste Widerstand sinkt zuletzt, und ich, getrennt von Dir, schutzlos, der erbitterten Tücke und den Stacheln des gemeinsten Neides hingegeben, wie kann ich mich unter so feindseligen Umständen behaupten? Wie sollte Jemand, wie solltest Du mir's verargen, wenn ich dorthin flüchte, wo ich allein auf der weiten Erde Trost erwarten kann, zu Deiner Freundschaft, Deinem Rath, Deiner Hülfe?

Ich bin verletzt, im innersten Heiligthum meines Lebens, meines Bewußtseyns gekränkt, und was vielleicht in den Formen, in denen wir nun einmahl leben, noch empfindlicher ist, ich bin öffentlich beleidigt, beschimpft. Der Streich kommt von einer Hand, die längst verheerend in den warmen Frühling meiner Empfindungen, meines endlich errungenen Glücks gegriffen hat. Soll ich, darf ich sie Dir nennen? Muß ich nicht eine Partheylichkeit aufzureizen fürchten, die den Keim der tiefsten Sorge, der Schmer-

zen — ach, laß mich sagen, der Verzweiflung in mein gefoltertes Herz geworfen hat?

Wem anders soll ich denn meine heißen Qualen, wem die aufreibenden Sorgen klagen, die jede Freude von mir fern halten, den Schlaf von meinem Lager scheuchen, und mich zu jeder Beschäftigung stumpf und verdrossen machen, als Dir, Dir, dem jede Falte meines Herzens offen liegt, der mich erkannt und aufgefaßt hat wie Niemand, der Alles weiß, wessen mein schwaches, unsicheres Seyn bedarf?

Und könntest Du Dich von mir wegwenden? Könntest Du mich ohne Rath, ohne Hülfe lassen, wenn ich Dich darum anflehe?

Vor acht Tagen — daß ich nicht eher geschrieben habe, daran war das körperliche Leiden Schuld, das, eine Folge jener gewaltsamen Erschütterung, mich durch mehrere Tage niederwarf — vor acht Tagen hat Gräfinn Ida von Lichtwerth im Sallon des *** schen Bothschafters dadurch, daß sie mich von ihrem Spieltische wies, und eine Parthie, zu der ich — mit oder ohne ihr Wissen — gefordert wurde, mit der auffallendsten Art aufhob, mich öffentlich beschimpft, und für eine Person erklärt, mit der man überhaupt, oder wenigstens sie nicht spielen wollte.

Die Scene hat Zeugen gehabt, sie hat Aufsehen gemacht, meine Ehre ist verletzt. Ich kenne die wahren Ursachen dieses niedrigen Benehmens. Sie heißen Neid, Bosheit, Eifersucht. Verzeih, mein Freund, wenn der getretene Wurm sich windet, und sieh mir nach, wenn der ungeheure Schmerz, der mich zerreißt, mir eine Überzeugung entlockt, die ich Dir besser verbärge! Ja, Ida hat mich längst um meinen Ruhm, um die Huldigungen, die die Welt meinem Talente zollte, sie hat mich um meine Gestalt, meinen Reichthum, um den Flitterglanz, mit dem ich auftrat, sie hat mich endlich, seit wir uns in Florenz getroffen, auch um Deine Freundschaft beneidet.

Es ist heraus. Du weißt Alles! Ja, sie hat um Dich gebuhlt, die Verhaßte! Das fand sie nicht unter ihrer Würde, das widersprach nicht den eigensinnigen Formeln dieser selbstgeschaffenen Ehrengesetze. Sie hat um Dich gebuhlt in Italien, und später und auffallender in **gau, sie, die freywillige Gemahlinn des selbstgewählten Gemahls, dem sie ihrem Verstand, dem Urtheil der Welt und dem Willen ihrer Mutter zum Trotze die Hand gab, und dadurch beurkundete, was ihr Zweck bey ihrer Heirath sey.

Dessen hatte sie sich nicht geschämt; und sie wagt es, über Scheintugend und wahre Ehre abzusprechen? Sie wagt es, mir zum Verbrechen zu machen, daß ich, dem heiligen Zuge einer uneigennützigen Freundschaft folgend, größer, als die engherzige Welt um mich her, mich ohne Rückhalt Deiner Pflege widmete, und später unter Deinem Schutze blieb?

Sie hätte an meiner Stelle dasselbe gethan. Doch nein! Nein! Sie hätte es nicht vermocht, denn sie hätte Dich nicht geliebt.

Versuche es einmahl, lieber Freund! Entkleide Dich von dem Schimmer, der Dich umgibt! Sey nichts, als der gehaltvolle Mensch, der Künstler, unter dessen Maske Du in **bad ihr zuerst erschienst, und dann sieh, ob sie Dir mehr Aufmerksamkeit schenkt, als damahls!

Dich liebt sie nicht, denn sie begreift Dich nicht. Ihr starres selbstisches Herz bedarf keines leitenden Freundes, und keines Gegenstandes seiner zarten Sorge. Sie reizen Deine Würden, Dein Einfluß, die Sterne, die auf Deiner Brust schimmern — das Herz darunter gilt ihr nichts.

Zürne nicht, daß ich Dir das sage! Wenn irgend auf Erden Ein Mensch das Recht hat, sich

Dir gegenüber über sie zu erheben, so bin ich's. Und nicht will ich streiten mit den Waffen meines Geistes, ach, nur mit den Waffen meiner Liebe für Dich, mit der Macht der Opfer, die ich Dir freudig gebracht, und mit der stillen Gewalt meiner Leiden, die ich Deinetwillen erduldet, und noch erdulde! Diese allein sind es, die mir ein Recht auf Deine Theilnahme, Deinen Trost, Deine Hülfe geben. O laß mich nicht dem Spotte, dem Übermuth dieses herzlosen Weibes ausgesetzt! Nimm Dich meiner an! Räche meine Unbild! Strafe sie mit dem, was ihr, ich weiß es, am empfindlichsten ist, mit Deinem Tadel, oder — rufe mich zu Dir, und laß mich unter Deinem Schutze sicher wohnen! Hier bin ich allen Pfeilen der Verfolgung bloßgestellt. O habe Mitleid mit mir! Du hast mich gewöhnt, mich ganz allein auf Dich zu stützen, Du hast mich mir selbst entfremdet, ich bin nichts ohne Dich. Ach, und Du bist so fern!

Ich kann nicht mehr schreiben. Meine ohnedieß gesunkene Kraft ist erschöpft. Ich bin sehr herabgekommen. Du wirst mich verändert finden. O ich zittere vor dem Augenblick des Wiedersehens, der doch das Ziel meiner heißesten Wünsche ist!

Siebenter Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

Waldemuth den 12ten April 1813.

Ich habe Deinen Brief mit den letzten Dir zugekommenen Nachrichten über Fahrnau's Schicksal durch den Jäger erhalten, der die übrigen Schriften brachte, und danke Dir für den Eifer, und die schöne Treue, mit der Du, mein brüderlicher Freund, dieß Geschäft zu Deiner eigenen Angelegenheit gemacht, und wie diese besorgt hast.

Ja Hermann! Dieses Geschäft liegt mir schwer auf dem Herzen. Es hat es längst wund gedrückt, und droht, es ganz zu erdrücken. Ich habe mehr unternommen, als ich zu leisten im Stande bin, und ich sehe den Augenblick herannahen, wo ich, so oder so, ein Verhältniß gewaltsam werde endigen müssen, das meine

Kräfte im fruchtlosen Kampfe aufreibt, und aus welchem auf keine Art weder für mich, noch für Andere ein Segen hervorgehen kann.

Es war eine vielleicht schöne, aber schwärmerische Vorstellung, die mich zuerst antrieb, mich ganz Leonorens Dienst, ihrem Wohl, und ihrem Schutze zu widmen; es war eine jener seltsamen Aufregungen meines Geistes, die Du oft an mir getadelt hast, entstanden aus dem schneidenden Gegensatze meines ehemahligen und jetzigen Verhältnisses zu ihr, und aus der Betrachtung der wunderbaren Verkettung, die mich plötzlich zum Vertrauten jener Frau machte, an welche einst ganz andere Gefühle mich hätten knüpfen sollen.

Leonorens Werth, ihr Unglück, und die Verschlingung der Umstände zogen bald meine Bande noch fester. Ich durfte nicht mehr aufgeben, was ich einmahl angefangen hatte; denn ich war der einzige, der ihr in ihrem Unglück von wesentlichem Nutzen seyn konnte, und so hielten mich die Bande der Pflicht, und unverletzliche Rücksichten der Menschlichkeit bey der verlassenen Familie fest, die ringsumher keinen andern Schützer hatte.

Gefährliche Pflicht! Verrätherische Nähe!

Ich habe meinen Kräften zu viel zugetraut, und bin unterlegen. — Ich liebe Leonoren.

Da stehen die kalten Buchstaben auf dem Papier, so ruhig, wie die übrigen Lettern, welche gleichgültige Dinge bezeichnen — und welcher Abgrund von Schmerz liegt in ihnen für mich!

Doch Gottlob! Nur für mich! Sie theilt meine Flammen nicht. Ob sie sie ahnet, weiß ich nicht. Sie bleibt sich immer gleich, den Blick nur immer auf den gerichtet, der ihre Seele noch ganz erfüllt, ob er sie gleich so grausam verlassen hat.

O Gott! Darf ich das auch behaupten? Mischt sich kein niedriger Neid in diese hingeworfene Bemerkung? War es nicht vielmehr die entflammte Gluth der Rache, als einer verrathenen Liebe, was Fahrnau trieb, Lothar nachzueilen und ihn zu strafen? Seine letzten Äußerungen an seinen Bruder sind voll Reue, voll wiederkehrender Liebe zu der, welche diese Liebe so sehr verdient. Und endlich darf ich ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er sich von Rosaliens zauberhaftem Reiz hatte blenden lassen?

O betrüge dich nicht selbst, schwaches Herz! Fahrnau muß einer reinen, treuen Liebe nicht unwerth seyn, weil das reinste, das treueste

Herz auf Erden sie ihm weiht. Kein selbstischer Wunsch soll ihn daher verkleinern, aber beneiden darf ich ihn, ihn, dessen Kerker, dessen harte Entbehrungen ich mit Freuden auf mich nehmen, und ihm jeden Genuß, den mir Freyheit, Reichthum und Wohlseyn reichen, dafür mit Götterlust hingeben wollte, wenn er mir Leonorens Liebe dafür abtreten könnte.

Es gibt einen Punct in meinem Leben, über den ich gar nicht nachdenken darf, wenn ich mich vor einer Art von Verzweiflung hüthen, und nicht einem trostlosen Schmerz zum Raube werden will. Es ist der Gedanke, wie Alles hätte kommen können, wenn Leonore nicht Fahrnau, ich nicht Rosalien hätte kennen lernen!

Ich habe die ganze düstere Wuth dieser Vorstellung erfahren, und ich habe sie seitdem sorgfältig vermieden. Es ist eine wunde, höchst schmerzhafte Stelle, deren Weh unendlich und unheilbar ist. Das Einzige, was man thun kann, ist, sie nicht zu berühren. O Hermann! Warum bist Du nicht bey mir, daß ich mein müdes Haupt an Deine Freundschaftsbrust legen, und dort von allen den Schmerzen ausruhen könnte, die mir in manchen Augenblicken ganz unaushaltbar scheinen!

Was ich für jetzt thun kann, übe ich zuweilen, indem ich seltener nach Rosenstein hinüber gehe, ihr meistens nur schreibe, was ich ihr etwa zu melden habe, und auf diese Art die Vorbereitungen zu dem Schritte anfange, der nun einmahl geschehen muß, nähmlich, mich ganz loszureißen, sobald ich einsehe, daß ich ihr nicht mehr so dringend nothwendig bin. Ich übe es zuweilen! sage ich; denn ach, immer — immer geschieht es nicht. Manchmahl verbiethet es die Natur der Mittheilungen, die ich ihr zu machen habe, manchmahl — o es ist, als zöge eine unsichtbare Macht mich zu ihr, als sollten meine Schmerzen eben in dem stillen Frieden heilen, der sie umgibt, der wie eine reine Atmosphäre den Eintretenden umfängt, und beruhigend an jedes Herz dringt, das ihrem Hause, dem Heiligthum häuslicher Tugenden naht! Und es ist auch so, so lange ich bey ihr bin. Der Sturm der Leidenschaft stillt sich in ihrer heiligenden Nähe, und, wie Oresten in dem geweihten Hain seiner priesterlichen Schwester, wagen es die Furien wilder Qualen nicht, in ihrer Gegenwart mein Herz anzugreifen. Ich kann meine Augen sie in ihrem schönen Walten überall begleiten lassen, ich kann ihr vorlesen, ihre Zeich-

nungen betrachten, und mit ihr über Kunst, über häusliche Angelegenheiten sprechen. Es bleibt so still in mir! Es thut mir so wohl! Nur Fahrnau's, nur ihrer Liebe für ihn, und ihres Jammers um ihn muß sie nicht erwähnen! Sonst reißen sich jene Qualen, die ihr Anblick beschwichtigt und getäuscht hat, aus dem tiefsten Grunde meines Herzens los, ich fühle, daß ich nahmenlos elend bin, ich versinke dann selbst in ihrer Nähe in die Nacht meines Geschickes, und vermag mich nicht weder an ihrem freundlichen Wirken, noch an ihrem so milden Gespräche aufzurichten. Bisweilen ruhet dann ihr Auge mit einem Ausdruck mütterlicher, um den kranken Sohn besorgter, Liebe auf mir. Ahnet sie in solchen Augenblicken, was in mir vorgeht? Oder beklagt mich dieß schöne Herz um eines früheren, ihr bekannten Leidens willen, ohne zu errathen, was mich jetzt quält?

Sieh, lieber Hermann! So schleppe ich mich hin, bald unter ihren Augen, bald fern von ihr; aber ich erkenne deutlich, daß das nicht so bleiben darf. Jenes schmeichelnd süße Gefühl, das mich in ihrer Nähe zu beseligen scheint, ist Täuschung, und ich muß ihm entsagen, wenn nicht das Übel, auf die Länge ganz unheilbar, mir

und vielleicht auch ihr verderblich werden soll. Nicht, als ob ich hoffen könnte, hoffen möchte, daß sie einst meine Empfindungen theilen sollte — o uns trennt eine doppelte Kluft! aber weil Bosheit und Unverstand rastlos sind, weil ein unbewachter Augenblick Mißverständnisse erzeugen, und die Quelle endloser Unannehmlichkeiten für sie werden könnte, der ich so gern mit meinem Leben jede trübe Minute abzukaufen wünschte.

Mein Vorsatz steht fest. Die Ausführung muß ich noch verschieben. Ich erwarte die Bestätigung Deiner letzten Nachricht, daß Fahrnau in's Innere von Frankreich gebracht worden sey. Ist dieß wahr, dann gilt es entschlossen zu handeln, und ich weiß, was ich zu thun habe. Daß das einmahl als gut und nothwendig Erkannte mit großer Gewalt auf das Willensvermögen Deines Freundes wirkt, weißt Du, und darum sey unbesorgt! Ich kann gleiten, straucheln; vor dem Fallen wird mich Gott bewahren, und auf Erdenglück habe ich längst verzichtet.

Achter Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 1ten May 1813.

Ich habe sehr schwere Tage verlebt, liebe Schwester, Tage voll Stürme, voll Thränen, voll tiefen, heiligen Schmerzens!

Julius ist fort. Ich bin nun ganz verlassen, und alle Leiden der ersten noch schrecklicheren Trennung erneuern sich bey diesem Nachbild in meiner müden Brust. Dennoch muß ich sagen, es ist gut, daß es so ist. Ich muß den Scheidenden noch segnen, und Gott für seinen Entschluß, und die Kraft, ihn auszuführen, danken.

Liebe, liebe Clara! Wie haben die Auftritte der letzten Tage mein Herz verwundet, und welche düstere Tiefen des Irrthums und der Gefahr haben sie mir in Julius und meiner Seele gezeigt! Ja, der Mensch ist ein schwaches, ge-

brechliches Geschöpf, und es ist eine niederschlagende, aber für den menschlichen Stolz sehr heilsame Bemerkung, wie auch die besten Menschen sich nicht genug vor der Macht der Leidenschaft, und der noch gefährlicheren Gewalt der stillen Gewohnheit zu hüthen haben, daß sie uns nicht nach und nach entmannen, und wir uns zuletzt unauflösbar in ihren Fesseln verstrickt finden. Je demüthigender aber diese Ansicht des menschlichen Herzens ist, desto erhebender erscheint die Größe eines Gemüths, das seinen Schmerz und seinen heißesten Wunsch mit Kraft bekämpfen, beyde mit ruhiger Überlegung, nicht etwa im Rausche schwärmerischer Entzückung, einer höher erkannten Pflicht zum Opfer bringen, und mit Verzichtleistung auf Alles, was wir Erdenfreuden nennen, das Glück geliebter Wesen gründen will.

So kann Julius handeln. Und wer könnte mich tadeln wenn ich gestände, daß ich diesen edlen großen Freund wie einen Bruder liebe, und daß ich, wenn ich Fahrnau nicht früher gekannt hätte, und diese Empfindung nicht bereits mein ganzes Wesen beherrschte, ihn, und nur ihn allein mit mehr als schwesterlicher Neigung auf ewig umfaßt haben würde. Auch d a r u m ist

es gut, daß er fort ist, und unter Thränen muß ich sagen: Ich freue mich dessen.

Ich habe, wie ich Dir oft geschrieben, schon längst eine unglückliche Neigung in Julius Brust entstehen und unaufhaltsam wachsen gesehen. Wie oft, wenn er in düsterem Nachsinnen mir gegenüber saß, wenn ich verstand, was in seiner Seele vorging, ohne daß er sprach, hatte mich eine tiefe Wehmuth und ein Schmerz ergriffen, den ich trostlos hätte nennen müssen, wenn nicht die Betrachtung, mit welchem Edelmuth und welcher Kraft er sein Schicksal trug, einen Strahl himmlischer Beruhigung darüber verbreitet hätte! Wenn er sich dann entfernt hatte, wenn sein Anblick, die Anmuth seines Umgangs, und die Überredung, welche auf seinen Lippen wohnt, mein Gefühl nicht mehr bestachen, und meinen Vorsatz nicht entkräfteten, nahm ich mir ernstlich vor, offen und ruhig mit ihm zu sprechen, und ihm zu erklären, daß ich lieber dem Trost seines Umgangs, und selbst den Hoffnungen, die daraus für mein und Fahrnau's Schicksal flössen, entsagen, als ihn länger in meiner für ihn nur Unglück bringenden Nähe halten wollte. Ich hatte meine Rede auswendig gelernt, und mich auf Alles vorbereitet.

Aber wenn er dann wieder eintrat, wenn ich diese Züge sah, diese Stimme hörte, und die Kraft, mit der er sich beherrschte, meine voreilige Meinung von seiner hoffnungslosen Leidenschaft Lügen zu strafen schien, dann mangelte mir der Muth zu sprechen, ja, indem ich auf der einen Seite mich mit einer eitlen Anmaßung in seinen Augen lächerlich zu machen fürchtete, hielt auf der andern der schmerzliche Gedanke, den treuesten, edelsten Freund von mir zu verbannen, mich zurück.

So gab ich aus mehr als einem Grunde den festgefaßten Vorsatz auf, um ihn, wenn Julius fort war, und ich mir seine Blicke, seine Worte zurückrief, auf's Neue zu entwerfen, und beym nächsten Besuch eben so fruchtlos wieder fahren zu lassen.

Er war stärker, als ich. Kein unseliger Augenblick, der ihm etwa sein wohlbewahrtes Geheimniß entrissen hatte, keine Erklärung von meiner Seite, nichts als sein reiner, fester Wille hatte ihn bestimmt, und der Entschluß, sich loszureißen, und selbst in diesem Losreißen, wie ein wohlthätiger Genius im Scheiden, noch Gutes für uns zu wirken, keimte frey aus seiner großen Seele empor.

Es war ein milder, stiller Frühlingsabend. Ich war mit den Kindern von einem Spaziergang heimgekehrt, auf dem ich mich, während Adolph mit seiner Schwester in den frischbelaubten Gebüschen herumschwärmte, sie junge Frühlingsblumen zu Sträußern in ihre Gläser pflückte, und er auf's Pflanzensammeln ausging, in die schönen alten Zeiten zurückgeträumt, und um Ludwig, an dessen Hand ich diesen Weg tausendmahl gemacht, getrauert hatte. Wie manche Scene der Vergangenheit war mir da nicht eingefallen! Nun waren beynahe zwey ganze Jahre herum, und mein Auge hatte ihn nicht mehr gesehen, ich wußte nichts von seinem Schicksale, nicht einmahl, ob ich den Gemahl, den Vater meiner Waisen, je wieder erblicken würde! Es schien mir, daß selbst das Wiedererwachen der Natur, wo Alles, was verloren war, doch wiederkam, sich erneuerte, und wieder schön ward, wie ehemahls, mir das ewig gleich Trübe meiner Lage, in der kein Frühling ersteht, doppelt fühlbar machte.

In solchen Gedanken näherte ich mich dem Schlosse, und wie ein zweytes, beynahe noch tieferes, Weh durchzuckte es mich in diesem Augenblick, als Julius, der so eben vor dem Thore

vom Pferde gestiegen war, mir mit ernsten, aber freundlichen Blicken entgegentrat. Ich fühlte seine Schmerzen in meiner Seele, und beynahe wären meine Thränen hervorgebrochen.

Er sprach etwas Gleichgültiges, und ich erhielt Zeit, mich zu fassen. Als wir uns der Treppe näherten, stand er einen Augenblick still. Der Abend ist so schön, gnädige Frau! sagte er: Wollen Sie wirklich schon in's Zimmer?

Mir fiel das auf, denn bis jetzt hatte er nie auf die Umgebung unseres Zusammenseyns geachtet. Auch glaubte ich auf einmahl etwas Feyerliches in seinem ganzen Wesen zu bemerken.

Lassen Sie uns in den kleinen Vorgarten gehen, sagte ich, wenn es Ihnen Freude macht, lieber Tengenbach!

Ich hatte, ohne daran zu denken, meine Hand bey diesen Worten gegen ihn ausgestreckt. Er ergriff sie, und führte sie hastig an seine Lippen. Das war, seit wir uns kennen, kaum dreymahl geschehen.

Er ließ meine Hand auch nicht mehr los, aber er drückte sie nicht; vielmehr schien er sich wie ein Kind daran zu führen, und so kamen wir in den Garten.

Wir setzten uns auf die kleine Bank am

Hause unter der schon begrünten Geißblattlaube. Vor uns streckten sich die Hyacynten- und Tulpenbeete in buntem Farbenspiel über den sanften Abhang hinunter, um uns wirbelten hundert Vögel ihr Abendlied aus halbumlaubten Büschen, hinter den gegenüberstehenden dunkelblauen Bergen sank die Sonne in ein Feuermeer, und goldene Tinten überströmten die Gegend, erhöhten das Blau der fernen Gipfel zum lieblichsten Violett, glühten an Felsen, schimmerten aus Bächen, und tauchten jeden Gegenstand in ein wunderbar feyerliches Licht. Eine Weile saß Julius schweigend neben mir, dann sagte er: Es ist ein prächtiger Abschied, den die Sonne von der Gegend nimmt. Bald wird sie verschwunden seyn, und doch trauert kein Geschöpf. Alle sehen ihr freudig nach, und letzen sich noch in ihren letzten Strahlen. So geht sie dahin, wie ein Held zum Siege.

Mir fiel der Abschied von Ludwig ein, den ich, ohne zu ahnen, wie lange und schmerzlich unsere Trennung währen sollte, mit viel zu leichtem Herzen genommen hatte. Ja, sagte ich, denn jedes Geschöpf weiß gewiß, daß das schöne Gestirn morgen wieder aufersteht, und daß es sich von Neuem an seinen Strahlen erfreuen

kann. — Aber wenn die Nacht lange, wenn sie e w i g wäre? — Mich übermannte ein schmerzliches Gefühl, und ich verstummte.

Tengenbach wandte seine Augen auf mich, und sah mich düster an. Ewig! sagte er, und ein Seufzer entwand sich seiner Brust: Es ist hart, für immer zu scheiden! Auch er schwieg nun, und wir saßen eine Weile, der scheidenden Sonne nachsehend, Jedes in seine Gedanken versenkt.

Ich habe Nachrichten von Baron Fahrnau, gnädige Frau! hub Julius wieder an.

Mein Gott! Und das sagen Sie mir jetzt erst? Das kann nichts Gutes —

»Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich einen Augenblick Etwas, was Ihnen so wichtig ist, einer Angelegenheit nachsetzte, die mich selbst näher trifft!«

Meine ganze Aufmerksamkeit wurde rege: Eine Angelegenheit, die Sie selbst betrifft? O, Herr von Tengenbach! Wenn jene Nachricht keine schlimme ist, so sprechen Sie von dieser.

Ich mochte ihn wohl recht theilnehmend angesehen haben. Sein Auge ruhte mit wunderbar gemischtem Ausdruck auf mir. Er faßte meine Hand, schwieg noch einige Secunden, dann sagte er: Es ist ja Beydes innig verwebt, wie

mein und Fahrnau's Schicksal! Und so erfahren Sie eines mit dem andern.

Ich zitterte, denn der Eingang schien mir wenig Gutes zu verkünden.

»Hermann hat mir geschrieben. Er war selbst in Italien, und hat sich alle Mühe gegeben, Ihres Gemahls Lage und Befinden zu erkunden, ja ihn, wo möglich, selbst zu sprechen. Alles war vergebens, und als er dennoch seine Bemühungen standhaft fortsetzte, erfuhr er zuletzt, Baron Fahrnau sey bereits seit zwey Monathen nicht mehr dort, sondern in's Innere von Frankreich gebracht worden.«

Mein Blut erstarrte, und Julius las meinen Schrecken in meinen Zügen.

»Befürchten Sie nichts, gnädige Frau! Seine Lage ist darum keinen Augenblick schlimmer. Vielmehr stimmt Alles, was mein Freund von wohlmeinenden und umsichtigen Männern hörte, dahin überein, daß sich mehr für seine Befreyung hoffen läßt, wenn es wahr ist, daß er außer Italien, und somit mehr außer der Einwirkung seines gefährlichen Feindes ist.

Ich athmete wieder auf, und sah Tengenbach mit halb besorgten Blicken an.

»Dieß zu erforschen ist nun das Erste und Nothwendigste, und das läßt sich nur an Ort und Stelle thun. Walters Geschäfte, oder vielmehr die Besorgung meiner Angelegenheiten hindern ihn, Fallowetz abermahls auf längere Zeit zu verlassen. Ich bin ohne Geschäfte, so wie ohne Bestimmung in dieser Welt, und es wird mir zur Zerstreuung, zur Aufheiterung dienen, wenn ich mich wieder ein wenig in der Fremde umsehe. Ohnedieß fordern meine Verhältnisse mit der Regierung in Mailand meine Anwesenheit daselbst. Ich werde also hinreisen, und mir bey dieser Gelegenheit zugleich Gewißheit über den Aufenthalt Ihres Gemahls und über die Schritte verschaffen, die zu seiner Befreyung am Pariser Hofe, oder bey Napoleon selbst, zu machen wären.«

Ich hörte Julius an, ohne ihn zu unterbrechen. Ein kalter Schauer durchlief mich. Die erneuerte Ungewißheit in dem Schicksale meines Gemahls, und die nahe Trennung von dem treuen Freunde, Beydes ergriff mich so schmerzlich, daß ich nicht antworten konnte.

Es ist durchaus nothwendig, daß ich gehe, hub er nach einer Weile wieder an, und da es besser ist, einen wohlüberlegten und nothwendi-

gen Vorsatz nicht zu verschieben, so ist mein Plan, übermorgen abzureisen.

Übermorgen? rief ich erschrocken.

Er schien es nicht zu bemerken. »Der morgige letzte Tag gehört meinem guten Oheim. Heut bin ich hier, um mich von Ihnen zu beurlauben.« Seine Stimme wankte doch, indem er das sagte, und ich konnte meine Thränen nicht mehr zurückhalten.

Er drehte sich jetzt gegen mich; denn alles Vorige hatte er, den Blick auf den Boden geheftet und mit der Reitgerte Figuren in den Sand ziehend, gesprochen. Gnädige Frau! sagte er mit zitternder Stimme: Dieses Zeichen Ihrer Theilnahme — ich weiß wohl, wie viel davon auf Rechnung Ihres ohnedieß bewegten Gemüthes zu schreiben ist — aber — es freut mich doch! Er war aufgestanden, faßte meine Hand, und sah mich mit dem unverhehlten Ausdruck innigster Zärtlichkeit an. Mein Blick begegnete dem seinigen, ein nahmenloses Gefühl ergriff mich, und ich brach in das heftigste Schluchzen aus.

O Gott! Gott! Leonore! rief er, und schlang seine Arme um mich: Wär' es möglich! Wäre ich Ihnen theuer?

Ich stand ebenfalls auf. Ja, Herr von Ten-

genbach! sagte ich, indem ich seine Hand faßte, die er bey meiner ersten Bewegung von meinen Schultern zurückgezogen hatte: Ja, ich schäme und scheue mich nicht, es Ihnen zu gestehen. Sie sind mir theuer, und ich halte dieß Gefühl für eben so natürlich als rechtmäßig. Die Art, wie Sie sich mir in jeder Beziehung gezeigt, was Sie für uns gethan haben, muß jedes Herz mit Achtung für Sie erfüllen. Urtheilen Sie nun, was ich für Sie empfinde! Ja, ich liebe Sie herzlich, und der Abschied von Ihnen schmerzt mich tief. Das dürfen und sollen Sie wissen. Vor dem treuesten Freund, der alle Tiefen meines wunden Herzens kennt, kann ja der Schmerz um ihn selbst kein Geheimniß bleiben.

Er faßte meine Hand, und drückte sie heiß und lange an seine Lippen.

Leonore! sagte er endlich: Daß mich diese Trennung unendlich viel kostet, daß nur die Überzeugung von ihrer Nothwendigkeit mich bestimmen konnte, das einzige Glück, das ich auf Erden habe, selbst zu vernichten, das werden Sie mir wohl glauben?

Ich weinte, und antwortete nicht. Auch er schwieg. Unsere Hände lagen ineinander.

Es ist Zeit, sagte er endlich gepreßt: Le-

ben Sie wohl! — Ich sah ihn ängstlich an. — Ich muß fort! rief er: Es ist nicht gut, dem unvermeidlichen Schmerzen so lange in's Auge zu sehen. Leonore! Ich scheide für lange Zeit, vielleicht für immer!

Nein, nein! rief ich, und umfaßte seine Hand mit meinen beyden. Er zitterte, doch sagte er gefaßt: Unsere Zukunft steht bey Gott! Wie Manches ist geschehen, das gar nicht vorgesehen, gar nicht so gemeint war! Leonore! Auch Sie waren einst mir bestimmt!

Ich erröthete.

»Erlauben Sie mir in der letzten feyerlichen Minute unsers Zusammenseyns Sie an dieß Verhältniß zu erinnern, das ich sonst nie berührt haben würde! Sie waren mir bestimmt. Ich habe meine Seligkeit selbst verscherzt. Es war meine Schuld. Wie bitter ich büße, weiß nur Gott und ich!

Ich sah zu Boden, und antwortete nicht.

Leonore! hub er feyerlich an: Ich scheide — für lange, lange Zeit. Dieser Augenblick, wie der letzte eines Sterbenden, lös't alle Bande der Rücksicht, und hebt jedes irdische Verhältniß auf. Ja, Du darfst es hören. Ich liebe Dich, ich liebe Dich mit leidenschaftlicher Innigkeit!

Ich konnte Dich besitzen, ich habe Dich verwirkt. Das ist der entsetzlichste Schmerz, den ich je gefühlt. Weine, sanfte, reine Seele! Schenke dem Unglücklichen deine Thränen, dem Du sonst nichts geben kannst!

Mein Schluchzen ward heftiger. Ich glaubte, das Herz würde mir zerspringen. Julius! rief ich: O mein Freund, mein Bruder! Meine Arme öffneten sich unwillkührlich, er sank an meine Brust.

Endlich richtete er sich auf. Habe Dank für diesen Augenblick! sagte er mit himmlischer Verklärung in den hellblauen Augen: Ja, meine Schwester! Und Fahrnau, mein Bruder! Euch gehört mein Leben! In euch allein fühle ich es noch! — Und nun noch eine Bitte! Gib mir, meine fromme Schwester, deinen Segen auf die weite Reise!

Julius! Was denken Sie?

Schlage mir die Bitte nicht ab! Es ist meine letzte. Er kniete vor mir. Ich legte die Hand auf seine Locken, blickte weinend und bethend zum Himmel — ach ich hätte für meinen Adolph nicht brünstiger bethen können! — und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über ihn. Er stand langsam auf, schüttelte mir noch

einmahl die Hand — und war fort. Mich aber übermannte ein so unendlicher Schmerz, daß ich ihm nicht folgen konnte, sondern auf den Rasensitz sank, und in Thränen zu vergehen glaubte.

Nach einer Weile hörte ich leise Tritte. Es waren die Kinder, beyde weinend. Tengenbach hatte sie aufgesucht. Er hatte Adolph ein sehr schönes englisches Etui zum Zeichen, Marien ein prächtiges Kreuz von Diamanten gegeben. Nimm dieß Kreuz zum Andenken eines Menschen, hatte er ihr gesagt, der in seinem Leben viel gelitten hat! Möge Gott dich vor dem wirklichen bewahren! Und kommt es über dich, so lerne von deiner Mutter, wie du es als Christinn und brave Frau tragen sollst! Dann hatte er beyde weinend und innig umarmt, sich auf's Pferd geschwungen und war den Schloßberg hinabgesprengt.

So war er fort! Wir weinten alle drey noch lange zusammen, und ich fühlte mich zuletzt so angegriffen, daß ich mich niederlegen mußte. Die Kinder saßen still am Fenster. Jedes betrachtete sein Abschiedsgeschenk, das ihm keine Freude gewährte; denn sie hatten Julius lieb gehabt, wie einen älteren Bruder.

Nun ist es so einsam, so schauerlich um uns, und aller Schmerz um den entrissenen

Vater und Gemahl erneuert sich bitterer in diesen frischen Wunden. O meine liebe Clara! Werde ich nun bald genug verloren haben? Was bleibt mir denn noch auf der Welt außer meinen Kindern und Dir, die Du ohnedieß so gar weit von mir bist? Gott beugt mich sehr tief. Er weiß, wozu auch das nützt, und ich halte still; aber ich fühle mich sehr unglücklich. Freuden habe ich längst nicht mehr gekannt; jetzt ist auch meine stille Ruhe entwichen, und ich empfinde eigentlich nichts, als daß mir überall und in jeder Beziehung etwas fehlt.

Neunter Brief.

Lothar an den Obersten Fierolles.

Aus der Residenz den 26sten May 1813.

Sehr ärgerlicher Weise hat meine Mission mich gerade in den glänzenden Tagen des neu eröffneten Feldzugs hierher zu unthätiger Muße verdammt, und ich sitze in der großen Stadt unter diplomatischen Gesichtern, politischen Wetterpropheten und zankenden Weibern, indeß unser Heer die Erstlingsblüthen der Siegespalme pflückte, und Alles sich wieder in das gewohnte und nothwendige Geleise fand. Die Träume der Weltbefreyer, die auf ein vorübergehendes Unglück ihre sanguinischen Hoffnungen zu kühn bauten, sind nun in ihrer ganzen Nichtigkeit bloßgestellt. Nie und nimmer werden die Deutschen Fürsten dem angestammten Streben nach Vereinzelung, das sich geschichtlich in den Germanischen Stämmen nachweisen läßt, entsagen, um sich in Einen großen Bund gegen uns zu vereinigen. Diese Furcht, die sich auch Deiner

vor einiger Zeit zu bemächtigen anfing, kannst Du nun aufgeben. Die Schläge bey Lützen und Bautzen haben die Träumer aufgeschüttelt, und der Rausch der Deutschheit wird eben so spurlos verfliegen, wie er kopf- und zwecklos sich erzeugte.

Dein letzter Brief hat ebenfalls etwas ärgerlich auf mich gewirkt. Laß Dich doch nicht von allzugroßer Zärtlichkeit gegen Deine schöne Freundinn verleiten, Dich dienstfertig in die klatschhaften Angelegenheiten dieser Weiberseelen zu mengen! Was geht es Bertha an, wie ich mit Rosalien stehe, und ob ich ihr eine Andere vorziehe, oder nicht? Daß doch die Weiber gar so gern ihre Hände in fremden Geschäften haben, und wenn sie nicht regieren können, doch wenigstens ordnen und schlichten wollen!

Dir darf und will ich kein Geheimniß aus dem machen, was ich thue oder empfinde, obwohl es mir nicht wichtig genug schien, von so kleinlichen Angelegenheiten mit Dir zu reden.

Rosalie ist verblüht, sie kränkelt, ihr Geist, das frische, rege Leben, das sie in Italien und früher auch hier bewegte, ist entwichen, und hat einer krankhaften Reizbarkeit Platz gemacht. Eine klagende Stimmung läßt sie Alles in düsterem Lichte sehen, über Allem schwer werden, und

daher auch Alles schwer nehmen. Ich kann nicht läugnen, daß sie mich durch dieses Betragen von sich scheucht, und sie irret sehr, wenn sie meint, daß Vorwürfe oder Mitleid mit selbst erregten Schmerzen mich zurückbringen werden.

Ida ist allerdings ein ganz anderes Wesen. Verstand, Talent, frischer Jugendreiz und eine klare, sichere Beurtheilung der Welt machen sie zur Antipodinn unserer Dichterinn. Aber laß Dich von den Ansichten der Weiber nicht verleiten, hier auf etwas Tieferes zu schließen, als auf ein gleiches Wohlgefallen am Anziehenden, das mich früher bey Rosalien festhielt! Auch Ida hat ihren Werth, wie ihn Rosalie hatte. Die zarte Rose hat ihren Reiz, wie die glühende, stolze Nelke. Jene hat ein heißer Sommertag welken gemacht, diese prangt in dauerhafterer Blüthe. Am Ende sind sie alle Blumen, geschaffen, uns zu ergötzen und zu verwelken.

Mache von diesen Geständnissen den Gebrauch, den Du willst, und schreibe Deiner Freundinn, was Dich gut dünkt, wenn Du anders Dein Unterhändleramt fortsetzen willst! Besser wäre es auf jeden Fall, Du ließest es. Mögen die Frauen klatschen, überlegen, Plane machen und calculiren! Wir sollen uns damit nicht befassen. Leb wohl!

Zehnter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 2ten Junius 1813.

Dein letzter Brief hat mir sehr wehe gethan. Du wolltest das nicht, liebe Bertha! Du wolltest nur rathen, helfen. Ich verstehe Deine Absicht wohl, und danke sie Dir; aber ich kann auch die leiseste Berührung meines Inneren jetzt nicht vertragen. Ich bin krank, Bertha! sehr krank, obwohl ich nicht zu Bette bin, nicht einmahl zu Hause bleibe, und mich mit todtwunder Seele in unseren Gesellschaften herumschleppe. Das ist eben der eigentlich tödtliche Character des allergrößten Leides auf Erden, daß es keine Mittheilung verträgt, und daß es sich nicht allein dem Auge der Menschen, sondern auch dem Auge der Freundschaft verbergen muß!

Ja, ich gehe in die Welt. Diese boshaften, tückischen, diese pflicht- und treuvergessenen Seelen sollen den Triumph nicht haben, als hätte es ihnen gelungen, mein Herz zu zerfleischen. Ich putze mich sorgfältiger, als je, und Schminke und andere Toilettenvortheile verhüllen die Verheerungen des Grams an meiner Gestalt. O, ich bin noch schön! Das sagt mir nicht allein mein Spiegel, es sagen mir's die Huldigungen so Vieler, deren Herzen ich besitzen, beherrschen könnte, wenn ich wollte, und die ich alle — alle hingäbe um Einen Tag aus der Vergangenheit!

Man hat es mannigfach versucht, mich zu kränken. Ich verachte die Armseligen; aber ich will ihnen zeigen, wer diejenige ist, die sie sich mit ihrem kleinen Maßstabe zu messen erkühnen. Ich will noch einmahl in die goldenen Fäden meines Saitenspiels greifen, noch einmahl sie von allen den nahmenlosen Gefühlen ertönen lassen, die meine wunde Brust bewegen. Aushauchen will ich meinen Schmerz, ausströmen mein unendliches Leid, unter dunkeln Bildern will ich mein böses Schicksal klagen, und kein Lied soll mir so gelungen haben, keines so geeignet seyn, jedes fühlende Herz zu ergreifen und in seinen innersten Tiefen zu erschüttern! O, daß ich un-

ter diesen Klängen vergehen könnte, wie Herders sterbender Schwan, als er die Leyer seines Gottes vernahm, und, von diesen Tönen aufgeregt, es selbst versuchte zu singen, und in dem Singen verging!

O seliger, seliger Tod, so in Klängen zu sterben! Ja, ich sehne mich nach dir! Die Welt ekelt mich an, das Leben hat nichts, gar nichts für mich!

Leb wohl, meine Bertha! Schreibe mir bald wieder, aber nichts von guten Rathschlägen, wie ich mich gegen Lothar, über den ich ja nicht zu klagen habe, oder gegen jene Übermüthigen, die mich verfolgen, benehmen soll! Das läßt sich schwer aus der Ferne beurtheilen, und kaum in der Nähe gehörig thun. Darum nichts, nichts mehr von solchen Gegenständen!

Eilfter Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihren Bruder Friedrich.

Aus der Residenz den 3ten Junius 1813.

Obwohl Du mir, als ein sehr bequemer Herr, auf zwey Schreiben noch immer nicht geantwortet hast, will ich doch auch jetzt noch Gnade für Recht ergehen lassen, und Dir wieder einen langen, ausführlichen Brief schreiben, damit Du in Deiner entfernten Garnison vernehmest, wie es mir hier im Mittelpunct lebhaft wirkender Kräfte und beständiger Abwechslungen gehe.

Ob und wie lange Du noch in dieser Unthätigkeit und Entfernung vom Schauplatz der grossen Begebenheiten bleiben wirst, ist ungewiß. Ein geheimnißvolles Dunkel liegt auf dem Ganzen, und wichtige Unterhandlungen scheinen sich dahin anzulassen, daß Alles friedlich gelöset, die aufgeregten Streitkräfte wieder in Ruhe gethan, die Klügeren und Mächtigeren sich auf Unkosten der voreiligen Schwachheit bereichern, oder viel-

mehr ihre Neutralität sich theuer bezahlen lassen, und so die Dinge wieder in den vorigen Zustand zurückkehren werden.

Bis jetzt hat die Woge des Kriegs unsere Güter verschont. Auch hier ist nichts von seinen Verwüstungen, aber wohl Manches von seinem regen Treiben und seinen glänzenden Begleitungen zu spüren. Viele angesehene französische und verbündete Offiziere und Diplomatiker sind hier. Der Hof ist auf seinem Lustschloß, um welches herum sich das glänzendste Leben verbreitet. Wer nur immer kann, nimmt daran Antheil. Daß ich es nicht versäume, kannst Du denken, und wahrlich, ich glaube, der, dem Geburt, Naturgaben und Reichthum Anspruch auf diese Freuden und die Möglichkeit verschaffen, sie zu genießen, müßte entweder stumpfsinnig, oder sehr schwach seyn, wenn er sich von fremdem Eigensinn daran hindern ließe.

Ich habe dieserwegen einige widerwärtige Auftritte mit Lichtwerth gehabt, und es hat Mühe gekostet, meine gerechten Forderungen an Lebensgenuß und anständige Existenz gegen die ängstlichen Rücksichten seiner Geldliebe — um kein härteres Wort zu brauchen — durchzusetzen. Es ist doch erbärmlich, wenn ein Mensch sich

durchaus auf keinen höheren Standpunct zu stellen, immer nur das Bedürfniß des Augenblicks mit beschränkter Ansicht zu bemessen im Stande ist, und jede Zukunft, jede Anstrengung, die ihren Lohn in einiger Entfernung mit sich bringt, als etwas Ungeheures betrachtet, das zu unternehmen Thorheit ist.

Indessen ich bleibe hier. Lichtwerth hat mir tausend Dukaten da gelassen, um bis zum Ausgang der großen Dinge, die sich wahrscheinlich bald entscheiden werden, hier mit Anstand zu leben. Er für seine Person ging nach Hause, um auf seinen Gütern nachzusehen, und ich kann das nicht bedauern, da es hier doch immer einige unangenehme Collisionen gegeben hat. Jetzt, nachdem der Schritt geschehen, und er nicht durch tägliche Reibungen aufgereizt ist, schreibt er mir recht zärtliche Briefe, und wir stehen auf excellentem Fusse.

Mein letztes Schreiben hat Dich schon von einigen verunglückten Versuchen der berühmten Frau, ihren vorigen Platz in der großen Welt zu behaupten, unterrichtet. Ich, und noch einige Damen, welchen ihre Anmaßungen längst unerträglich waren, thun, was wir können, um sie fühlen zu lassen, daß nicht mehr Alles so steht,

wie ehemahls, und die erklärte Maitresse des Obersten Lothar die Achtung nicht mehr fordern kann, welche man der zwar zweydeutigen, aber doch ziemlich anständigen Frau des pohlnischen Edelmanns zugestand, die ihren damahligen Liebeshandel mit dem Gemahl einer Andern wenigstens unter dem gehörigen Schleyer des Geheimnisses trieb. Zu Hause mag ein Jeder thun, was ihm beliebt; die äußeren Formen aber fordern Achtung, und wehe dem geselligen Leben, wenn diese einmahl ungescheut und überall verletzt werden dürften!

Mir ist sie entschieden feind. Das begreift sich leicht. Ich stehe zu blendend vor ihr, und zu den kleinen Talenten, womit ich den aufgedunsenen Ruhm ihrer Schriftstellerey aufwiege, gesellt sich bey mir ein heiterer Sinn und eine klare Lebensansicht, die ihrem verworrenen Gemüthe ewig gefehlt hat, und deren Mangel jetzt aus mehr als Einer Ursache bey ihr noch fühlbarer wird. Sie eifert mit mir. Das schreibt sich schon aus Italien her. Lothar hat mich in Florenz und Mailand auffallend ausgezeichnet, in ** gau aber, wo uns der vergangene Sommer auf einige Zeit unter recht angenehmen Beziehungen vereinigte, wurden seine Bestre-

bungen um mich um so merklicher, jemehr mein Stolz, und Rosaliens Klagen und Vorwürfe zunahmen. Auf mein Herz wird dieser Mann nie einen Eindruck machen, und ich werde um seinetwillen nie auch nur den Schatten des Anstandes verletzen, oder vergessen, was ich mir schuldig bin. Aber eben diese Zurückhaltung scheint ihn noch mehr aufzureizen, und die schwere Eroberung für den allgemeinen Sieger unseres Geschlechts noch mehr Werth zu haben. Indessen belustigt mich das Spiel. Lothar ist eine der bedeutendsten, und vielleicht jetzt die bedeutendste Figur am hiesigen Hofe. Seine diplomatische Mission richtet die Augen des Fürsten und aller Minister auf ihn, und, was man vor zwey Jahren aus geheimer Furcht für ihn that, geschieht jetzt öffentlich mit Pomp. Er erscheint überall an der Seite des Fürsten, man gibt ihm zu Ehren Feste, er ist der Mann des Tages, und dieser Mann, den schon dieser Umstand allein merkwürdig machen würde, der aber mit seiner politischen Wichtigkeit so viel Geist, und so viel Originalitat vereinigt, daß er auch dadurch allein gelten könnte, bewirbt sich vor dem ganzen Hofe um meine Gunst, und ich bin es, der alle Huldigungen, welche er überall einnimmt, als

ein köstliches, aber darum doch vergebliches, Opfer zu Füssen gelegt werden.

Wie das auf seine verlassene Schöne wirkt, kannst Du denken. Sie härmt und quält sich ab, und biethet jeden Überrest ihrer veralteten Reize auf, den Entronnenen wieder in ihre Netze zurückzuziehen. Das ist wohl eine vergebliche Mühe, und so wenig ich im Grunde ihrem Herzen diesen Besitz streitig zu machen wünsche, so finde ich es doch recht, und des Beyspiels wegen gut, daß ein so gesetzloser Wille, der jederzeit nur von seinen Launen und Leidenschaften Befehl annahm, gezüchtigt werde.

Wie lange das noch dauern wird, weiß ich nicht, denn ich weiß nicht, wie lange Lothar und alle die Fremden, die zum Theil sein Hierseyn vereinigt, noch da bleiben werden. Aber ich denke auch nicht daran. Ich genieße den Glanz, die Freuden, die Auszeichnungen, welche der Augenblick mir darbiethet, und die Gesetze des Wohlstandes zu genießen erlauben; ich verliere meine Ehre, und was weibliche Würde von mir verlangt, nicht aus den Augen, und werde, auch wenn der reißende Zeitstrom mir alles das wieder entführt, in der Einsamkeit meines Schlosses nicht unglücklich seyn. Leb wohl!

Zwölfter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Lothar.

Aus der Residenz den 4ten Junius 1813.

Seit acht Tagen hast Du mich nicht besucht, und auf zwey Briefe habe ich keine Antwort. Ich bin krank, kein Schlaf erquickt mich, und die Natur in ihrer Frühlingspracht ist ein weites Grab für mich. An Deine Liebe mache ich wohl längst keine Ansprüche mehr, aber auf Deine Freundschaft und Theilnahme habe ich ein heiliges Recht. Bedenke, Lothar, was Du mir warst, und was ich um Deinetwillen gelitten! Rufe Dir die Zeit in Florenz zurück, als ich an Deinem Lager wachte, und jeden Hauch Deiner gepreßten Brust, jeden Blick Deiner halbgebrochenen Augen mit der Ängstlichkeit verzweifelnder Liebe beobachtete! Denke an die Himmelsstunden, in welchen wir Dein Wiedererwachen zum Leben an den blühen-

den Ufern des Arno feyerten! Laß die wesenlosen Schatten jener Gefühle, mit welchen Du damahls mich an Deine Brust drücktest, aus ihren vergessenen Gräbern hervorgehen! Laß sie sich um Dich reihen, und Dich für mich nur um Eine, Eine Stunde der Zusammenkunft bitten! Ich habe sehr nothwendig mit Dir, und zwar über Etwas zu sprechen, was ich einem Briefe nicht anvertrauen kann. Sonst würde ich Dir — bey aller billigen Rücksicht, die die einst geliebte Freundinn jetzt noch fordern könnte — auch diese kleine Mühe nicht machen.

Dreyzehnter Brief.

Lothar an Rosalie von Sarewsky.

Aus der Residenz den 4ten Junius 1813.

Es ist eben so befremdend als unangenehm, liebe Sally, sich ewig mißverstanden, in diesem Mißverständniß angeklagt, und mit Vorwürfen bestürmt zu sehen, die man auf keine Art verdient. Ich werde heute Abends um sechs Uhr bey Dir seyn, und es wird mich freuen, Dir durch das Vergnügen, womit ich Deine Aufträge übernehme, zu zeigen, daß ich nicht aufgehört habe, Dein Freund zu seyn. Übrigens, meine schöne Freundinn, will auch ich Dir jene unzähligen Gespräche zurückrufen, die wir zusammen hielten, und deren Zweck kein anderer war, als Dich, wo möglich, auf den richtigen Gesichtspunct zu stellen, von welchem aus jeder Mensch, dem seine Ruhe und sein Glück lieb ist, die Welt,

die Menschen und sich selbst betrachten muß. Es ist eben so sehr Täuschung, jene Bilder, die uns eine unnatürlich aufgereizte Phantasie vorspiegelt, für echte Auffassungen, für wirkliche Gegenstände außer uns zu halten, als es zweckwidrig ist, unsere Freunde, die uns lieben sollen, und deren wir bedürfen, nach diesen Träumen zu beurtheilen, und zu — quälen. Das, schöne Sally, vergiß nie, und zähle zuversichtlich, wenn Du meiner bedarfst, auf Deinen alten Freund!

Vierzehnter Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihre Mutter.

Aus der Residenz den 5ten Junius 1813.

Ich habe Ihnen neulich geschrieben, daß Lichtwerth es für nöthig fand, auf seine Güter zu reisen, und ich, weil mir diese Reise ganz zwecklos, und eine bloße Folge seiner Liebe zu Einschränkungen schien, hier blieb. Ich kann diesen Entschluß nicht bereuen. Was sollte ich wohl unter den Unruhen und Verwirrungen bald vorbald rückwärts sich bewegender Heere, unter dem Geschrey von Vaterlandsliebe, Freyheit u. s. w. und unter dem Getümmel aller der Anstalten für Verwundete, Kranke, Ausziehende, Heimkehrende, die dort von der Dame bis zur Waschfrau herunter alle Köpfe mit eitlem Dunst, und alle Hände mit unnützen Arbeiten füllen? Aber Eine unangenehme Folge meines Schrittes hatte ich doch nicht vorgesehen, und an ihre Möglichkeit, um aufrichtig zu reden, nicht gedacht. Es ist diese, daß ich dem Schein nach weniger beschützt

und den Angriffen unternehmender Kühnheit mehr ausgesetzt bin. Wie seltsam ist doch das Urtheil der Welt! Welcher Mann, und sey er noch so klug, so selbstständig und achtungswerth, wird seine Frau vor falschen Schritten bewahren können, wenn es ihr eigenes Bewußtseyn nicht thut? Und nun vollends Lichtwerth!

Dennoch ist es so, und ich empfand es mit einem sehr unangenehmen Gefühle gleich in den ersten Tagen nach Lichtwerths Abreise, der nun freylich durch die Art, wie er von meinem Hierbleiben und seiner Einsamkeit auf dem Lande sprach, unverständiger Weise die Welt auf einen Zwiespalt in unseren Ansichten aufmerksam machte, der ihr durch meine Klugheit und mein Betragen ewig hätte verborgen bleiben können. Vor andern glaubte der Oberste Lothar, dem ich und mein Mann von Italien her mannigfach verbunden sind, der es aber bisher nicht gewagt hatte, den Vorzug, den er mir vor allen Frauen gab, anders, als durch ein höchst ehrerbiethiges Betragen zu beweisen, sich berechtigt, mir seine Huldigungen bemerklicher zu machen, und sich so zu benehmen, als läge etwas in meiner Handlungsweise, das uns einander näher brächte.

Sobald ich dieß merkte — und Sie wissen,

mein Stolz, war immer wachsam — ließ ich ihn fühlen, daß er mich nicht mit dem großen Haufen der Weiber vermengen, und vor Allem nicht nach seiner berühmten Freundinn beurtheilen dürfe. Er empfand alsogleich, was ich in mein Betragen gelegt hatte, und war klug genug, sich in die gehörigen Schranken zurückzuziehen; aber ich kenne ihn zu gut, um nicht zu fürchten, daß er zu seiner Zeit und an seinem Ort wieder versuchen wird, was jetzt nicht gelang, und ich muß daher sehr auf meiner Huth seyn.

Übrigens geht es mir hier trefflich, und ich führe ein höchst angenehmes Leben. Wie lange es dauern wird, weiß ich nicht; denn wenn es Lichtwerth einfallen sollte, mich ernstlich zurück zu berufen, würde ich doch gehen, weil ich glaube, ich wäre dieß mir selbst und meiner Würde schuldig. Doch hoffe ich das Beste von meinem Einfluß auf Wilhelms Gemüth, und von der Einsicht, die sich ihm zu Hause aufdringen muß, daß jetzt einmahl dort unter kranken Feinden und Freunden, und unter dem Gewirre sich rüstender Heere kein schicklicher Platz für seine junge und ausgezeichnete Frau sey.

Fünfzehnter Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

** den 15ten Junius 1813.

Woher Dir eigentlich mein Brief kommt, kann Dir gleichgültig seyn. Du kennst die Züge meiner Hand, und weißt, daß es Dein Freund ist, der Dir schreibt. Die Hälfte meines Vorhabens ist ausgeführt. Ich habe es vermocht, mich von Leonoren zu trennen, und hinter den Felsengipfeln, die ich hier von meinem Fenster aus sehe, liegt das feste Schloß L' Avanche, das ihren Mann gefangen hält. Er ist nicht nach Grenoble, wie man Dir in Mailand, vielleicht, um Dich von der Spur abzubringen, gesagt hat, sondern hierher gebracht worden. Aber hier endet die unmittelbare Macht seines Verfolgers, und ich kann hoffen, auch die zweyte Hälfte meines Plans gelingen zu sehen.

Leonore ahnet nichts davon. Sie durfte es nicht wissen. Ihrer Meinung nach bin ich auf meinen Gütern bey Dir, und dann in Mailand, um meine Geschäfte zu schlichten und mich gelegentlich nach ihres Mannes Aufenthalt zu erkundigen. O mein Bruder! Welche Stunde war diese letzte, die ich bey ihr zubrachte! Sie weiß nun Alles, meine Empfindungen für sie, meinen Schmerz, meine Entsagung, nur meinen Vorsatz nicht, und diesen soll sie auch nie erfahren, wenn er nicht gelingt. Gehe ich darüber zu Grunde, ohne ihn auszuführen, so bleibt ohnedieß Alles still und stumm, wie das Grab, das den kühnen Abenteurer bedeckt. Wird Fahrnau frey mit mir, ohne mich, so wird er, der Glückliche! ihrem liebenden Herzen der willkommenste Bothe seyn. Er melde ihr, was geschehen, er fliege dann in ihre Arme, sie wird selig durch seinen Besitz, und der Endzweck meines Daseyns ist erfüllt; denn ich habe einen Vater und Gemahl seiner trauernden Familie zurückgegeben, und dem edelsten Herzen auf Erden den liebsten Wunsch erfüllt.

Einen Trost habe ich mit mir genommen. Sie ist mir gut, und vielleicht mehr als das. Aber ich hüthe mich, den Himmelsglanz, den

diese Vermuthung in sich trägt, mit vorwitzigem Blick zu enthüllen. Er würde mich blenden, entzücken, ohne mich wahrhaft zu erfreuen. Soll ich triumphiren, wenn auch in ihrer Brust eine Flamme brennt, eben so hoffnungslos und eben so marternd, wie in meiner? Nein! Ich verschließe mein Auge diesem zu schönen Schimmer, mein Ohr dem schmeichelnden Flüstern einer zu süßen Stimme. Nein! Sie soll, sie wird mir nichts anderes seyn, als was sie aussprach: meine Schwester!

Und doch! Wenn ich mir alle Laute, alle Blicke, alle Bewegungen jenes letzten Abschieds zurückrufe! O mein Gott! Soll ich denn, so verarmt an Lebensglück, so bereit, auch seinem Rest sammt dem Leben selbst zu entsagen, so willig, die stolzeste Hoffnung auf dem Altar fremden Glückes zu opfern — soll ich auch nicht zuweilen mich an dem Gedanken weiden dürfen: Sie war Dir mehr als gut, sie liebte Dich mit einer lebhafterern, als Geschwisterliebe?

Ja! Ich will es denken, und ihr alle meine Kräfte, mein Leben weihen. Diese Liebe, rein, wie die der seligen Geister, kann nur zu Gutem begeistern, und ich überlasse mich furchtlos ihrem Zuge.

Ich habe meine Erkundigungen eingezogen. Das Schloß ist nicht gar zu streng bewacht. Man hält nebst Fahrnau noch ein Paar andere Staatsgefangene dort, bis die Gemächer in Grenoble zu ihrem Empfang bereit sind. Immer muß aber, was geschehen soll, bald gethan werden, denn auf der Festung möchte es mehr Mühe kosten, ja vielleicht unmöglich seyn, was man hier noch zu bewirken hoffen kann. Von außen sehen die Felsen steil genug aus, und das Schloß sitzt wie ein Adlernest darauf. Doch dem ernsten Willen ist nichts unmöglich, und das Wichtigste von Allem ist, mir bey dem Gefangenen selbst Glauben und Zutrauen zu verschaffen. Das ist jetzt mein eifrigstes Sinnen. Schon sind einige Schritte gemacht, und binnen drey Tagen muß Alles entschieden seyn. Auf jeden Fall hat mein Reitknecht die nöthigen Weisungen. Er bringt Dir bey schlimmem Ausgang meine Brieftasche, und mein letztes Schicksal. Leb wohl!

Sechzehnter Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Aus der Residenz den 25sten Junius 1813.

Ich habe mein stilles, ach! jetzt so einsames Rosenstein verlassen. Es war der Rath und Wunsch meines geschiedenen Freundes, und ich weiß sein heiliges Andenken durch nichts besser zu ehren, als durch die Befolgung seiner Ansichten, die ja immer, seit er sich meines trüben Schicksals annahm, mir gut und tröstlich waren.

Acht Tage nach seiner Abreise von Waldemuth erhielt ich durch seinen Oheim einen Brief von ihm. Er war kurz, gefaßt, ja, er sollte ruhig seyn; aber mein Herz verstand doch die Laute seines Schmerzens, die mitten durch diese gelassenen Accorde durchklangen. Er hatte auf dem Wege nach seinen Gütern theils die verläß-

liche Nachricht von der Annäherung des feindlichen Heeres gegen unsere friedlichen Berge erhalten, theils die Vorbothen desselben selbst getroffen. Unter diesen Umständen, wo die Woge des Kriegs sich mit irgend einer plötzlichen Wendung leicht bis in meine Gegend verbreiten konnte, hielt er es nicht für rathsam, daß ich allein, eine schutzlose Frau, mich allen den unabzusehenden Verlegenheiten und Unschicklichkeiten bloßstelle, die unvermeidlich seyn würden, wenn die feindlichen Schaaren bis hierher kämen. Er bath mich, diese Sorge für uns von seinem Herzen zu nehmen, und uns mit dem, was wir zu retten für gut fänden, in die Residenz zu begeben.

Ich sah die Richtigkeit seiner Gründe wohl ein, und dankte dem treuen Freund, der auch aus der Abwesenheit seine liebende Sorgfalt über uns erstreckt. Und hätte ich sie auch nicht eingesehen, ich würde doch gethan haben, was Julius wünschte, denn ich vertraue seiner höheren Einsicht, und möchte gern durch meine Folgsamkeit sein besorgtes Herz erleichtern. Aber es that mir weh, mich auch noch von dem geliebten Aufenthalt zu trennen, nachdem ich in kurzer Zeit von so viel Theurem getrennt worden war.

Dort war ich einst so glücklich gewesen! Dort waren meine Freuden und meine Schmerzen einheimisch, und ich versank so gern in wehmüthige Träume an den Stellen, wo Ludwig, wo später Julius gewandelt, wo mein Herz von so mancherley verschiedenen Gefühlen bewegt worden war! Das waren Heiligthümer meines Glückes oder Kummers, und alle mir so lieb!

Doch habe ich sie verlassen. Man gewohnt endlich Alles, auch das Härteste, und ich glaube, ich könnte jetzt ohne sehr großen Schmerz allem meinem Besitzthum, Allem, was mir werth ist, und was mich einst ergötzte, selbst meiner Staffeley entsagen; denn das Gemüth stumpft sich ab, und die Fähigkeit des Leidens nimmt mit der Übung darin zu. Nun habe ich nur Eine Stelle noch, wo ich schmerzlich zu verwunden wäre, und diese — O mein Gott! mein Gott! Du wirst mir doch meine Kinder lassen!

Vergib diese Abschweifung, liebe Schwester, auf welche meine Wehmuth mich führt! Ich komme mir vor, wie ein trauernder Wanderer, der in trüben Gedanken durch den Wald schweift, und den die dunkelsten Schatten, die einsamsten Thäler, die wildesten Klüfte am liebsten locken, und von seinem Pfade abziehen.

Gleich mein erster Empfang in der Stadt hatte etwas Peinliches für mich. Fräulein Ringstern, die Hofdame unserer Fürstinn, ein liebenswürdiges Mädchen, mit dem ich mich immer in schriftlichem Verkehr erhielt, hatte meinen Auftrag übernommen, mir eine Wohnung zu verschaffen. Aber die gleiche Verlegenheit hatte gar manche Familie vom Lande und der Umgegend herein in die Stadt geführt. Zudem ist viele französische Generalität hier, die Quartiere sind selten, und die Ringstern fand kein anderes, als in dem Hause, wo eben jene Person wohnt, der ich am unliebsten in der Welt begegne. Sie konnte das wohl aus den Geschichten der früheren Zeit wissen, und wußte es auch, denn sie machte, ohne diesen Grund zu berühren, sehr viele Entschuldigungen über die Wahl. Indessen mußte der Vortheil einer anständigen und nicht zu theuren Wohnung in dieser dringenden Zeit jede andere Rücksicht überwiegen, und ich mich zufrieden geben. Ich bezog mein Quartier, und richtete mich ein.

Stelle Dir mein Erstaunen und mein widriges Gefühl vor, als ich gleich in den ersten Tagen diese Person, ganz verblüht, merklich gealtert, und mit allen Spuren einer völlig verfal-

lenen Gesundheit unter dem Thorweg begegnete, wo sie, von einem ihrer Bedienten unterstützt, langsam zu ihrem Wagen ging! O wie viel Grund ich auch habe, ihr gram zu seyn, dieser Anblick entwaffnete meinen Unwillen, und unfreywillig erwiederte ich ihren achtungsvollen Gruß mit Freundlichkeit. Sie schien das zu fühlen. Ihre bleiche Wange überzog ein sanftes Roth, sie blieb stehen, und ich sah, daß sie gern mit mir gesprochen hätte. Ich trat auf sie zu, und begrüßte sie mit Worten. Das belebte ihr trübes Auge, und mit leiser Stimme, aber mit jener Lebhaftigkeit, die sie immer bezeichnete, erzählte sie mir, daß sie schon seit langer Zeit, fast seit wir uns nicht mehr gesehen, sehr kränklich sey, daß alle ihre ehemahligen Leiden wiedergekehrt wären, und die Ärzte nicht viel Hoffnung für ihr Leben hätten. Der Ton, in dem sie dieß sagte, war nicht klagend, aber auch nicht ergeben; er war trotzig, möchte ich sagen. Mich ergriff ein unheimliches Gefühl, und unter dem Vorwand, sie nicht lange in der Zugluft des Thorwegs aufzuhalten, schied ich freundlich von ihr.

Seitdem habe ich Manches gehört, was mir diese Erscheinung erklärte. Lothar hat sie, die

ihm Alles, selbst ihren Ruf, aufgeopfert hat, kaltblütig verlassen. Und um wen? Um die schöne, stolze Gräfinn Lichtwerth. Dieses neue Verhältniß soll schon in Italien angefangen haben, und von daher auch Rosaliens Gram und ihre Krankheit datiren. Wir sollen, wir dürfen nicht richten, und von mir wäre es hier vollends frevelhaft, da ich der beleidigte Theil bin; aber einer ernsten Vergleichung mit dem, was Rosalie mir gethan, und ihr nun durch Andere geschieht, konnte ich mich doch im ersten Augenblicke nicht erwehren.

Im Gefühl des Mitleids mit der Unglücklichen, und in der Hoffnung, daß vielleicht mein Umgang ihr einigen Trost verschaffen könnte, ward gleich darauf der Gedanke in mir lebendig, jede Abneigung zu überwinden, alles Vorgefallene zu vergessen, und zu ihr zu gehen. Die Ringstern, welche aus einigen Worten meine Absicht ahnen mochte, machte mich hierauf näher mit allen Umständen bekannt. Die unglückliche Leidenschaft für diesen Lothar, der sich ihres Zutrauens, ja, jeder ihrer Fähigkeiten so ganz zu bemeistern wußte, daß sie wie ein willenloses Kind seinen Winken folgte, hat sie über jede Rücksicht verblendet, die sie sich selbst

schuldig war. Sie hat sich — das waren die eigenen Ausdrücke der Ringstern, die keiner Verleumdung wie keiner Leichtgläubigkeit fähig ist — sie hat sich zu seiner Maitresse erniedrigt. Ihr Ruf ist zerstört. Es sind ihr bereits in einigen Gesellschaften Unarten angethan worden, indem böse, oder hochmüthige Weiber ihren Stolz darein setzten, die einst so glänzende Frau, von der sie so oft verdunkelt worden waren, nun die Überlegenheit ihres unbefleckten Rufes fühlen zu lassen. Kurz, die Ringstern überzeugte mich, daß mein Vorhaben nicht ausführbar, und mit dieser Sarewsky kein freundschaftlicher Umgang anzuknüpfen sey, wenn man nicht die Meinung der Welt über sie theilen wollte.

Ich vermeide es also, in irgend eine Berührung mit ihr zu kommen, denn von mir müßte jede Zurückweisung, ja jedes Ablehnen einer freundschaftlichen Annäherung ihr doppelt schmerzlich seyn; aber ich beklage sie von Herzen.

Wie kann ich es auch jetzt noch wagen, sie zu verdammen? Wie könnte ich jetzt, jetzt noch über Fahrnau's Schuld gegen mich streng absprechen? O wie schwach ist das menschliche Herz, und wie lauert der Feind in seinen verborgensten Tiefen, um uns in unbewachten Augenblicken

zu überfallen und zu besiegen! Wie unmerklich und unwiderstehlich ist die Macht der Gewohnheit, des öfteren Zusammenseyns! Und endlich, welche zauberhafte Gewalt übt das Bewußtseyn, geliebt zu werden, über unser ganzes Empfindungsvermögen aus, und raubt uns zuerst die Unbefangenheit, und endlich die Sicherheit des Benehmens! Ich greife, durch die Erfahrung in der letzten Zeit belehrt, in meine eigene Brust, und Ludwig steht freygesprochen vor mir, verklärt durch die Leiden, die er erduldet hat und noch erdulden muß, und achtungswerth durch die Kämpfe, die er lange gegen das offene Andringen eines verführerischen, nur zu lockenden Zaubers kämpfte.

Ja, liebe Schwester! Auch ich habe mich anzuklagen. Laß es mich Dir bekennen, und meine Schwäche und mein Erröthen an Deiner schwesterlichen Brust bergen! Julius ist mir mehr geworden, als er sollte. Ich vermochte in der letzten Zeit nicht mehr, ihn ganz mit der Ruhe zu betrachten, die mir als der Gemahlinn eines Andern ziemte; ich nannte ihn Bruder, und hinter diesem scheinbar kälteren Nahmen verbarg sich ein Gefühl, dessen Stärke und Wärme ich erst in der Stunde des Abschieds und an den

bitteren Schmerzen der Entfernung erkannte. Ja, ich stand auf dem Puncte, meiner Liebe für Ludwig untreu zu werden, und einem Andern ein Gefühl zu weihen, das nur Jenem gehört. Was mich vor tieferer Verirrung, vor größerer Gefahr bewahrte, war nicht meine Kraft, nicht mein Kampf. Ach, ich that nicht einmahl so viel, als Ludwig! Es waren die Stärke und die Tugend meines Freundes, die ihm die Macht gaben, sich von mir loszureißen, und mir durch diesen unendlichen Schmerz die volle Einsicht meiner Schwäche zu geben.

Und ich sollte Ludwig noch ferner anklagen, und Rosalien richten?

Nein! Fern bleibe dieß vermessene Beginnen! Wer wahr genug ist, seine eigene Schwäche zu erkennen, und muthig genug, sie sich selbst zu gestehen, der wagt es nicht, über Andere abzusprechen, er findet in den tiefverborgenen Krümmen der eigenen Brust die Rechtfertigung des fremden Vergehens, und lernt Demuth aus dem Gefühl eigener Schwäche.

In dieser niederbeugenden Erkenntniß, und zugleich in dem heiligen Entschluß, mein zu zärtliches Gefühl für den edelsten Sterblichen zu bekämpfen, in dem Vorsatz, diese Neigung, und

jede Hoffnung, den theuern Freund je wiederzusehen, willig und ohne Reue auf den Altar der Pflicht zu opfern, und ihm auf ewig zu entsagen, in diesem Drang von Gefühlen und Vorsätzen wage ich es, meine Hände bittend zu Gott zu erheben, und seine Güte, seine grenzenlose Vatermilde um die Freyheit, um die Zurückgabe meines Gatten zu flehen!

Siebenzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

* * den 30sten Junius 1813.

Ich bin frey! Ich athme die Luft des Himmels, die Natur liegt weit und groß um mich her, ich bin dem thätigen Leben, ich bin der Theilnahme an dem großen Werke, das sich jetzt bereitet, ich bin meinen Kindern wiedergegeben!

Alles das verdanke ich der Entschlossenheit, der Großmuth eines Mannes, den ich, dieß abgerechnet, für meinen Feind erkennen muß, und es hat ein so großes Geschenk seyn müssen, um es ihm, wie edel er sich auch dabey benommen, nicht mit gekränkter Seele zurückzugeben und meine Fesseln auf's Neue zu übernehmen.

Du wirst nie errathen, wer mich mit Gefahr seiner eigenen Freyheit, seines Lebens befreyt hat. Es ist der Mann, der mir vor zwölf

Jahren in der feindlichsten Beziehung erschien, und der jetzt wieder, halb segnend, halb verheerend, in das Geschick meines Hauses und meines Herzens gegriffen hat — Julius von Tengenbach!

Alles, was ich seit anderthalb Jahren gelitten, gefürchtet, gehofft, verzweifelt, liegt in vielen Blattern, der einzigen Erhohlung einer düstern Einsamkeit, für Dich gesammelt, und wartet einer günstigen Gelegenheit, die Dir den ziemlich ansehnlichen Pack überliefern soll. O wie gern hätte ich oft nur Eine Zeile, nur Einen Laut meines Daseyns an Dich gelangen lassen! Was hätte ich nicht dafür gegeben, von Leonoren, von Dir, von meinen Kindern unmittelbar Kunde zu haben! Wie die Wellen des Meeres an dem unverrückbaren Fels, so schlugen meine Wünsche, Bitten und Versprechungen an die unerbittliche Macht, die mich in der Blüthe der Jugend und der Kraft heimtückisch und gesetzlos meiner Freyheit und Alles dessen, was dem Leben Werth gibt, beraubte, und in schrecklicher Abgeschiedenheit und Unthätigkeit durch lange anderthalb Jahre hielt.

Wie es eigentlich kam, daß ich in * ach verhaftet wurde, fasse ich noch nicht, oder, besser zu sagen, ich fasse es nicht mehr. Ich war bereits

bey meiner Abreise aus der Residenz von einem Fieber ergriffen, das mir die klare Besinnung, ja die Herrschaft über mich selbst entwand. Den ganzen Gang des Streites zwischen mir und jenem Unwürdigen wäre ich jetzt wohl nicht mehr im Stande zu wiederhohlen. Ich war von Zorn gegen ihn, und von Unmuth gegen eine Regierung entflammt, deren kränkende Eingriffe in die edelsten Rechte der Nationen, wie der Einzelnen, mir in jenen Gegenden erst ganz klar geworden waren. So viel aber weiß ich bestimmt, daß mein Betragen gegen Lothar in den Schranken blieb, die wohl eine Genugthuung für verletzte Privatehre, nie aber die Ahndung oder Einmischung einer öffentlichen Verwaltung zulassen. Nur als man von Verhaftung für ein Vergehen sprach, das ich, und kein ehrliebender Mann für eines halten würde, da loderte der verhaltene Grimm auf, und ich habe vielleicht mir härtere Ausdrücke erlaubt. Doch weiß ich wohl, daß in jedem andern Lande, wo man mich nicht strafbar finden, und daher strafbar machen wollte, auch diese höchstens mit einer Ermahnung gerügt worden wären. Hier war es darauf abgesehen, mich zu verderben. Darum bothen die Civilbehörden meinem Feinde

willfährig die Hand, und, was die gegenwärtigen Offiziere auch mit gerechtem Ehrgefuhl für mich sagten und thaten, blieb fruchtlos. Man verhöhnte mein Anerbiethen, auf Cavalliersparole frey bleiben zu dürfen, man that Alles, um mich zur höchsten Wuth zu reizen, und als man es ziemlich weit damit gebracht hatte, traten die Gensd'armes ein und, man zwang mich in den Wagen zu steigen, der mich auf das Castell führte.

Von dem, was hernach mit mir vorgegangen, habe ich nur durch diejenigen Kunde erhalten, die um mich waren, und die es mir erzählten, als ich, aus einer langen Betäubung erwachend, mich in einem anständigen, aber festvergitterten Zimmer, einen französischen Gensd'armes mit aufgepflanztem Bajonett an der geschlossenen Thüre, und mich selbst auf einer Art von Ruhebette, in unordentlicher Kleidung und ganz erschöpft wiederfand. Man sagte mir, daß ich in einer hitzigen Krankheit durch mehrere Wochen zwischen Leben und Tod geschwankt habe, und daß, als die Wuth der Krankheit nachließ, meine Sinne so zerrüttet waren, daß man an meiner Herstellung in dieser Rücksicht zweifelte. Mit Erstaunen hörte ich,

daß man damahls den 3ten Jänner schrieb. — Ich war im November verhaftet worden. Alle Erinnerungen zwischen dort und jetzt waren versunken, und ich im eigentlichsten Sinn um fast zwey Monathe meines Lebens betrogen.

Ich drang nun darauf, die Ursache meines Hierseyns zu erfahren, und dann vor ein rechtmäßiges Tribunal gestellt zu werden, vor dem es mir nicht schwer werden sollte, mich zu vertheidigen, und meine Freyheit wieder zu erlangen. Diese Hoffnung war auch nöthig, um mich in den ersten Tagen der wiedererlangten Besinnung vor Verzweiflung und vor einem Rückfall, der mir den Tod bringen konnte, zu bewahren. O was vermag die Hoffnung nicht! Sie hielt mich durch lange Monathe hin, während welchen ich, in dem Bewußtseyn meiner Unschuld, dringend verhört, oder freygelassen zu werden forderte. Endlich kam der Befehl, mich zur Abreise fertig zu halten, weil ich mit mehreren wichtigen Staatsgefangenen nach Mantua transportirt werden sollte. Alles, was da in mir vorging, enthalten jene Blätter, in denen ich das Tagebuch eines Unglücklichen für Dich und für die Meinen niederschrieb. Mir schaudert jetzt, in diesen Abgrund zurückzubli-

cken, und doch war er damahls noch nicht am tiefsten.

Auf dem Wege, während welchem wir anständig, unserm Range gemäß, gehalten wurden, erfuhr ich, daß mein Weib in * ach gewesen sey, um sich für mich zu verwenden. Verlange keine Schilderung der Gefühle, die mich bey dieser Nachricht ergriffen! In der Zeit meiner Krankheit waren der Irrthum und die Verblendung wie ein verhüllendes Gewand, das mir die Wahrheit verbarg, von mir gefallen, und jene richtigen Ansichten, die in den letzten Tagen meines Aufenthalts in der Residenz und während meiner eiligen Verfolgung der Pflichtvergessenen sich in mir zu entwickeln anfingen, hatten sich in jener Periode körperlicher Zerstörung und unbewußten Leidens völlig ausgebildet. Leonorens Bild stand, als ich mich wieder zu fühlen im Stande war, in verklärter Herrlichkeit ihrer Liebe und Treue, ihrer Geduld und Nachsicht vor mir. Ich war mir selbst in jedem Sinne wiedergegeben. So mag es Ruggiero zu Muthe gewesen seyn, als er den zauberzerstörenden Ring erhielt, und nun Alles in seinem wahren Lichte vor ihm erschien, die einst blühenden Gärten eine schreckliche Wildniß waren, und Alcina als ein alltägliches Weib erschien.

Urtheile nun, wie mir zu Muthe war, als ich hörte, daß Leonorens Zärtlichkeit sie auch noch zu dieser Reise vermocht habe, und daß man in eben dem Augenblick mich gewaltsam von ihr entfernte!

Aber das war, wie ich Dir schon sagte, nicht der tiefste Abgrund meines Geschickes.

Ich erfuhr bald, daß sie nicht allein gekommen war. Ein Nachbar, ein treuer Freund, Herr von Tengenbach, hatte sie begleitet, die Kinder waren mit. Das Alles fand ich natürlich. Leonore bedurfte eines Geleites, und es war nichts an der Sache, was meiner ruhigen Besinnung widern konnte, als daß ihr Schützer gerade der Mann war, dem sie einst vor mir hatte angehören sollen. Mir wurmte das, ohne daß ich eigentlich wußte, warum; denn wenn ich gelassen nachdachte, sah ich wohl keinen Grund, mich über dieß zufällige Zusammentreffen zu ärgern. Mein heftigster Schmerz entstand aus der Betrachtung, daß sie, die ich nun wieder mit aller Kraft meiner ersten Jugendgefühle umfaßte, mir so nahe gewesen, um meinetwillen die weite, beschwerliche Reise unternommen, und es mir nicht möglich war, ihr auch nur Ein Zeichen meines Lebens, meiner Liebe zu geben.

Ihre Treue begnügte sich nicht mit dem ersten fruchtlosen Versuche. Ich hörte bald, daß sie mir auch nach Italien gefolgt und in Mailand sey, wo sie und ihr Begleiter sich sehr thätig für mich verwendeten. Ich konnte das edle Benehmen Tengenbachs gegen mich nicht verkennen, aber auch den Gedanken, der sich mir immer mehr und mehr aufdrang, nicht unterdrücken, daß das, was ihn handeln machte, vielleicht nicht sowohl das Gefühl des Unrechts, welches ich erlitten hatte, als der heiße Wunsch sey, von Leonorens Herzen die drückende Sorge um den Vater ihrer Kinder, und das Haupt ihres Hauses zu nehmen.

Ihre redlichen Bemühungen waren fruchtlos, eben so waren es die unsers Hofes, meines Schwagers Lehmbach, und vieler Gutgesinnten in Italien selbst. Ich konnte nicht dahin gelangen, verhört zu werden. Meine Haft war leidlich, nur sehr streng. Keine unmittelbare Nachricht von den Meinen! Keine Möglichkeit, ihnen ein Zeichen meines Daseyns zu geben! Ich sah endlich deutlich ein, was ich vom Anfang her düster geahnet, und immer als eine furchtbare Vorstellung von mir gewiesen hatte, um mir meinen Muth zu erhalten, daß mein Unglück nur das

Werk eines einzigen, übermüthigen Feindes, und ich ein aufgegebenes Opfer seiner Privatrache war.

Mit dieser klaren Einsicht und mit jenen Vermuthungen fing der Abgrund meines Schicksals an, sich immer tiefer zu höhlen. Ich fühlte das ganze Grauen seines unerforschten Dunkels. Ein heißer Schmerz zog mich zu Leonoren, zu meinen Kindern, und unerbittliche Mauern spotteten jedes Versuches, nicht bloß des Entrinnens, auch nur einer schwachen, öffentlichen Mittheilung! O mein Bruder! Ich begreife nicht, woher meine Natur die Kraft nahm, damahls nicht wieder zu erliegen!

Der Offizier, der sich mir auf der Reise und in Mantua immer freundlich und dienstfertig bezeigt hatte, erboth sich endlich, da er den Kummer sah, den meine Seele kaum mehr zu ertragen fähig war, mir durch Umwege und unter fremdem Nahmen eine Nachricht von Hause zu verschaffen. O warum, warum mußte ich sie verlangen, und so heiß erwarten!

Sie kam endlich, und mich ergriff ein Schauer, wie der Offizier sie mir einhändigte. Noch war es kein Schütteln des Argwohns, der Furcht; es war das heiße Verlangen der Liebe und Sehnsucht. Ich las.

Leonore war schon lange wieder in Rosenstein. Sie befand sich wohl, die Kinder auch, sie schien ruhig, ja heiter, und täglich war ein Herr aus der Nachbarschaft, dessen Nahmen der Französische Correspondent vergessen hatte, bey ihr. Mit ihm ging sie spazieren, mit ihm zeichnete sie gemeinschaftlich, die ganze Gegend wußte, daß er sie liebe, und vermuthete, daß er nicht unerwiedert seufze.

Mich befremdete diese Nachricht zwar, aber sie beunruhigte mich nicht; denn mein Glaube an Leonorens Treue stand fest. Aber es folgten bald mehrere, die Tengenbachs Liebe und Bewerbungen um sie in ein unzweifelhaftes Licht setzten. Was ich dabey fühlte, konnte wohl nicht Furcht oder Eifersucht genannt werden; doch dachte ich meines Unrechts an Leonoren, meiner eigenen Schwäche, und wer kann es mir verdenken, wenn in dieser Entfernung, bey der Unmöglichkeit, meiner Frau auch nur ein Zeichen meines Daseyns zu geben, sich leise Besorgnisse in meiner Brust erhuben? Alles, was ich anwandte, List, Versprechungen, Überredung, vermochte meine Hüther nicht, von ihrer unerbittlichen Vorschrift abzugehen, und auch mein einziger Tröster, der menschenfreundliche Offizier,

sagte zum wenigsten, daß er nicht mehr vermöge, als mir auf weiten Umwegen zuweilen Kunde von den Meinigen zu verschaffen.

Noch stand meine Hoffnung auf Leonorens Liebe zu mir, und auf der Festigkeit ihres Gemüthes. Aber jetzt kam eine Nachricht, die auch diese letzte Stütze untergrub, und mir zugleich die Rettungslosigkeit meines Schicksals zeigte. Man hatte Leonoren gesagt, ich sey in meiner Haft gestorben. Man hatte ihr den Todtenschein zugesandt. Ich war lebendig begraben, sie Witwe, und ohne Pflichten gegen mich. Jetzt war auch meine letzte Hoffnung verloren, und wahrscheinlich mein Geschick auf ewig entschieden.

Von diesem Augenblick an war, sterben zu können, mein einziger, glühender Wunsch. Auch zogen so viele Leiden, der Mangel an Luft und Bewegung, und endlich die Beschaffenheit des Clima um Mantua herum mir ein schleichendes Fieber zu, das mich jeden Abend regelmäßig besuchte, und das ich, wie viel ich auch körperlich dadurch litt, oft mit frommem Dank gegen die väterliche Vorsicht segnete, die ihren Kindern entweder nicht zu viel Leiden auferlegt, oder wenn die Last zu groß wird, sie freundlich durch den Tod erlöset.

Dieser Befreyung sah ich, abgemattet an Geist und Körper, durch meinen unendlichen Schmerz, und ein zehrendes Übel, mit einer Art von Freude entgegen. Der Offizier besuchte mich recht oft, er sah meinen Zustand, sein Umgang war meine einzige Erheiterung; aber dieses Kind der Revolution begriff nicht, wie man ein unerträgliches Leiden so lange mit Fassung tragen, und nicht dem Schmerz, der nun einmahl nicht mehr aufhören könne, mit dem Leben ein Ende machen möchte? Er seinerseits war hierzu im vorkommenden Falle fest entschlossen. Wir hatten damahls über diesen Gegenstand oft gesprochen, und — o Bruder! ich bedurfte aller Kraft des Christenthums, aller Erinnerung an die Lehren meines frommen Vaters, um nicht, von den blendenden Gründen des geistreichen Zweiflers irre geführt, mich einer frevelhaften Versuchung hinzugeben, die mir anrieth, ein Daseyn wegzuwerfen, das für mein Wirken in der Welt und für meine Kinder ohnedieß in ewiger Kerkernacht verloren, und nun durch körperlichen Schmerz und einen noch tieferen der Seele vergiftet war.

So dauerte mein Zustand fort, und was ich gegen mein Weib, was ich auch sonst unwissent-

lich noch in meinem Leben verbrochen haben mag, wurde in dieser Zeit nahmenloser Qualen mehr als hinreichend gebüßt. Ich klagte Leonoren nicht an, ich klage sie noch nicht an. Ich kenne jetzt Tengenbachs Denkart und Persönlichkeit, ich begreife ihre Schwäche, und — entschuldige sie; denn ich habe an der eigenen Erfahrung meines Herzens, und unter langen Leiden Milde und Nachsicht gelernt. Aber mein Erdenglück ist zerstört, und nur auf Einen Punct sind jetzt alle Kräfte meiner Seele fest und unabänderlich gerichtet.

Dieser Punct war es auch, der im vorigen Herbst mich aus der Tiefe meines Grams emporhob, und dem Unglücklichen, der auf sein Leben, und auf mehr als dieß, auf das Wiedersehen seiner Theuern und die Liebe des edelsten Weibes verzichtet hatte, zuerst wieder ein Gefühl der Theilnahme an der Welt außer den Mauern seines Kerkers gab.

So lange auch der Nationalstolz meiner Peiniger mir die Niederlage ihres Kaisers und Heers in den unwirthbaren Gefilden von Rußland, und den hochherzigen Entschluß dieser kräftigen Nation, ihre alte Hauptstadt mit allen ihren Schätzen dem großen Zweck der Vertilgung eines

furchtbaren Feindes zu opfern, verbarg, so vermochten sie doch nicht, mir jede Kunde davon zu entziehen. Der junge Italiener selbst ward ihr Verräther. Er haßte Napoleon, obwohl er den revolutionären Grundsätzen von Herzen ergeben war, und so erfuhr ich nach und nach Alles, was draußen in der aus dem schweren Schlaf der Knechtschaft erwachenden Welt sich bewegte.

Jetzt fing mein Kerker von Neuem an, mir zur marterndsten Schranke zu werden. Ich wollte hinaus, ich wollte Theil nehmen an dem schönen, heiligen Kampf, und wenn Gott, durch meine langen Leiden versöhnt, mich recht segnen wollte, mitten in einer Schlacht, die mein Vaterland befreyte, fallen!

Unter diesen Gefühlen verging der Winter. Ich hörte wieder von Leonoren. Sie trug meinen Nahmen noch, aber der Freund war stets um sie, was noch nicht geschehen war, konnte sich bald machen, und war vielleicht schon gethan, während der Brief, der jene Nachricht brachte, an welcher meine sterbende Hoffnung sich hielt, auf weitem Umweg zu mir gelangt war. Aber ich hörte auch von den Bewegungen in Deutschland, von den furchtbaren Zurüstun-

gen dieß- und jenseits des Rheins, mein Herz wallte hoch auf, und mit der Wuth der Ohnmacht schüttelte ich die Ketten, die ich zu zerbrechen nicht vermochte.

Es war gegen den Anfang des Frühlings hin, als ich mich auf einmahl sorgfältiger bewacht und bespäht fühlte, und auch der italienische Offizier sich mehrere Tage hindurch nicht sehen ließ. Ich kannte diese Zeichen. Sie waren allemahl eingetreten, wenn durch irgend eine freundliche Gewalt ein Versuch zu meiner Befreyung war gemacht worden. Jetzt wurde mir plötzlich angekündet, daß ich mit mehreren meiner Leidensgefährten aus Italien weg nach dem Innern von Frankreich gebracht werden sollte. So niederschlagend diese Nachricht an sich selbst war, und so sehr die andern Gefangenen darüber zu verzweifeln meinten, so ging doch meinem Herzen eben aus dieser ängstlichen Rücksicht für unsre Bewahrung ein Strahl der Hoffnung auf, und mit gehobnerem Sinn trat ich diese neue Reise an.

Wir sollten nach Grenoble transportirt werden; aber da unser Schicksal auch das vieler andern uns ähnlichen Opfer französischer Politik war, und aus den Rheinfestungen ebenfalls mehrere solcher Unglücklichen landeinwärts ge-

bracht werden sollten, so langte der Raum nicht hin, und wir wurden indeß, bis unser künftiger Aufenthalt bereitet seyn würde, auf ein festes Schloß an der Gränze der Dauphiné in den Bergen einquartirt, die von den Alpen der freyen Schweiz sich hier herüber in dieß Sclavenland erstrecken.

Schloß L' Avanche liegt hoch auf einem Felsen, von wilden Abstürzen auf drey Seiten umgeben, um welche sich waldige Anhöhen ziehen. Vorn hinaus ist der Blick in ein freundlich begrüntes Thal unbeschränkt. Mein Zimmer lag auf dieser Seite. Es war eines der besten, wie ich denn überhaupt gestehen muß, daß die, denen meine unmittelbare Huth übergeben war, mich vom Anfang an mit Achtung und Schonung behandelt, und außer der Beraubung meiner Freyheit mich keine Unbild hatten erfahren lassen. O wie mir war, als wieder statt unerbittlicher Mauern und enger Zwinger ein weites freundliches Thal, von nichts als waldigen Höhen umkränzt, und Gottes freye, schöne Natur vor mir lag! Stundenlang stand ich am vergitterten Bogenfenster, das, so wie Alles in der ganzen Burg, auf ein Besitzthum alten Adels und ritterlicher Würde hinwies, und labte meine Augen, wie

mein Herz, an dem so geliebten und so lange entbehrten Anblick.

Aber so wohl mir dieß in mich Trinken lang entbehrter Seligkeit that, so schmerzlich wirkte es nach und nach auf mein tief verwundetes Herz. Da waren Berge, Wälder, da stürzten Quellen vom Fels, da zitterte der Bach wie ein Silberband durch die grünen Matten, jener Hügel glich der freundlichen Anhöhe, die ich hundertmahl aus meiner Gartenlaube in Rosenstein gesehen hatte, und, gerade so wie dort, gegenüber standen drey Eschen am Bache auf der Wiese unter dem Hügel, worauf das Schloß meiner Väter im geliebten, ach, so fernen Vaterlande liegt! Dort wohnte Leonore und meine Kinder! Dort war sie vielleicht das Eigenthum eines Andern, und ich lebte nur noch als ein dämmernder Schatten in ihrer Erinnerung!

Auf diese Art vergingen gegen vier Wochen. Mein meister Aufenthalt war an diesem Fenster; der übrige Theil des Schlosses, und was sonst vorging, kümmerte mich wenig. Meine Blicke, meine Gedanken, meine Seufzer flogen nach der fernen Gegend, von der die vor mir liegende ein schmerzlich schönes Bild war.

Am Schluß der vierten Woche sah ich öfters

am Tage einen Menschen in gemeiner Kleidung, der unter den Gebüschen am Bache in der Fläche unten, wie Kräuter sammelnd oder suchend, umher ging. Zuweilen blieb er stehen, blickte gegen das Schloß herauf, verweilte lang in dieser Stellung, und ging dann wieder langsam seinem Geschäfte nach. Die Erscheinung war gleichgültig, aber in der tiefen Einsamkeit und dem gänzlichen Mangel alles Umgangs — denn der junge Italiener war in Mantua zurück geblieben — diente mir der Unbekannte zu einer Art von Beschäftigung. Meine Blicke folgten seinen Schritten, und sein Kommen oder Gehen wurde von mir bemerkt. Auch er schien mich gesehen zu haben. Er blieb nun öfters und länger stehen, und einigemahl war mir's, als suche er mir ein Zeichen zu geben. Dieser schwache Anschein war hinreichend, in den dumpfen trüben Nebel meines Daseyns einen Strahl und einige Unruhe zu werfen.

Abends war es mir zuweilen, als hörte ich die Klänge einer Guitarre, und, o mein Gott! wie ward mir zu Muthe, als ich einige Tacte einer deutschen Melodie vernahm, die Leonore zuweilen zu singen gepflegt hatte!

Mein Herz gerieth in den heftigsten Aufruhr.

Alles konnte nur Zufall, die Melodie in meinem Vaterlande tausend Menschen bekannt, und der Guitarrespieler vielleicht ein deutscher Kriegsgefangener seyn. Das sagte mir meine Vernunft; dennoch konnte ich die rebellischen Schläge meines Herzens nicht bezähmen, wenn am Abend die Saiten tief und leise aus den Schatten des Thals herauftönten, und meine Thränen begleiteten sie.

Nach und nach kam der Sänger näher, und an einem halb hellen Mondabend, wo Wolkenzüge das freundliche Licht bald zeigten, bald verbargen, glaubte ich dicht unter dem Felsenabsturz, der von meinem Fenster sich in's Thal hinabstreckte, sich etwas regen zu sehen. Ich schaute genau, der Mond trat hinter einer Wolke hervor, eine Mannsgestalt, die mir einerley mit dem Kräutersammler am Bache schien, trat aus den Büschen, und hielt ein Blatt Papier empor, indem sie zugleich mit der andern Hand ein Zeichen gegen mich machte.

Ich besann mich einen Augenblick. — Was war hier zu wagen? Alles stand zu gewinnen, und nichts zu verlieren, als ein elendes Leben! Aber ich hatte nichts, gar nichts, um das Blatt, das mir vielleicht wichtige Aufschlüsse geben konnte, zu

mir heraufzuziehen. Doch gab ich mit meinem Tuche dem Untenstehenden ein Zeichen, daß ich ihn gesehen und wo möglich verstanden habe.

Nun war ich darauf bedacht, mir Bindfäden zu verschaffen. Es gelang, und in der nächsten Nacht, in der der Unbekannte sein Spiel unermüdet wiederhohlte, zog ich das Blatt glücklich herauf. O Bruder! Wer schildert mein Entzücken, als ich Leonorens Schriftzüge darauf erkannte! Ein Brief von der treuen Geliebten an mich war mein erster Gedanke, und alle Angst, alle Schmerzen um ihre verlorne Liebe waren vergessen!

Es war nicht so. Der Brief war nicht an mich, sondern an den, wie es schien, verreiseten Freund. Sie schrieb ihm in den Ausdrücken der zärtlichsten Freundschaft, daß sie seinen Rath befolgt, Rosenstein verlassen, und sich bey Annäherung der Kriegsunruhen in die Stadt gezogen habe. Sie sprach von einem schmerzlichen Abschied, von ihrer jetzigen Einsamkeit, von einem heiligen, theuern Geschäfte, das sie mit voller Zuversicht in seine Freundeshände lege, u. s. w. Mir flirrte es vor den Augen, meine Sinne verwirrten sich, ich sank auf einen Stuhl, und hielt das verhängnißvolle Blatt lange in der Hand, oh-

ne es zu Ende zu bringen. Zu viele, zu streitende Gefühle bewegten sich in meiner Brust.

Endlich vermochte ich es, mich zu fassen. Ich las das Blatt zu Ende. Es stand nicht viel mehr darauf, als unten am Rande diese Zeilen von anderer Hand: »Dieß Blatt soll zu nichts dienen, als dem Geschäftsträger Leonorens das Vertrauen ihres edlen, unglücklichen Gatten zu verschaffen. Auf dem gleichen Wege könnte mehr geschehen. J. T.«

Ich wußte Alles. Ein Sturm erhob sich in meiner Brust. Es war Tengenbach, und er war von Leonoren gesendet, um mich zu sprechen, vielleicht um noch mehr zu wagen! O Gott! Gott! Welche Aussicht, und welche Marter! Ich gehe über die nachfolgenden Tage, über meine Gefühle und manchen fruchtlosen Versuch des treuen Freundes, mich durch Bestechung, List, oder Kühnheit zu befreyen, hinweg. Jedes vereitelte Bestreben stieß einen neuen, schmerzlichen Dolch in mein Herz. Endlich gelang, was mein fester Entschluß, zu entrinnen, oder zu sterben, ersonnen, und List, mit Muth vereint, ausgeführt hatte. Ich entkam in einer trüben Sturmnacht in verstellter Kleidung. Am Fuße des Berges stürzte der Retter in meine Arme, und, o

Gott! mit welchem Gefühle drückte ich den, der sein Leben für den Gemahl seiner Geliebten gewagt hatte, in meine Arme!

Jetzt fort! fort! flüsterte Tengenbach: Man wird Sie vermissen, man ist auf meiner Spur. Hier ist ein Schwert und ein Pistol! Ich bewaffnete mich. Mit welcher Wollust hing ich das langentbehrte Eisen an meine Seite! Wir flohen durch Dickicht und Gestrippe auf den unwegsamsten Pfaden, die Tengenbach erkundet hatte. In einem Waldthale jenseits der Bergreihe warteten seine Leute mit Pferden; aber es war noch weit bis dahin.

Wir hatten indeß schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt; aber mein Begleiter, des Bergsteigens und Kletterns nicht so gewohnt, wie ich, blieb bald erschöpft hinter mir zurück, und ich stand vor ihm, der sich auf einen bemosten Fels niedergelassen hatte, um neue Kraft zu sammeln. Der Morgen dämmerte bereits, meine Augen ruhten auf dieser feinen, edlen Gestalt, die trotz ihrer Erschöpfung noch bedeutend erschien, und tausend Gedanken wälzten sich in meiner Seele.

In dem Augenblick fiel ein Schuß, und noch einer. Dicht neben mir schmetterte die Kugel in

den Baumstamm, an den sich Julius gelehnt hatte. Er fuhr empor. Da drangen drey Chasseurs aus dem Gebüsche. Man hatte mich vermißt, und nach allen Richtungen Leute ausgesandt. Ich drückte mein Pistol ab. Es versagte. Nun galt es, sich seines Lebens zu wehren, oder einem schrecklichen Schicksal entgegen zu gehen. Ich zog, Tengenbach auch, der Baum deckte uns den Rücken, aber Tengenbachs mattere Hiebe konnten die Streiche der Feinde nicht pariren. Er wurde im Arm verwundet, der mit dem Säbel niedersank. Ich stellte mich vor ihm. Ich hatte nun ihn und mich zu vertheidigen. Aber Gott gab mir Kraft. Zwey unserer Verfolger sanken blutend nieder, der dritte entkam meinen Streichen, entweder um Hülfe für die Verwundeten, oder Verstärkung zu hohlen.

Nun wandte ich mich zu meinem Retter. Ich verband seine Wunde, die Gottlob nicht schwer war, ich führte, ich stützte ihn, so gut ich konnte, und so gelangten wir endlich in einer halben Stunde in das jenseitige Thal hinab, warfen uns auf die Pferde, und ruhten erst, als wir den Boden der Freyheit unter unsern Füßen hatten.

Hier hielten wir an. Tengenbachs Zustand

forderte Schonung und Pflege. Wir hatten hier nicht so leicht etwas von meinen Verfolgern zu befürchten. Wir ruhten daher ein Paar Tage, und ich hatte Zeit, meinen wunderbaren Retter näher kennen zu lernen.

Beynahe sein erstes, und seitdem sein einziges Gespräch war Leonore, ihre Trauer um mich, und ihre treue Liebe. Ach Gott! Ich will es glauben, daß ich noch in ihrem Herzen lebe; aber ich besitze es nicht mehr allein! Das sagt mir die Art, mit der Tengenbach von ihr spricht, das sagt mir das kühne Wagniß, das er unternahm, um ihr zu verschaffen, was ihr wenigstens Pflicht und Ehre für ihr kostbarstes Gut zu halten befehlen.

Bey diesen Umständen, und so lange ich nicht deutlich in Leonorens Herzen gelesen und mich überzeugt habe, ob und in wiefern ich es mit dem Manne theile, dem ich so unendlich viel verdanke, und der sich mir in jedem Betrachte nicht bloß edel, sondern liebenswürdig zeigt, wirst Du begreifen, daß wir uns nicht sehen können. Auch ruft mich ein anderes, wichtiges Werk. In den vielen stillen Stunden, die ich an Tengenbachs Lager zubrachte, war, wenn er mir genug von Leonoren und meinen Kindern erzählt hatte,

die Sache des Vaterlandes der Gegenstand unserer eifrigen Mittheilungen. Auch hier zeigte er sich in echt deutscher, edler, adlicher Gesinnung. Nur erscheint ihm Alles in trüberem Licht als mir. Tengenbach wünscht, was ich ersehne, eben so heiß, aber mit weniger Zuversicht. Ich hoffe viel, Alles, und mein Sinn, durch seine Erzählungen und seine klaren Ansichten der Lage der Dinge aufgeregt, strebt mit heißem Muthe darnach, mitzuwirken, und meinen Theil an dem heiligen Kampfe zu nehmen. Dort soll sich Alles entscheiden. Ich lege mein Loos in die große Wage, die das Geschick der Nationen bestimmen wird. Sollten Tengenbachs düstere Ansichten gelten, so wird mir Gott die Gnade geben, den gänzlichen Fall Deutschlands nicht zu überleben. Gelingt das große Werk, dann erheben sich die freyen Geister in neuem Muthe, und dann werde ich die Kraft haben, Leonoren die große Entscheidung selbst zu überlassen. Sie soll bestimmen, ob Ludwig von Fahrnau in den Gefängnissen von L'Avanche zu Grunde gegangen seyn, oder als Sieger in ihre Arme, in ihr Herz zurückkehren soll.

Du sagst Niemanden, daß ich lebe. Nur den eingeschlossenen Zettel schickst Du ihr.

Tengenbach geht mit mir. Wir durcheilen Deutschland. Meine Ansichten haben seinen Geist erheitert, und mein Muth den seinen entzündet. Als Waffenbrüder ziehen wir in's Feld, und als Brüder wollen wir Einer an des Andern Seite fallen oder siegen!

Achtzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seine Gemahlinn.

(Im vorigen eingeschlossen).

** den 30sten Junius 1813.

Mein theures Weib! Gott hat mir meine langentbehrte Freyheit wiedergeschenkt. Nächst ihm verdanke ich sie dem Edelmuth und der großherzigen Entschlossenheit Deines Freundes, und also Dir. Du hast von jeher nur beglückend auf mein Leben gewirkt. Dir dankte ich bisher meine höchsten und reinsten Freuden, so danke ich Dir auch das Geschenk meiner Freyheit. Gott segne Dich und meine lieben, lieben Kinder! Umarme sie im Nahmen ihres zärtlichen Vaters! — Wir werden uns jetzt nicht wiedersehen. Es liegt ein großer Kampf und eine heilige Entscheidung zwischen uns, und ich entführe Dir auch den Freund, um

ihn mit auf den großen Schauplatz zu bringen, und an seiner Seite mitzuwirken, so viel unsere einzelne Kraft erlaubt. Wenn über Deutschland entschieden ist, entscheidet sich auch mein Geschick. Was auch der Ausgang jenes Kampfes seyn, und wie immer mein Loos fallen mag, glaube, daß mein letzter Athemzug Dein Nahme seyn wird!

Nähere Umstände von mir wirst Du durch meinen Bruder erfahren, der auch unsern Briefwechsel besorgen soll. Vor der Hand ist meine Freyheit ein heiliges Geheimniß für die, die mich lieben. Während des Kampfes soll es den Feinden kund werden, daß der noch lebt, den sie zu verderben trachteten; nach dem Kampfe wird es die Welt vielleicht auch erfahren. Bis dahin leb wohl, meine theure, meine ewig geliebte Leonore!

Neunzehnter Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

Teschen den 16ten Julius 1813.

Die Überschrift dieses Briefes wird Dich befremden, da diese Gegenden so ganz außer der Richtung liegen, auf der Du mich nach meinem letzten Briefe glauben konntest; aber es ist mit mir in diesen letzten Wochen so viel vorgegangen, und mächtige Ereignisse meiner inneren Welt haben so bestimmend auf mich gewirkt, daß ich, wenn ich mich hier den Preußischen Staaten nahe, und im Begriff sehe, Kriegsdienste zu nehmen, manchmahl selbst über mich erstaune.

Meine letzten Nachrichten schilderten Dir meinen Entschluß, Fahrnau, es koste was es wolle, zu befreyen, und meine vorläufigen Erkundigungen darüber. Vor Allem mußte der Gefangene von der Nähe eines befreundeten, hülfrei-

chen Wesens und seinen Absichten unterrichtet werden. Es gelang mir, ihn auf mich aufmerksam zu machen, und es kam nur darauf an, mir sein Zutrauen zu erwerben. Hier aber lag die größte Schwierigkeit. Da ich Leonoren durchaus nichts von meinem Vorhaben hatte entdecken können, so besaß ich nichts, was ihrem Gemahl ein Zeichen meiner Sendung seyn konnte, als einen Brief von ihr an mich über ganz andere Gegenstände. Ich brachte ihn in seine Hände. Er verstand den Sinn der Gabe, und ein Paar Zeilen, die ich mit Bleyfeder dazu gefügt hatte. Auf demselben Wege erhielt er Gold, eine scharfe Feile und noch einige andere nöthige Instrumente. Die Treue seiner nächsten Hüther wurde erkauft, das Übrige bewirkten seine Kühnheit und sein Muth. Endlich genoß ich das Glück, ihn gerettet in meine Arme zu schließen, nachdem ich zweymahl der Gefahr, von den Wachen entdeckt und niedergeschossen zu werden, nur durch halsbrechende Sprünge über die Felsenklippen entgangen war.

Meine Anstalten waren so getroffen, daß wir zuerst zu Fuße, um unentdeckt zu bleiben, durch die Berge flüchten, und jenseits meine Leute mit Pferden finden sollten.

Es war eine furchtbare Nacht. Der Wind stürmte und jagte schwarze Wolken, die Überreste eines schweren Gewitters, das den ganzen Tag und Abend in diesen Bergen getobt hatte, am nächtlichen Himmel hin. Keine Leuchte durfte uns verrathen. So tappten wir durch Sturm, Finsterniß und Waldesgestripp, und hatten nur wenige Worte gewechselt; denn auch unsere Seelen waren finster und schwer, wie die Nacht. Nach zwey Stunden konnte ich nicht mehr weiter. So manche unter Fahrnau's Fenster durchwachte Nacht, so mancher ermüdende Gang durch diese Gebirge, um mich der Wege in's andere Thal zu versichern, endlich Ungewißheit und schmerzliche Gefühle hatten meine Kräfte in Anspruch genommen. Fahrnau bemerkte es, und kein Bruder könnte zärtlicher für den andern sorgen, als er that. Der Morgen graute. Ich saß erschöpft an einen Baumstamm gelehnt, und betrachtete diese schöne, kräftige Gestalt, diese edlen Züge, aus denen zwey unbeschreiblich freundliche Augen mit innigem Ausdruck auf mir ruhten. Da fielen Schüsse, und wir sahen uns von Chasseurs, die uns verfolgten, angefallen. Ich that, was ich vermochte. Ein gewaltiger Hieb setzte mich bald außer Stand, weiter zu käm-

pfen; aber wie eine Löwinn ihr Junges, vertheidigte mich der tapfere Freund. Seine Kraft, sein Muth verschafften ihm den Sieg über drey wohlbewaffnete Feinde, und wie der Kampf vorüber war, war der wüthende Löwe ganz Weichheit, ganz liebende Sorgfalt für seinen wunden Gefährten. Er trug mich beynahe den Abhang hinab, und sobald wir in Sicherheit waren, pflegte er meiner mit der Milde eines Weibes, möchte ich sagen. Er wich nicht von meinem Lager, ja er duldete nicht, daß eine andere Hand mir Labung oder Hülfe reichte. O Hermann! Wie könnte ich, auch wenn ich dürfte, mit diesem Manne den Kampf um Leonorens Herz beginnen?

Die Art, wie er von Leonoren mit mir spricht, und wie er mich überhaupt behandelt, läßt mich errathen, daß er in mir nicht bloß den Freund seines Hauses sieht, der aus irgend einem menschenfreundlichen Antrieb die Rettung eines unschuldig Verfolgten unternommen hat. Noch ist hierüber kein Wort zwischen uns gefallen. Sollte es einst zur Sprache kommen, so werde ich nichts kleinherzig läugnen. Ich habe gefühlt, wie vielleicht Jeder an meinem Platze, und — das darf ich mit innigem Selbstge-

fühl bekennen — gehandelt, wie nicht Jeder gethan haben würde.

Fahrnau ist sehr entschlossen, jetzt nicht zu Leonoren zurückzukehren. Die große Sache des Kampfs um die Befreyung Deutschlands ist sein Vorwand; ich fühle aber, daß die wahre Ursache tiefer liegt, und er auch ohne diese Rücksicht jetzt nicht nach Hause gegangen wäre, und ich begreife es. Er hat große Schulden gegen Leonoren gut zu machen, und glaubt wenigstens, auch seiner Seits einige Zweifel nähren zu dürfen. Übrigens ist seine Begeisterung für den gegenwärtigen Augenblick groß und ansteckend. Sein Feuer reißt hin, und hat auch mich ergriffen. Du weißt, wie ich immer über diese wichtige Angelegenheit der Menschheit dachte. Gewiß kann Fahrnau nicht tiefer davon angesprochen seyn, als ich; aber ich vermag nicht zu hoffen, was er hofft. Dennoch will ich mit ihm ziehen, und in das große Wagespiel, mit dem ja das allgemeine wie des Einzelnen Glück stehen oder fallen muß, Alles einsetzen, was ich noch habe, mein Letztes, Einziges — mein Leben. Vielleicht kann in der Schlacht meine Brust zum Schild für Fahrnau dienen, und ich Leonoren den geretteten Gatten auch erhalten!

Zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Lothar.

Aus der Residenz den 20sten Julius 1813.

Seit Du vorgestern bey mir gewesen, und Deine Gegenwart und Dein Gespräch, ihre alte Macht über mich übend, mich aus der Tiefe meines Grams herausgehoben, und mir wieder eine Möglichkeit der Hoffnung vorgespiegelt hatten, war mir durch zwey Tage leidlich. Mein Gedicht hatte Dir gefallen. Ach laß mich hoffen, daß sein Inhalt von Dir verstanden und ganz erkannt worden war! Ich habe ihm meine besten, meine letzten Kräfte gewidmet. Nun vermöchte ich nichts mehr, und ich fühle tief die gewaltige Anstrengung bey einer Beschäftigung, die mir einst ein süßes Spiel war, und die jetzt aufreibend auf mein Nervensystem wirkt. Dennoch — o wie gern hatte ich Alles gelitten, als

ich aus Deinem Munde die Worte des Beyfalls hörte!

Aber kaum hat diese milde Thauluft alle die starren Eisrinden, welche Freundes-Kälte und Feindes-Härte über den einst so bunten Frühling meiner Hoffnungen gezogen hatten, zu schmelzen angefangen, kaum hat mein streng verschlossenes Herz es gewagt, dem freundlichen Strahl sich in zitternder Erwartung zu öffnen, so tönt eine furchtbare Bothschaft in mein erschrockenes Ohr, alle leisen Bebungen der lange fremd gewesenen Freude erstarren wieder, und ich stehe zagend und bleich da, um mein Todesurtheil zu empfangen.

Man sagt, die Unterhandlungen zwischen dem Französischen und dem hiesigen Hofe seyen zu Ende, Du seyst abgerufen, und im Begriff fortzureisen. Ist das wahr? O Lothar! Wenn es wahr ist, was soll aus mir werden? Vor fünf Monathen hast Du mich hierher beschieden. Du dachtest damahls nicht, daß ein günstiges Geschick Dir erlauben würde, so lange hier zu weilen. Nur im Vorbeygehen wolltest Du mich hier sehen, und weiter für mich sorgen. Das Geschick hat sich Deinen Wünschen günstiger erwiesen, und Dich recht lange in höchst angeneh-

mer Gesellschaft hier gelassen. Ich soll, ich will Dir keine Vorwürfe machen, und gehe über Alles hin, was zwischen jenen seligen Tagen auf den schönen Fluren Hesperiens, und meiner jetzigen Angst liegt. Nur um das Einzige flehe ich zu Dir: Laß mich nicht allein, ohne Dich hier! Ich habe hier traurig, aber ich habe ruhiger gelebt, seit Deine Gegenwart, Deine Persönlichkeit, und der Gedanke, daß ich Dir, wenn auch nur noch mit schwachen Banden, angehörte, den Lästerungen und Mißhandlungen Einhalt thaten, die man sich früher gegen mich erlaubt hatte. Laß mich nicht länger hier! Nimm mich mit Dir, oder bezeichne mir eine stille Zufluchtsstätte, in die ich mich aus den feindlichen Berührungen retten, und dort, in trüber Einsamkeit verborgen, Nachrichten von Dir, und vielleicht auch einmahl einen freundlichen Besuch erwarten könne! Nicht wahr, Du wirst meine Bitte erfüllen? Ich kenne Deinen Edelmuth. Du kannst aufgehört haben, mich zu lieben; aber Du wirst nicht aufhören, Dich eines unglücklichen Weibes, die Dir einst mehr war, anzunehmen.

Ein und zwanzigster Brief.

Lothar an Rosalie von Sarewsky.

Aus der Residenz den 21sten Julius 1813.

Sehr verdrießliche Geschäfte und noch verdrießlichere Begegnungen hielten mich von gestern Abends, wo Dein Billet in meine Wohnung kam, bis diesen Morgen außer derselben. Als ich mit der aufgehenden Sonne nach Hause kam, warf ich mich ermüdet auf's Bett, und schlief, oder träumte vielmehr in fieberischen Wallungen einige Stunden hin. So geschah es, daß ich Deinen Brief erst um eilf Uhr las. Welche Sprache, meine Liebe! Welche Gefühle! Wie bitter ist der Grundton dieses Briefes, so süß auch die milde Ergebung scheint, in der man ihn auf den ersten Anblick geschrieben glauben sollte!

Ich habe jeden Stachel wohl gesehen und erkannt, der hier unter Blumen verborgen lag; aber ich will nicht vergessen, daß meine schöne

Freundinn krank ist, krank an Geist wie an Körper, und daß man mit Kranken nur liebevoll umgehen müsse. Fürchte nichts, liebe Sally! Obgleich mein Aufenthalt auf jeden Fall hier nur mehr kurz seyn wird, so gehe ich doch jetzt noch nicht fort, und für Dich zu sorgen wird mir jederzeit eine werthe Pflicht seyn. Vermuthlich komme ich heute zu Dir; aber wenn Du mich wirklich liebst, meine allzuängstliche Freundinn, so verscheuche für jene Stunden, die ich gern heiter und froh in Deinen Armen zubringen möchte, die trüben Wolken, die Deine Stirn sonst verdunkeln, und laß uns wieder einmahl das frische, heitere Leben genießen, das uns, wie Du sagst, in den schönen Fluren Hesperiens beseligte! Sey wieder die schöne, geistreiche, phantasievolle Frau, und Du wirst auch in mir den alten Freund finden! Leb wohl!

Zwey und zwanzigster Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihre Mutter.

Aus der Residenz den 29sten Julius 1813.

Die Besorgniß, welche ich in meinem vorigen Brief wegen der größeren Freyheit geäußert, die man sich allenfalls gegen mich erlauben dürfte, war nicht grundlos, meine gnädige Mutter, und ich habe deßhalb mit dem Obersten neulich einen sehr unangenehmen Auftritt gehabt, den ich Ihnen nicht vorenthalten darf, um Sie zu überzeugen, daß Ihre Tochter ihren Grundsätzen nicht untreu geworden ist. Sie wissen, daß Lothar es gewagt, seit der Abreise Lichtwerths ein etwas zuversichtliches Betragen gegen mich anzunehmen. Ich hatte dieß kaum gefühlt, als ich ihn in die gehörigen Schranken zurückwies, und es gelang mir ein Paarmahl so wohl, daß ich hoffte, seiner unternehmenden Zudringlichkeit überhoben zu seyn. Es liegt etwas ganz Eigenes und

auf so geistreiche, frappante Art Unverschämtes in seiner Annäherung, daß man theils aus Verwunderung, theils aus Anerkennung seines überwiegenden Verstandes im ersten Augenblick nicht gleich gefaßt genug ist, ihm das Unziemliche seines Unternehmens fühlen zu lassen. Indessen hatte ich das bald durchschaut, und wie ich einmahl die Angriffsweise meines Feindes kannte, wußte ich auch recht gut, mit welchen Waffen ihm zu begegnen war. Seiner Kühnheit setzte ich den gelassensten Stolz, seinen zweydeutigen Scherzen gänzlichen Stumpfsinn, seinen geistvollen Schmeicheleyen die entschiedenste Gleichgültigkeit entgegen, und er fing wohl an, bereits am Gelingen seiner Absicht zu verzweifeln. Da wagte er vor einigen Tagen einen neuen, gewaltigen Versuch. Er näherte sich mir in der Assemblee bey der alten Gräfinn Ringstern auf eine Weise, und erlaubte sich einen Ton, der die ganze Gesellschaft auf eine vorhergehende sehr genaue Bekanntschaft schließen lassen sollte. Ich war wirklich betroffen, aber ich faßte mich bald, und antwortete so, daß Niemand wegen des Verhältnisses, das zwischen uns herrschte, in Zweifel bleiben konnte, obwohl ich ihm durchaus nichts Beleidigendes, ja nicht einmahl et-

was Bitteres sagte; denn nichts gibt kühnen Männern so sehr die Waffen gegen uns in die Hand, als wenn wir unsere ruhige Würde so weit vergessen, uns ein schnippisches Betragen gegen sie zu erlauben. Mit einem stillen Triumph sah ich, wie der Herr Oberst erst sich in die Lippen biß, dann nach und nach schweigsamer wurde, und sich endlich aus der Gesellschaft verlor.

Aber am nächsten Morgen — es war kaum zehn Uhr, und ich saß im Morgenanzug am Clavier — kam er, ohne gemeldet zu seyn, in mein Zimmer. Ein Auftrag an meinen Mann in Rücksicht der Spitäler in unserer Gegend diente ihm zum Vorwand, und er wagte es, nicht bloß in dieser ungewöhnlichen Stunde, sondern auch in sehr nachlässiger Kleidung zu kommen. Meine Leute, die ihn sonst nur in den gehörigen Besuchsstunden gesehen hatten, und wußten, daß ich um diese Zeit Niemand, wenigstens keine Männer, bey mir sähe, bathen ihn, zu warten, bis sie ihn gemeldet hätten; denn abzuweisen wagten sie den bedeutenden Herrn nicht. Aber er ließ es nicht zu, und mit der Äußerung, daß die Gräfinn um seinen Besuch wüßte, trat er geradezu ein. Ich empfing ihn, wie seine Kühnheit es verdiente; aber er war so leicht nicht zu schre-

cken. Mit einer Gluth, die ich noch nie an ihm gesehen, und die jetzt zärtlich und unterwürfig, jetzt kühn und feurig war, wagte er es, mir geradezu seine Leidenschaft zu erklären, und die Art, wie er es anfing, setzte mich vor Erstaunen außer Stand, ihm, wie ich gesollt, zu antworten. Er verließ mich endlich, und als ich mich von dem aus Unwillen und Verwunderung gemischten Gefühl, das mich in seiner Gegenwart befangen hielt, erhohlt hatte, sah ich, daß dieser verdächtige Besuch gegen zwey Stunden gewährt, und nothwendig bey allen meinen Leuten den Gedanken, daß er mir willkommen gewesen sey, erregt haben mußte. Auch leuchtete mir erst, als er fort war, die Frechheit seines Betragens ganz ein — diese Erklärung, der Ton, den er sich erlaubt, die Worte, deren er sich bedient, endlich die Macht der Überraschung, wodurch er es dahin gebracht, einen Ring, der auf dem Tische lag, zu ergreifen, und auch auf meine bestimmte Forderung nicht wieder herauszugeben!

Ich fand, daß diesem Unwesen bey Zeiten und kräftig gesteuert werden müsse. Vor Allem sollte mein Haus und somit die Welt erfahren, daß ich eine solche Übertretung aller Gesetze des Wohlstandes zu rügen und zu strafen weiß. Da-

her haben meine Leute den gemessensten Befehl, ihn nie, zu keiner Zeit mehr vorzulassen. Ich will ihn durchaus nicht in meinem Hause, noch weniger aber allein wiedersehen, und in Gesellschaften ihm auf eine Art begegnen, die ihn von jedem Versuch dieser Art abschrecken soll. Mag er darüber zürnen, und mich seinen Unwillen empfinden lassen! Ich achte das viel weniger, als meinen Ruf; ja, ich glaube sogar, daß die Weiber, denen dieser Wüstling zu zürnen scheint, vor der Welt mehr Achtung besitzen müssen.

Auf jeden Fall, liebste Mutter, sehe ich, daß meines Bleibens hier nicht mehr lange seyn kann. Aber auf unsere Güter mag ich durchaus nicht gehen. Die Nachrichten, die ich durch meines Mannes Briefe erhalte, schildern mir daselbst einen Zustand der Dinge, der meine Gegenwart nicht allein nutzlos, sondern unziemlich machen würde. Zu Balfingen ist im Schlosse selbst ein Spital, und auf Vitthof hat Lichtwerth so viel Einquartirung, und mit Transporten, Lieferungen u. s. w. theils so viel Anstrengung, theils so viel Ausgaben, daß ich unter diesen Umständen Sie, theure Mutter, bitten muß, mir Ihre mütterlichen Arme und Ihr Haus zu öffnen, unter dessen Schatten ich sicher und mit Ehren wohnen kann.

Drey und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 29ten Julius 1813.

Seit einigen Tagen fühle ich mich etwas stärker, liebe Bertha, und meine gedrückte Brust athmet mit minderer Beschwerde. Es war sehr nothwendig, daß dieß geschah; sonst wäre ich der Bergeslast meiner körperlichen und geistigen Leiden erlegen.

Jenes Gedicht hat mir gelungen. Es hat seinen Zweck erreicht. Was die Welt davon denkt, gilt mir gleich. Die Unpartheyischen bewundern es, und die Bosheit findet überall Gelegenheit, Gift zu saugen. Sie findet es zu individuell, und will deuten, auslegen. Mag sie doch! Keines dieser absprechenden Gemüther vermag in der heißen Flamme zu glühen, die diese Töne aus dem Innersten meiner Brust, gleich Lavaströmen aus

den Tiefen des Vulkans, hervortreibt, und die dunkeln Geheimnisse der leidenden Seele in halbverstandenen Lauten kund gibt. Ich weiß, daß diese Töne ein Herz gerührt haben, das ich vor vielen hochachten gelernt habe, und an das, wenn uns keine strengen Verhältnisse schieden, ich mich liebend schließen könnte. Frau von Fahrnau wohnt in einem Hause mit mir. Wir sehen uns zuweilen, und wechseln im Begegnen freundliche Worte. Ihr hat das Gedicht Thränen entlockt, das weiß ich; aber jene conventionellen Menschen richten kalt, und es muß so seyn, damit mir auch die kleinste Freude nicht ohne einen Tropfen Galle bleibe.

Gestern fuhr ich mit Lothar spazieren. Seine Geschäfte hindern ihn zwar, so oft als sonst bey mir zu seyn; doch schenkt er mir manche freye Stunde. Ach Gott! Welche Erinnerungen quollen aus der Tiefe der Vergangenheit auf diesem Spaziergange hervor!

Zwey Jahre sinds, als wir ihn hier um eine ähnliche Zeit des Sommers machten. Damahls lag Italische Gluth auf diesen Flächen, Fülle des Reichthums strotzte aus dem hellen Laub dieser Traubenhügel, überall war Segen, Gedeihen, Ruhe, und in meiner Brust, außer einer

kindischen Scheu vor der Eifersucht eines Unglücklichen, dessen Andenken mir noch immer theuer ist, nichts als Lebensmuth, Freude und Empfänglichkeit für jeden Genuß. Sorglos wandelten wir damahls am Ufer des majestätischen Stroms hinan, die ganze Gegend war in Gold und Gluth getaucht, und wie eine feurige Säule loderte die sinkende Sonne über den zitternden Wasserspiegel hin. Wir kosten, wir scherzten, und Lothars lebhafte Unterhaltung betrog mein ängstliches Herz um die knapp zugemessene Zeit.

Und jetzt! O wie so ganz anders ist Alles! Rund um in Thälern und Dörfern lauert die Furie des Kriegs, nur kaum mehr gebändigt durch die zügelnde Macht höherer Unentschiedenheit, und wartet des erlösenden Worts, um über die unglückselige Welt loszubrechen, und Alles weithin mit Blut und Elend zu erfüllen. Krieg! Krieg gegen die Unterdrücker der Weltfreyheit! ist das allgemeine Losungsgeschrey, und der Strahl der Rache, der sich an dem Brande von Moskau entflammt hat, läuft zündend durch die ganze Welt. Mein Herz zittert bey diesen Zurüstungen, bey dieser Stimmung. Ach ich habe für den zu fürchten, der mir nun Alles, Alles auf dieser Erde ist!

Es ist ein unglückseliges, verderbliches Beginnen, von dem ich kein gutes Ende absehen kann. Auch scheint die Natur selbst darüber zu trauern, und mitempfindend das kommende Unglück ihrer Kinder in allgemeinem Schmerz zu fühlen. Keine fröhliche Ärndte lohnt heuer des Landmannes Fleiß, unter dem ewig wolkigen Himmel und unter unaufhörlichen Regengüssen gedeiht keine Frucht der Rebe oder des Baumes. Alles scheint dem Menschen abzurathen, und ihn vor dem unheilbringenden Unternehmen zu warnen; aber der harte Sohn der Erde hört nur seine Leidenschaften. Der Krieg wird beginnen, und wo — wo werde ich dann eine Zufluchtsstätte finden? Wann und wo werde ich den Freund, der jetzt so bald der Gefahr entgegen geht, wiedersehn?

Er hat mir versprochen, mich für jetzt mit sich zu nehmen. Ich soll mich fertig halten, weil seine Abreise sehr bald gebietherisch eintreten kann.

Das sagte er mir, als wir langsam am Stromesufer hinauffuhren, und wie mir zu Muthe war, kannst du dir denken. Der Abend war kühl, es hatte den Tag über geregnet. Jetzt hob sich die schwere Wolkendecke in Westen ein wenig von den Gipfeln der Berge empor, ein goldener Streifen erschien, und plötzlich blitzte ein heller Sonnen-

strahl über die wunderbar erleuchtete Gegend hin. Wie schwere Thränen glänzten die Regentropfen an den Büschen und Grashalmen in dem verklärenden Schein, ein falbes Roth kleidete die gegenüberstehenden Rebenhügel, und stach seltsam mit dem grauen Dunkel ab, in welchem der unerhellte Theil der abendlichen Gegend lag. Ach mir fuhr wie ein zuckender Strahl die Ahnung durch's Herz: So, so bricht ein Hoffnungsstrahl aus dem Dunkel deines Schicksals hervor, erhellt für einen Augenblick den Abend deines Lebens, und weicht bald einer tiefern — ewigen Nacht!

Indem ich dieß dachte, und mit schmerzlichem Gefühl in die schimmernde Hellung blickte, verschwand der frohe Strahl. Alles lag in wüstem Dunkel, und meine Thränen brachen hervor. Lothar sieht es nicht gern, wie du weißt, wenn man sich weichen Gefühlen, die noch dazu auf unbestimmten Gründen, oder Ahnungen beruhen, überläßt. Er sah mich ernst an. Ich konnte mich doch nicht bezwingen, und sagte ihm Alles. Ach, er muß ja wissen, wie es in diesem Herzen steht, das keinen Wunsch, kein Gefühl hegt, das er nicht kennen darf und soll?

Seine Antwort war nicht sanft, aber überzeugend. Nach und nach stillte sich mein aufge-

regtes Gefühl. Er ertrug mich mit Geduld, und ich fand mich wieder in seinen klaren Ansichten, und seinem umfassenden Überblick der Lage der Dinge und des Zeitgeistes.

Als wir in die Stadt kamen, verließ er mich. Ich war still geworden, aber nicht heiter, und wie ich in der Einsamkeit über Alles nachdachte, entwickelte sich der Entschluß klar und ruhig in mir, Lothars entschiedenen Verlust auf keine Art zu überleben. Ich habe nun einmahl meine Eigenthümlichkeit, mein ganzes Seyn an ihn aufgegeben, und ich kann eben so wenig für mich allein stehen, wenn ihn Verhältnisse, oder ein unglücklicher Zufall von mir reißen, als das Haus stehen könnte, dessen Grundfesten ausgegraben und fortgeschafft würden.

Meine Gesundheit bessert sich übrigens, meine Kräfte mehren sich, und ich denke, die Reise wird mir wohl thun. Sobald ich dir etwas Bestimmtes über meinen Aufenthalt und meine Zukunft sagen kann, erhältst du Nachricht.

Vier und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Aus der Residenz den 6ten August 1813.

Klara! Klara! Warum kann ich nicht an deinen Hals fliegen, dir mein Glück sagen, und mich in deinen Armen freuen! Ludwig ist frey! Er ist gerettet, und er liebt mich noch! Adolph schreibt dir das Billet ab, das sein Bruder mir gesendet. Tengenbach, der edle Freund, war sein Befreyer. Mir blieb das Ganze ein Geheimniß. Ich weiß vor Freude nicht, was ich thue, aber ich will dich keinen Augenblick auf diese fröhliche Bothschaft warten lassen. O warum darf ich sie nicht der ganzen Welt kund thun! Ich begreife seine weiteren Absichten nicht, aber ich will ihm gehorchen.

Ach ich gehorchte ihm jederzeit so gern! Der Schwager meldet mir die Umstände seiner Rettung nur oberflächlich, und verspricht mir einen ausführlicheren Bericht. O, Gott sey Dank — ewig, unaufhörlich!

Fünf und zwanzigster Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihren Bruder Friedrich.

Aus der Residenz den 7ten August 1813.

Ich bin verloren, wenn Du mich nicht rettest! Komm, so schnell Du kannst, Deiner Schwester angetastete Ehre zu rächen, und den Flecken, den ein niederträchtiger Bösewicht ihr anzuhängen trachtet, in seinem Blute abzuwaschen! Sonst übrigt mir auf dieser Welt nichts mehr, als der Tod!

Denke Dir die unerhörte Beleidigung, das mit dem kältesten Blute teuflisch ausgesonnene Beginnen! Meine letzten Briefe haben Dich von Lothars Absichten und den Maßregeln unterrichtet, die ich genommen, mich vor seiner Zudringlichkeit für immer zu schützen. Ich muß gestehen, daß sie gewaltsam waren. Aber blieb mir gegen den kühnen Verführer etwas anderes übrig? Ich

verboth ihm mein Haus, und meine Leute erhielten den Befehl, ihn nie, und unter keinem Vorwand vorzulassen. Er kam nicht. Das befremdete mich, aber es war mir lieb, mochte es nun Zufall oder Selbstgefühl seyn, was ihn abhielt, sich einer beschämenden Abweisung auszusetzen. Auch in keiner Gesellschaft begegnete ich ihm in diesen Tagen. Er war, wie ich hörte, viel bey seiner halbvergessenen alten Geliebten, er machte seine Abschiedsbesuche, hatte viel zu thun, und sollte in ein Paar Tagen abreisen.

So stand Alles bis gestern Nachts. Ich kam aus der Gesellschaft etwas spät nach Hause. Ich kleidete mich aus, schickte mein Frauenzimmer fort, und wollte, wie gewöhnlich, noch etwas lesen, ehe ich zu Bette ging. Ein seltsamer Geruch wie von etwas Angebranntem machte mich aufmerksam. Ich stehe auf, nehme das Licht und folge der Spur. Im nächsten Zimmer ist nichts zu entdecken, eben so wenig im äußeren. Ich durchsuche Alles genau. Es mochte eine halbe Viertelstunde darüber hingegangen seyn. Aber der Geruch dringt jetzt stärker zu mir. Er scheint aus meinem Schlafzimmer zu kommen. Ich kehre mit steigender Angst zurück, ich öffne das Zimmer, eine Rauchwolke quillt mir entgegen,

ich höre ein Getöse, meine Leute stürzen auf der anderen Seite herein, und das Geschrey: Feuer! Feuer! füllt das Haus. Fremdes Volk dringt in den Hof. Ich frage, wo es denn brennt? Man nennt das Kabinett dicht an meinem Schlafzimmer. Dort hat man von der Straße her die Helle gesehen. Jetzt tritt der Polizeyoffizier in's Zimmer, den der Lärmen herbeygezogen. Wir eilen alle auf das Kabinett zu, und — stelle Dir mein Entsetzen und die Befremdung der Andern vor! — Lothar, im Überrocke, ohne Hut, tritt uns entgegen. Was ist das? rief ich: Wie kommen Sie hierher? und ein eiskalter Schauer überlief mich; denn das Kabinett hat keinen Ausgang, als die Thür, an der wir standen.

Er lächelte seltsam. Es schien, als sinne er auf eine passende Antwort. »Der Feuerlärm — der Gedanke an Ihre Gefahr, gnädige Frau! — Ich wollte Ihnen meine Dienste anbiethen.«

Ich war vernichtet. Der Polizeykommissär sah uns mit einem Blicke an, der Alles zu enträthseln und die unvermuthete Zusammenkunft auf's Verdächtigste zu deuten schien. Indessen hatten die Leute Alles durchsucht. In einem Winkel zwischen dem Kabinett und dem Schlafzimmer, wo die Öfen geheitzt werden, und vorrä-

thiges Holz lag, war dieses, weiß Gott wie? in Brand gerathen, die Flamme hatte zum Schornstein hinausgeschlagen, und der Rauch war durch den Franklinofen hereingedrungen. Wie das Kabinett sich erleuchtet, wie der Niederträchtige hereingekommen — Alles bleibt ein ewiges Räthsel. Er entfernte sich sogleich. Sein Hut fand sich auf einem Tische im Vorzimmer. Die Leute verliefen sich. Ich blieb allein. Mit welchen Gedanken? kannst Du errathen.

Was diese Geschichte für einen Eindruck machen, und wie man mich beurtheilen wird, ist ein Abgrund, in den zu blicken ich nicht wage. Daß ich unschuldig bin, daß nur die niedrigste Bosheit, oder die unseligste Verkettung der Umstände hier im Spiel war, ist sicher. Meine Leute wollen von nichts wissen, und Keines will Lothar hereingelassen haben. Alle meine Nachforschungen bleiben fruchtlos, und dienen nur dazu, die Sache lauter und mich verdächtiger zu machen. O ich bin am Rande der Verzweiflung! Komm, komm Bruder, und räche — oder tödte Deine Schwester!

Sechs und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Aus der Residenz den 15ten August 1813.

Was waren das für Tage, liebe Clara! Von welchen Auftritten mußte ich ein unglücklicher Zeuge seyn! Jetzt erst, da Alles vorüber, da das Entsetzen des ersten Eindrucks schwächer geworden ist, und jene heftig gespannten Empfindungen einer wehmüthigen Trauer Platz gemacht haben, fühle ich mich im Stande, Dir davon Nachricht zu geben. Gott! Wie weit, in welche Abgründe kann eine ungeregelte Leidenschaft uns führen, und was sind die blendendsten Talente des Geistes, die reichsten Gaben der Natur, wenn keine höhere Richtung und kein religiöser Sinn sie zügeln, und zu ihrem wahren Ziele führen?

Es hat sich so entsetzlich viel in den Raum von kaum vierzehn Tagen gedrängt, und meine Seele ist abwechselnd der Schauplatz so streitender Empfindungen geworden, daß ich mich mit Anstrengung besinnen, und wohl nachdenken muß, um die Reihe zu finden, in der sich Alles begab, und somit einen Leitfaden zu haben, an dem ich Dich durch dieß Gewirre von Begebenheiten durchführen kann.

Mein kurzer, entzückter Brief über Ludwigs Befreyung ist in Deinen Händen. Ich weiß nicht mehr recht, was ich damahls geschrieben; nur so viel weiß ich, daß ich mich mehr im Himmel, als auf Erden glaubte. Seitdem hat sich freylich auch in dieser Rücksicht Manches geändert. Ich habe Ludwigs und seines Bruders Briefe mehr als einmahl überlesen, und Vieles, ach, sehr Vieles gefunden, das mein erstes Entzücken gedämpft hat. In meines Ludwigs Brust scheint ein Dorn zu liegen, der ihn tief verletzt, und der heraus muß, sollte ich auch baarfuß, wie eine Pilgerinn des heiligen Grabes, durch Deutschland zu ihm wallen, um ihn zu überzeugen. Aber er liebt mich noch, und daran hält sich meine Seele mit stiller Hoffnung fest. — Doch jetzt ist nicht die Zeit, davon zu schreiben, und in

dem Gefühl einer ganz frischen, qualvollen Erinnerung verschwindet jede Rücksicht auf eigene Anliegenheiten. Höre also:

Schon seit längerer Zeit trägt sich die große, aber im Klatschen sehr kleine Welt mit allerley Anekdoten und Gesprächen über die Gräfinn Lichtwerth, die unglückliche Rosalie, und ihren von Beyden begünstigten Verehrer Lothar, der jetzt am Hofe eine höchst bedeutende Rolle spielt, und um dessentwillen ich jede Gelegenheit vermeide, wo ich viele Menschen und so auch ihn treffen könnte.

Gräfinn Lichtwerth muß sich auf eine Art gegen ihn benommen haben, die einen kühnen Verführer wenigstens zu Hoffnungen berechtigt, und wenn ich auch nach dem Bild, das mir aus früherer Zeit von ihrem Character vorschwebt, unmöglich denken kann, daß sie nur das Geringste gestattete, was den Anstand verletzen könnte, so, glaube ich, ist es bey so unternehmenden Menschen, wie Lothar, schon ein gewagtes Spiel, ihre Wünsche nur zu reizen, und sich mit ihnen in was immer für einen Wettkampf des Stolzes oder Witzes einzulassen. Ich habe das vor drey Jahren wohl gefühlt, als er sich mir bey meinem ersten Erscheinen in * * bad als ein geistreicher

Mann und sinnvoller Schmeichler zeigte, der es verstand, auch der verschämtesten Eigenliebe auf eine höchst angenehme Art zu huldigen. Ich sah zu meinem Glücke bald ein, daß ich hier weder mit den Waffen des Geistes noch der Klugheit im ungleichen Kampf gegen einen in allen Künsten und Lastern der großen Welt ausgelernten Wüstling auslangen könnte, und zog mich zurück. Er mag mich für blöde und kleinstädtisch gehalten haben; aber sey es! Ich ertrage sehr gleichgültig die nachtheilige Meinung solcher Menschen. Das hat, wie es scheint, Gräfinn Lichtwerth nicht vermocht. Sie reizte es, den Unüberwundenen zu besiegen, den Stolzen zu beugen, und die Huldigungen des Geistreichsten zu empfangen. Sie glaubte sich dem Kampfe gewachsen, und sah die Unzulänglichkeit ihrer Vertheidigung erst dann ein, als es zu spät war, um sich ohne beleidigendes Aufsehen zurückzuziehen. So wenigstens deute ich mir die vorhergehenden Begebenheiten, ohne daß ich doch die letzten verstehen kann.

Es mögen zehn Tage seyn, als in dem Hotel, das die Gräfinn seit der Abreise ihres Mannes allein bewohnt, in einem Gemache, nahe bey ihrem Schlafzimmer, Feuer auskam. Es war spät,

und beynahe Mitternacht. Man eilte auf ihr Zimmer. Man hatte die Helle der aufschlagenden Flamme in einem Kabinett bemerkt, das an ihr Schlafzimmer stößt, und in welches man nur durch dieses gelangen kann, weil es sonst keinen Ausgang hat. Man fand die Gräfinn verstört, man öffnete das Kabinett — und Lothar war in demselben verborgen. Dem Anschein nach konnte er nur durch ihr Zimmer, und also nur mit ihrem Willen, hineingekommen seyn; dennoch schien sie sehr befremdet, ja erschrocken. — Was eigentlich vorgefallen ist, weiß Gott; aber die Geschichte lief am folgenden Tage von Mund zu Mund, und der Ruf dieser Frau, der vorher so fleckenlos gewesen, ist nun auf eine Art zernichtet, daß es ihr schwer werden wird, ihn herzustellen, obwohl ich im Grunde meines Herzens wenigstens an keine üble Absicht bey diesem wunderbaren Besuch glaube.

Aber Ida's zerstörter Nahme war nicht die einzige traurige Folge dieser Begebenheit. Das Gerücht gelangte zu der unglücklichen Rosalie, vergrößert mit höchst nachtheiligen Zusätzen für Lothar sowohl, als die Lichtwerth. Sie hörte es, sie sah ihr Unglück entschieden, sich öffentlich einer glücklicheren Nebenbuhlerinn aufgeopfert,

und ergab sich der Verzweiflung. Zweymahl hatte sie noch an dem Morgen nach dem Feuer zu Lothar gesendet, und ihn beschworen, zu ihr zu kommen. Der Unmenschliche, der sie überhaupt diese letzte Zeit her durch seine Kälte mißhandelt hat, entzog sich ihren flehentlichsten Bitten, und kam nicht.

In der schrecklichsten Lage brachte sie nun einige Stunden zu. Alle ihre körperlichen Leiden erwachten; sie glaubte zu sterben und wünschte nichts sehnlicher. Nach Tische sandte sie noch einmahl hin. Die Nachricht kam zurück, daß der Oberste nicht zu Hause, sondern beym Fürsten wäre, um sich zu beurlauben, und daß die Reisewägen für den nächsten Morgen gepackt ständen. Rosalie hatte sein heiliges Versprechen, daß er sie mit sich nehmen wolle. Diese Nachricht, und der Umstand, daß er ihr gar nichts zu wissen gethan, waren ein Donnerschlag für sie. Sie raffte sich auf, sie ließ sich ankleiden, trotz der Bitten und Thränen ihrer Leute, die sie beschworen, ihre Gesundheit zu schonen, denn sie liebten sie wahrlich. »Mein Leben ist verfallen, hatte sie einigemahl in dumpfem Schmerz gesagt. Ich bringe ihn zurück, oder—«

Endlich war sie gekleidet. Man trug sie bey-

nahe in den Wagen. Sie fuhr am Hause der Lichtwerth vorüber. Lothar trat in dem Augenblick hinein. Rosalie sank ohnmächtig in die Arme der Kammerfrau, die sie wider den Willen ihrer Gebietherinn begleitet hatte. Man brachte sie halbtodt nach Hause, und die Kammerfrau kam mit dem dunkelnden Abend in Thränen auf mein Zimmer, und beschwur mich, bey Allem, was mir heilig sey, ihrer unglücklichen Gebietherinn beyzustehen, die in einer Art von Geistesabwesenheit läge, und unter mehreren irren und verworrenen Ideen auch von mir und meinem Hasse gegen sie, der sie drücke, spräche.

Ich fühlte mein Innerstes bewegt, und war sogleich entschlossen, die Arme zu besuchen, wenn mein Anblick ihr in diesem Zeitpunct nicht vielleicht zu erschütternd wäre. Die Kammerfrau ging voraus, sie brachte ihrer Gebietherinn die Sache bey, und kam sogleich, mich zu rufen.

Mein Gott! Welch ein Anblick! Geisterbleich, mit wilden, verworrenen Blicken, und so leidend und ausgezehrt, wie ihre vortheilhafte Art sich zu kleiden mich früher nie hatte bemerken lassen, lag das einst so schöne, so hinreißende Geschöpf, mit der Verzweiflung kämpfend vor mir. Als ich eintrat, streckte sie mir die Arme entge-

gen, und ich, Alles vergessend, flog an ihre Brust.

Sie lag lange halb ohnmächtig in meinen Armen. Endlich richtete sie sich auf, ein Lächeln zuckte um die zitternden Lippen. — O das hat wohl gethan! rief sie, und wischte eine Thräne aus den Augen, der bald noch mehrere folgten: Haben Sie Dank! Tausend Dank für Ihre Menschlichkeit, zu mir zu kommen! Sie wollte meine Hand küssen. Ich verwehrte es, und umschlang sie noch einmahl, indem ich einen Kuß auf ihre eiskalte Stirn drückte.

Sie wurde ruhiger, sie konnte weinen, sie wollte mir erzählen. Ihre Schwäche hinderte sie. Endlich fragte sie schüchtern und mit Umschweifen nach Fahrnau's Schicksal. Wie konnte ich der Unglücklichen diesen Trost versagen? Ich ließ sie mir Verschwiegenheit zusichern, und entdeckte ihr Ludwigs Rettung. Sie blickte weinend zu mir auf: O Dank! Dank! Doch noch Eine Freude!

Ich blieb bey ihr. Ich suchte sie zu erheitern. Es war vergeblich. Alle ihre Gedanken drehten sich nur um Einen Punct: Lothars entschiedene Treulosigkeit, und seine Abreise. Noch regte sich ein Schimmer der Hoffnung, daß er nicht ohne sie weggehen würde. Ich ging in diese Ansicht

ein. Ich machte ihr wahrscheinlich, was es mir nicht war; denn welche Schonung und Liebe ließ sich wohl von diesem Menschen erwarten? Was mich aber am tiefsten beunruhigte, waren die Grundsätze der Unglücklichen in Rücksicht auf ihre Zukunft, und ihr Verhältniß zu Gott. Rosalie war von christlichen Ältern geboren, und der Stand ihres Vaters hätte sie sogar pflichtmäßig zur Religion führen sollen. Dennoch ist sie nie Christinn gewesen, und selbst die bloßen Lehren der reinen Vernunft- oder sogenannten natürlichen Religion, waren bey ihr so seltsam mit philosophischen und fatalistischen Grundsätzen verwebt, daß ich sie voll Schauer und Mitleid jeden Trost, jede Hoffnung, den mir mein Glauben in kummervollen Stunden gebothen hatte, mit einem zweifelhaften Lächeln abweisen sah. Sie konnte nicht glauben, und in diesen Augenblicken war der Zeitpunct nicht, sie über so wichtige Wahrheiten zu belehren. Dumpf und ergeben in den Urtheilsspruch einer unentfliehbaren Macht, die sie bald Natur, bald Gott, bald Schicksal nannte, sah sie Alles, was sie seit ihrer Jugend geirrt, gelitten, verschuldet, als eine unausweichliche Verkettung an, erzeugt aus Anlagen und einem Empfindungsvermögen, für

das sie eben so wenig verantwortlich war, als für die Farbe ihrer Haare, und aus den Einwirkungen des Zufalls, oder böser Menschen.

Sie konnte nichts dafür. Sie war ein unglückliches Ziel, das jenes Wesen sich ersehen, um alle seine Pfeile darauf zu versenden, weil es eben Glückliche und Unglückliche in der Welt geben, und Alles in die Wirklichkeit treten müsse, was in der Idee möglich sey. Darum sey ein Geschöpf wie sie geworden, dem alle seine Bemühungen, dem Elend zu entfliehen, nur zu neuen Verstrickungen und Leiden wurden, und das jetzt mit einem siechen Körper und zerstörtem Geist einem düstern Ende der mühevollen Laufbahn entgegensehe.

Mit Grauen glaubte ich zu ahnen, wohin diese Grundsätze führen könnten, und mich überlief es eiskalt. Das schreckliche Wort wurde zwar nicht ausgesprochen; aber ich sah alle Kräfte und Wünsche ihres Wesens darnach gestimmt.

Mit ängstlicher Spannung hatte sie die ganze Zeit über noch stets auf einen Besuch Lothars gehofft. Jedes Geräusch machte sie zusammenfahren, jede aufgehende Thür regte ihr Innerstes auf; aber er kam nicht, und es war deutlich, wie ihr Geist immer in düstrere Vorstellun-

gen versank, und sich immer heftiger auf jenen unglückseligen Punct richtete. Ich schied spät von ihr, und mit dem Versprechen, sie am Morgen zu besuchen. Morgen! sagte sie, und sah mich mit trüben, starren Augen an: Morgen! Da wird viel entschieden seyn. Nun gute Nacht! Gute Nacht! O die Nacht ist immer wohlthätig, und den Unglücklichen sollte man nie — nie wecken. Es ist nichts schrecklicher, als das Erwachen eines Verzweifelnden!

Am andern Morgen, sobald meine häuslichen Geschäfte besorgt waren, eilte ich zu Rosalien hinauf. Ihre trübe Ahnung hatte eingetroffen. Lothar war abgereiset, ohne sie. Nur ein Billet hatte er zurückgelassen, worin er ihr mit wenigen, ziemlich frostigen Worten sagte, daß ein dringender Befehl seines Marschalls ihn zwänge, eiligst abzureisen, es scheine, die Unterhandlungen in Gitschin näherten sich ihrem Ende, Österreich würde aller Wahrscheinlichkeit nach die Sache der übrigen Deutschen ergreifen, und die Feindseligkeiten würden nächstens ausbrechen. Er müßte zu seinem Regiment, es sey ihm unmöglich, Rosalien in ihrer jetzigen Kränklichkeit auf dieser Courierreise mitzunehmen, und eben so wenig habe er gestern einen Augenblick finden können,

sich von ihr zu beurlauben. Übrigens würde er trachten, ihr in einiger Zeit wieder Nachricht von sich zu geben.

Sie lag nicht mehr zu Bette, als ich eintrat. Gekleidet, aber wo möglich mit noch zerstörteren Zügen als gestern, ein Bild der Verzweiflung, saß sie auf dem Kanapeh, und reichte mir den Brief, ohne ein Wort zu sagen. Ich hatte gelesen, und verstand seinen Inhalt wohl. Lothar machte sich auf eine höfliche Art von einer Verbindung gänzlich los, die ihm lange lästig gewesen, und die er, wie ein Gefangener das Ende einer gesprengten Kette, hindernd und unbequem noch eine Weile nach sich gezogen hatte.

Doch versuchte ich es, ihr einige Worte der Beruhigung zu sagen; aber sie wies mich mit der Hand, ohne zu reden, ab. Sie schien über das, was sie zu denken und zu erwarten hatte, vollkommen klar zu sehen. Und was war auch nach allem Vorgegangenen zu hoffen? Nach und nach löste die stumme Verzweiflung sich in einzelne heftige Klagen auf, in Klagen, die die tiefe Nacht eines zerrissenen Herzens ohne einen Strahl des Trostes oder der Ergebung zeigten. Das Einzige, was ihr ein angenehmes Gefühl zu geben schien, war mein Dableiben, und so

beschloß sich denn — so peinlich der Anblick eines solchen Gemüths auf mich wirkte — mich ihr, so lange sie meiner bedürfte, nicht zu entziehen, und ihr so viel zu leisten, als ich könnte. Fahrnau hatte sie einst geliebt. Ich ehrte ihn in dem Liebesdienst, den ich seiner unglücklichen Freundinn erwies. Doch sah ich wohl, daß alle meine Bemühungen, auch nur eine Ahnung von Geduld oder Fassung in sie zu strömen, vergeblich waren. Ich verließ sie so wenig als möglich, und wenn ich einen Augenblick nach meinen Kindern sehen mußte, stellte ich die Kammerfrau zur Hütherinn über sie; denn ich fürchtete ein unglückliches Vorhaben, das sich in der nächtlichen Tiefe ihres Gemüths zu bergen schien. So verging endlich auch dieser Tag, und es war, als ob mit den Schatten des Abends sich die Schatten, die das Schicksal über sie geworfen, noch mehr verdunkelten. Vielleicht war dieß die Zeit, wo der Bösewicht sie ehemahls zu besuchen pflegte.

Sie ließ mich lange nicht weg. Es lag etwas auf ihrer Brust, das sie gern herunter gesprochen hätte; aber es fehlte ihr an Muth, oder an Kraft. Ich redete ihr liebreich zu, ich suchte ihr ein schmerzliches Geständniß zu erleichtern, ich suchte noch einmahl nur aus den Ansichten der Vernunftreli-

gion einigen Balsam in ihr Herz zu träufeln. Sie vermochte nicht, ihn aufzufassen. Zerstörte Hoffnung, gekränkte Liebe, gebeugter Stolz hatten alle Zugänge desselben verschlossen. Ich ging endlich gegen Mitternacht, weil sie mich selbst bath, zu ruhen, und morgen recht zeitig wiederzukommen; aber ich schärfte ihren Leuten ein, sie aufs genaueste zu bewachen, und auch nicht einen Augenblick allein zu lassen. Als ich auf mein Zimmer kam, fühlte ich, daß ich nicht ruhen, daß ich vor den peinlichen Empfindungen, die diese Scenen in mir aufgeregt hatten, und vor dem Bild der Verlassenen, wie sie so bleich, so zerstört da gesessen, und mit so hohlen Lauten gesprochen hatte, lange keinen Schlaf finden konnte.

Noch einmahl las ich ihr letztes Gedicht, das sie vor Kurzem gedichtet hatte. Jetzt verstand ich erst ganz die düstere Gluth desselben. Der Pinsel ist in Feuer getaucht, aber es ist eine verzehrende Flamme; und so schön es ist, so hätte ein Weib es entweder nie machen, oder nie drucken lassen sollen. Wie kann man seine Gefühle, seine Verlassenheit so der Welt und dem Treulosen kund geben?

Mir war sehr heiß, und mein Innerstes in widerlicher Bewegung. Ich trat an's offene Fen-

ster. Die schwüle Sommernacht lag unter Gewitterwolken auf der Stadt. Keine freye Luft, keine Formen majestätischer Berge, die sich selbst in der Dunkelheit schön gegen den Nachthimmel abschneiden, wie in meinem Rosenstein, kein Brausen der Waldwasser durch die Stille, nur todte Steinmassen, von verlöschenden Laternen hier und da, wie von Grabeslampen, traurig beleuchtet, und selten eine dunkle Gestalt, die geisterhaftig und ungewiß durch die Finsterniß hinglitt!

Ich ging zurück. Da stand die Thüre in das Zimmer meiner Kinder offen, und wie ein schnelles Licht fiel der Gedanke, mich an dem Anblick der Unschuld zu erhohlen, in mein Gemüth. Ich trat zuerst an Mariens Bett, das in meinem Alkov steht. Sanft und schuldlos, wie der Engel, der sie bewachte, lag die Kleine da, leise athmend, die Händchen auf der Brust gefaltet, ganz Unschuld, ganz Friede! Ich stand lange, und fühlte, wie ein beruhigendes Gefühl mit diesem Anblick in meine Brust drang, und die empörten Wellen sich zu legen anfiengen. Nun ging ich an Adolphs Lager. In einer kühnen Stellung, den einen Arm unterm Haupt, den andern weit von sich gestreckt, lag er da. Seelenreinheit, hohe Unschuld und erwachendes Gefühl der Kraft ver-

schmolzen in seiner Stellung, in seinen Zügen, ach, in den Zügen, die die seines Vaters sind! Ludwigs Bild erhob sich vor mir, ein warmes Gefühl der Liebe und Sehnsucht nach ihm vertrieb die letzten kalten Schatten, die letzten verworrenen Empfindungen aus meiner Brust. Ich faltete meine Hände, verrichtete mein Abendgebeth, in das ich, nebst den theueren Geliebten, auch die unglückliche Rosalie recht inbrünstig einschloß, legte mich hierauf nieder, und schlief ein.

Ein dumpfer Schlag, den ich im ersten Augenblick nicht für das erkannte, was er war, weckte mich sehr früh. Ich hatte wenig geschlafen, Die Natur kämpfte zwischen Schlummer und Wachen. Allmählig wurde es laut im Hause, man lief hin und her, ich hörte rufen, über mir hastig gehen, Thüren auf und zuschlagen. Da stürzte Adolph ganz bleich in mein Zimmer. Mutter! sagte er: Ich habe dir etwas zu berichten, daß dir sehr unangenehm seyn wird; aber ich weiß, du bist klug und fromm, du wirst dich fassen. Ich zitterte. Noch halb vom Schlaf betäubt, wußte ich nicht, was ich denken sollte. »Es ist ein Unglück im Hause geschehn.« — Marie! schrie ich, und das Kind lief zur Thüre herein, als es mich

rufen hörte. Ich umfaßte sie. Ach mir war leicht! In diesem Hause hatte ich ja nichts so theures, als meine Kinder! — Aber in der nächsten Minute schoß es mir ahnend auf's Herz. Mein Gott! Die Sarewsky? rief ich.

Ja, Mutter! sagte der besonnene Knabe: Es ist ein großes Unglück geschehen. Man läßt dich bitten, hinauf zu ihr zu gehen; sie ist sehr übel.

Sie ist todt! rief ich, und sie hat sich den Tod selbst gegeben!

Der Knabe schauderte, und schwieg. — Ich zitterte am ganzen Körper, daß ich nicht vermögend war, aufzustehen.

»Sie lebt noch; aber sie ist nicht mehr bey sich. Vor einer Stunde — hast du den Fall gehört? — hat sie sich aus dem Fenster auf das Steinpflaster herabgestürzt.«

Nun war mir Alles klar. Ich wollte aufstehen; aber die Kinder mußten mir helfen, denn ich vermochte es nicht allein. Nach und nach verlor sich der erste Eindruck des Schreckens. Adolph erzählte so besonnen! Er benahm sich so männlich! Ich erhohlte mich, und trat den Schmerzensweg an.

Rosaliens Leute waren alle in der größten

Bestürzung, und ich erfuhr in wenigen Worten die entsetzliche Geschichte.

Als ich fortgegangen war, hatte sie die Kammerfrau schlafen gehn geheißen; aber diese weigerte sich unter einem schicklichen Vorwand bestimmt, sie zu verlassen, und Rosalie willigte sehr unmuthig in ihr Dableiben. Sie selbst ging nicht zu Bette. Sie kramte in ihren Papieren, in ihren Kostbarkeiten, trug Eines dort, das Andere dahin, und antwortete auf das Befragen der Kammerfrau, daß sie ihre Sachen zur Abreise ordnen, und dem Obersten aufs schleunigste folgen müsse. Dann schrieb sie noch lange an einem Hefte, an welchem die Kammerfrau sie oft schreiben gesehen, siegelte es zuletzt, machte die Aufschrift — an mich! und übergab es dem Secretär. Es war ihr letzter Wille, der mir heilig seyn soll, und ihre Lebensgeschichte, die sie schon früher aufgesetzt zu haben scheint.

Gegen den Morgen war sie ruhiger geworden, und hatte zu Bette zu gehen verlangt, auch wirklich geschlafen, oder sich zu schlafen angestellt, um die bewachende Person zu täuschen. Aber diese ließ sich von dem Anschein der Ruhe nicht blenden, denn sie liebte ihre unglückliche Gebietherinn zu sehr. Nach sechs Uhr früh fuhr Rosalie plötzlich

empor, als ob eine schnelle Übelkeit oder ein Schwindel sie ergriffen hätte. Sie rief um Hülfe, die Kammerfrau sprang auf. Rosalie, todtenbleich, verlangt nach einer Arzney, die sie sonst bey Ohnmachten zu brauchen pflegte, und die im dritten Zimmer steht. Die Kammerfrau vergißt in diesem Augenblick ihre Furcht und meine Warnung, und eilt, das Glas zu hohlen. Wie sie wiederkommt, ist das Bette leer, aber die Thüre des Nebenzimmers offen. Sie eilt hinein. Ein schrecklicher Schlag läßt sie ahnen, was geschieht. Sie stürzt ans offene Fenster. Ihre Gebietherinn liegt regungslos auf dem Steinpflaster des Hofes! —

Man eilte auf das Geschrey der armen Dienerinn sogleich zu Hülfe. Es war noch Leben in der Unglücklichen, aber kein Bewußtseyn.

Man brachte sie hinauf, man eilte nach Arzt und Wundarzt. Es war zu spät — und wer hätte ihr die Rückkehr ins Leben wünschen mögen!

Bis ich hinauf kam, war sie bereits verschieden, und der Tod hatte in diesen regelmäßigen Zügen die Ruhe wieder hergestellt, welche Leidenschaften und Unglück daraus vertrieben. Unendlich schön, und so ruhig, wie ein schlafendes Kind, lag sie vor mir, ganz eine Andere als gestern und vorgestern in der wüsten Verzweiflung

ihres gemarterten Wesens. Außer einer Wunde an der Stirn, die mit einem schneeweißen Tuche verbunden war, sah man keine Spur der Verletzung an der lieblichen Hülle dieses unglücklichen, nun endlich befreyten Geistes. Ich stand vor ihr. Was für Bilder gingen vor mir vorüber! Ich sah sie in ihrer rührenden Schönheit, wie sie in * *bad uns allen, und am meisten einem nur zu empfänglichen Herzen erschienen war. Ich dachte sie mir in dem blendenden Schimmer ihrer Pracht auf den Hoffesten vor zwey Jahren, in dem Glanz ihres dichterischen Ruhms, verehrt, bewundert von ihrem Vaterlande. Und nun! — O was ist der Mensch! Und was ist sein Stolz auf die Güter dieser Erde!

Ich faßte ihre kalte Hand, und drückte einen Kuß auf diese verblichenen Lippen. In diesem Augenblicke überreichte mir der Secretär, den Lothar ihr zurückgelassen, und den man eiligst gerufen hatte, das Paket. Ich erbrach es, küßte das theuere Vermächtniß, und gelobte, es treu zu erfüllen.

Sie hat ihre Leute sehr schön bedacht, wie sie denn überhaupt eine freundliche Gebietherinn war. Das Vermögen selbst, welches sehr beträchtlich ist, weiset sie mit großherziger Rück-

ſicht an die Familie ihres zweyten Gemahls, des Barons von Fallſtädt, von dem es herrührt, zurück. Dann hat ſie noch eine ſehr ſchöne Stiftung für ein Paar verwaiste Mädchen angeordnet, wozu aus dem Verkauf ihres koſtbaren Schmuckes und anderer Nippen der Fond erſchaffen werden ſoll.

Den größten Theil des Pakets macht ihre Lebensgeſchichte aus, die ich Dir in Abſchrift ſende. Sie iſt höchſt merkwürdig, und wirft ein entſchuldigendes Licht auf die Denk- und Handlungsweiſe der Unglücklichen.

Am folgenden Tage brachten wir ihre Reſte mit dem ihrem Range gemäßen Anſtand zur Ruhe. Ich konnte nicht viel leiſten, denn ich war ſehr angegriffen; aber Piatti, der Secretär, ſcheint ein redlicher und geſchickter Menſch, und Du kannſt nicht glauben, wie geſetzt und zweckmäßig ſich Adolph mit einer Beſonnenheit, die man dem zwölfjährigen Knaben nicht zutrauen ſollte, in allen dieſen Geſchäften brauchen ließ, während Marie meiner mit ſtiller Sorgfalt und großer Aufmerkſamkeit wartete.

O warum hat Roſalie nie die Mutterfreuden gekannt! Sie würden ihr ſchönes Gefühl vor manchem Abweg, ihr Leben vor manchem Schmerz

bewahrt haben. Und wer wagt es, sie zu verdammen, wenn er ihre Geschichte gelesen hat? O Friede mit deiner Asche, du Unglückliche, und Gottes Erbarmen mit deinem müden Geiste!

Ich habe an diesem Briefe vier Tage geschrieben; denn ich vermochte nie, mich lange bey den ergreifenden Wiederhohlungen so schmerzlicher Ereignisse zu verweilen. Leb wohl! Sobald ich mich ganz wohl fühle, hörst Du wieder von mir.

Geschichte einer Unglücklichen.

Mein erster Eintritt in die Welt war ein Unglück, und ein unfreywilliges Verbrechen zugleich. Meines Vaters bittere Thränen flossen auf meine Wiege, Gram und Kummer begrüßten ihre Geweihte auf des Daseyns Schwelle, meine Geburt kostete das Leben meiner Mutter.

Meinem Vater blieb die Sorge für mich, und man muß diesen Vater gekannt haben, um zu fassen, was es einem Mann von seinem Geiste und Gemüthe für Opfer gekostet hatte, um die Erziehung einer Tochter von der ersten schwachen Kindheit an bis zum jungfräulichen Alter, allein,

ohne weibliche Beyhülfe, als die einer betagten und beschränkten Verwandten, die die Wirthschaft des Hauses führte, zu vollenden.

Mein Vater war ein gelehrter Theologe; er war noch mehr, auch ein sehr scharf denkender Geist, vor dessen Ansichten so manche Nebel des Irrwahns und altgehegter Vorurtheile zerflossen. Klar und faßlich gestaltete sich ihm die Welt, ein großer Überblick vereinigte Alles in Eins. Ihm war in Glauben und Schauen Eins Alles, und Alles Eins.

Dieß helle Erkennen duldete keine trüben Nebel mehr, die, aus einzelnen Gemüthern längst und unlängst vergangener Jahrhunderte aufgestiegen, die große Idee bald verfinsternd, bald phantastisch verbildend, der Menschheit Zerrbilder für Urschöne, Träume für Wahrheit gaben. Sein Herz umfaßte seine Brüder mit warmer Liebe, er sah in ihnen Ausflüsse desselben Urquells, dem er sein Daseyn dankte, und Funken desselben Lichts, das auch in ihm flammte. Wie hätte er ihnen vorenthalten sollen, was ihm überzeugend hell erschienen war, wie Dunst und Schatten um sie hegen sollen, die gleich ihm heilige Ansprüche an Erkenntniß hatten?

Wie er dachte, so fühlte er, und wie er

fühlte, so lehrte und predigte er. Seine kleine, nicht reiche Pfarre lag in einem wildromantischen Thale am untern Rhein. Seine Pfarrkinder liebten ihn, denn er war nicht bloß ihr Lehrer, er war auch ihr Vater. Aber seine Mitbrüder haßten ihn eben darum. Sie nahmen von seinen Predigten den Anstoß. Er wurde als einer, der der orthodoxen Lehre zuwider predigte, beym Consistorium verklagt, und endlose Verdrießlichkeiten häuften sich auf das Haupt des muthigen Bekenners der Wahrheit.

Ich wuchs auf. Mein Vater war mein Lehrer, mein Beyspiel, die Quelle alles meines Erkennens und Fühlens. Durch Lectüre, Unterricht und die schöne Natur um mich her entwickelte sich früh meine Anlage zur Dichtkunst. Auf den Hügeln, wo das träumende Kind in süßer Verlorenheit, in seligem Zerrinnen in's All saß, antworteten bald die Felswände seinen Liedern, und ich dichtete, ehe ich eigentlich wußte, was ein Gedicht sey. Hochwillkommen war meinem Vater diese Erscheinung, und er bildete den göttlichen Funken mit Liebe und Aufmerksamkeit aus. Er las die besten Dichter alter und neuer Zeit mit mir, und wo möglich in ihren Ursprachen, die er mich verstehen und richtig schreiben

lehrte. Ich habe schon gesagt, daß mein Vater sehr gelehrt war. Außer den gewöhnlichen alten und einigen orientalischen Sprachen, welche ihn auf seinem Untersuchungswege über den Glauben der Nationen zur rechten Quelle geleitet hatten, sprach und schrieb er Englisch und Französisch, und verstand Spanisch und Italienisch.

Shakespear und Dante, Milton und Klopstock, Rousseau und Calderon wurden in ihrer Mundart gelesen, die Tragiker der Römer und Griechen machten treffliche Übersetzungen mir verständlich, und so schwelgte mein Geist in hohen Genüssen, in einem Alter, wo sonst noch kaum der dumpfe Kindersinn einigen helleren Anschauungen zu weichen beginnt.

O was waren das für schöne Stunden, wenn wir in der Laube unseres Gartens, die uns die Aussicht auf ein ewig grünes, mit waldigen Anhöhen und Felsenparthien umschlossenes Thal gewährte, beysammen saßen, mein Vater mit bewegter Stimme die Gesänge jener Riesengeister vortrug, oder mich mit richtigem Accente lesen lehrte, jede Schönheit tief empfunden, jeder Funke des göttlichen Geistes erkannt, jede herrliche Idee mit Liebe verfolgt ward! So war ich fünfzehn Jahre alt geworden, und hatte unser

stilles Thal nur selten verlassen, um die Muhme etwa auf den Jahrmarkt in die benachbarte Stadt zu begleiten, wo sie, für die Bedürfnisse des Hauses sorgend, ihre Vorräthe ankaufte, und ich gaffend und träumend neben ihr herging; denn all das Treiben und Trachten, welches ich hier sah, hatte wenig Werth für mich. Ich verstand diese Menschen nicht, die so gierig nach einem Gewinn von einigen Groschen schnappten, und sich, um etwas besser zu essen und stattlicher zu wohnen, so müde laufen konnten. Gern kehrte ich jederzeit in mein stilles Thal und die grünumlaubte Pfarrwohnung zurück, und meine einzige Beschäftigung außer jenen Stunden des Unterrichts, oder des eigenen Lesens, war die Pflege meiner Blumen. Nur dieser Theil der Gartenlust schien mir eines fühlenden Wesens werth, denn nur er allein war uneigennützig; und wie die wahre Schönheit keinen Nebenbegriff der Nützlichkeit duldet, so sollte die Liebe zu den Werken des großen Alls rein, und nicht eine durch Aussichten auf Frucht und Lohn verunstaltete Wirkung der Wirthschaft oder Gewinnsucht seyn.

Es waren wohl nicht meine eigenen, es waren meines trefflichen Vaters Gefühle und Ansichten, die sich in mir auf diese Art ent-

wickelten. Auch ihm galt die Materie, welche den reinen Urstoff einhüllt, wenig, und wohl möchte man von ihm, wie Lucan vom Cato, sagen:

Ihm war's ein festlich Mahl, den Hunger stillen,
Des Römers rauhe Toga, die vor Frost
Die Glieder schützte, ihm ein Feyerkleid.

Mit diesen Ansichten ist noch Niemand reich geworden. Aber unsere Genügsamkeit hätte uns doch vor Mangel schützen können und sollen, wenn nicht der Krieg hinab und hinauf am schönen Rheinstrom gewüthet hätte. Er zerstörte den friedlichen Segen seiner Thäler und die stille Ruhe unsers einfachen Lebens. Unser kleines Vermögen ward sein Raub. Die freyen Ansichten meines Vaters in Rücksicht der Religion fanden jetzt neuen Anstoß, seit man, durch das furchtbare Beyspiel jenseits des Rheins erschreckt, vor jedem kühnen Gedanken doppelt erzitterte. Feinde benutzten diesen Anlaß gern. Meinem Vater ward untersagt, seine Grundsätze von der Kanzel zu verkünden, und ihm eingeschärft, sich streng an die herkömmliche Lehre zu halten; im Übertretungsfalle stand seine Pfarre auf dem Spiel.

Hätte er solchem Befehle folgen, was er einzig und allein für wahr erkannte, verläugnen,

und um schnöden Gewinnst sein Gewissen beflecken sollen, indem er Dogmen und Geheimnisse vortrug, die er als Wahn oder Menschensatzung in seinem Herzen verwarf? Er fuhr fort, seiner Überzeugung gemäß zu lehren, und es kam der Beschluß des Consistoriums, der ihn seiner Stelle entsetzte, seinen Nachfolger ernannte, und die nahe Zeit seiner Ankunft bestimmte.

Ich kann nicht sagen, daß uns diese Nachricht wie ein Donnerschlag traf; denn sie war vorauszusehen. Nichts desto weniger wirkte sie zermalmend, wie er. Mein Vater schickte sich an, die geliebte Pfarre und die Pfarrkinder zu verlassen, denen er durch zehn Jahre ein treuer Lehrer und Vater gewesen war, und der Gedanke an diesen Abschied brach sein Herz im voraus. Nun aber stand noch eine mit allen Schrecken der Ungewißheit und des Mangels kämpfende Zukunft, und das Geschick einer sechzehnjährigen Tochter vor ihm, deren Bildung sich eben in jungfräulicher Blüthe zu entfalten anfing.

Wir verkauften, was wir entbehren konnten. Die Ältesten des Dorfes waren uns hierin mit Rath und That behülflich, und wir wanderten endlich am bestimmten Tage zu Fuß und trauernd, wie Milton's erste Ältern, aus dem Paradiese,

ohne zu wissen, wohin wir auf der wüsten, leeren Erde unsere Schritte wenden sollten.

Mein Vater hatte lange gar nicht vermocht, irgend einen Plan für seine Zukunft zu entwerfen. Den Ausweg, den ihm die meisten seiner Freunde riethen, eine Hofmeisterstelle zu suchen, schlug er aus, weil er sich von mir trennen, und meine schutzlose Jugend fremden Händen hätte überlassen müssen. Eine Professur war sein Wunsch. Er war hierzu auf vielfache Art tüchtig, seine Freunde machten ihm Hoffnung dazu, und er rechnete auf ihre Verwendung. Wir gingen nach Cassel, wo mein Vater Verwandte hatte. Aber ein Monath nach dem andern verging, eine Aussicht nach der andern zerrann, und mit ihr unsere kleine Baarschaft. Ganz gebeugt und entschlossen, jede Bedienung anzunehmen, richtete mein Vater endlich seine Schritte nach Heidelberg, wo man ihm Hoffnung gemacht hatte, bey dem Zusammenflusse der Studierenden und seinem litterarischen Ruf wenigstens vor der Hand Correpetitionen zu erhalten.

O Gott! Mit welchen Empfindungen betraten wir das schöne Neckarthal, das aus Erzählungen und Schilderungen, aus Matthisson's schöner Elegie, mir immer als der Sitz der Heiterkeit

und des stillen Glückes vorgeschwebt hatte! Es war im ersten Frühling, alle Anhöhen rings umher mit blühenden Obstbäumen bedeckt, da links die majestätische Ruine, unten der helle Strom, und vorn hinaus der Blick in die unabsehliche Ebene! Mir war, als ginge mir die Welt auf — und ach, es war auch so! Hier knüpfte sich der erste Faden meiner so tief verworrenen, unstäten Zukunft; hier sank mein früheres stilles Leben wie ein sanftes Schattenbild mit dem treuen Repräsentanten desselben, dem geliebten Vater, ins Grab!

Krank, schwerathmend, auf mich gestützt, wanderte er den Bergpfad an den wunderschönen Anhöhen hinab, stand oft ermüdet still, den Blüthenduft, den Hauch des Frühlings über die segensreiche Gegend her trinkend. Seine wunde Brust wurde durch ihren Balsam nicht mehr heil.

Wir richteten uns in einem abgelegenen Gasthofe eng und still ein. Mein Vater wurde täglich kränker. Bald konnte er das Haus nicht mehr verlassen, um seinen, ach, so dringenden Geschäften nachzugehen, endlich auch die Stube nicht, und gegen Ende des Aprillmonaths fesselten ihn Schmerzen, Mattigkeit und Sorge ans Lager.

Unsere ganze Baarschaft war dahin. Mangel

und Noth grinseten mich furchtbar an. Ich hatte nichts, gar nichts, um dem verschmachtenden Vater eine Labung zu verschaffen. Zu arbeiten wußte ich nicht, und es hätte auch hier im fremden Lande bey der Pflege des Kranken nichts gefruchtet. Ich überwand daher, was mir das Härteste war, meinen Stolz, mein Selbstgefühl, und entschloß mich, unserer Wirthinn die ganze Tiefe unsers Elends zu entdecken und sie, nicht um ein Anlehen — wovon hätten wir es bezahlen sollen? — sondern — ach Gott! um ein Allmosen zu bitten! Sie war in dem Gärtchen, das rückwärts ans Haus stieß, und worin, um der schönen Aussicht wegen auf die Berge und das alte Schloß, sich oft Studierende einfanden, da aßen und tranken. Ich hatte das Gärtchen stets gemieden. Jetzt drängte die Noth. Mit bangklopfendem Herzen trat ich in die Thüre. Studenten saßen an Tischen, tranken, schmauchten, schrieen. Die Wirthinn sah sich um, wie die Thüre ging.

»Was will Sie hier, Jungfer?«

Ich winkte ihr mit bittender Gebehrde seitwärts. Sie kam. Ich trug ihr mein Anliegen vor. Sie fing an laut und unanständig zu schimpfen. Ich beschwör sie, meiner vor den Leuten zu schonen. Das heftige Gespräch machte die Anwesen-

den aufmerksam. Sie sahen auf uns, meine Gestalt fiel ihnen auf, ein Paar kamen näher, und ich dachte in die Erde zu sinken. Die Wirthinn ließ sich nicht irre machen. Die Burschen glaubten sich durch meine Armuth und das Betragen der Hausfrau berechtigt, sich Freyheiten gegen mich herauszunehmen, Einer kniff mich in die Backen, der Andere zog seine Borse heraus, und wollte mir Geld geben. Ich schrie vor Angst und wollte ins Haus zurück. Da sprang ein Dritter von einem nahen Tische auf, eilte auf uns zu, und fragte mit sehr ernster Miene, was es hier gäbe? Die Bursche, die Wirthinn schrieen ineinander. Er sah mich an. Mein gesenkter Blick, und die Angst, die in meinem ganzen Wesen sich aussprach, hatten ihm Alles gesagt.

Beruhigen Sie sich, Mademoiselle! Ich habe die Ehre zwar nicht, Ihren Herrn Vater persönlich zu kennen; aber ich muß es für einen glücklichen Zufall halten, der mir hier seinen Nahmen und Aufenthalt kund macht. Ein Brief von einem Buchhändler an ihn wartet längst in meiner Brieftasche auf Bestellung, und nur die Unmöglichkeit, seine Spur in seinem ehemahligen Wohnorte zu finden, hinderte mich bis jetzt —

Ich richtete mich auf. Ich sah den Jüngling

an. Aus diesen feinen Zügen, aus diesem hellblauen Auge sprachen Edelmuth und Verstand, und sein Benehmen erweckte Zutrauen. Ein Strahl der Hoffnung fiel in mein verödetes Herz. Es war möglich, daß ein ausständiges Honorar unsre Noth endigte.

Mein Vater schläft jetzt, sagte ich zu dem Fremden: Wäre es Ihnen gefällig, den Brief mir —

Tengenbach sah mich an — das war der Nahme des Jünglings, des einzigen Sohnes eines sehr reichen Hauses aus dem **schen — und ich verstand ihn.

»Ich habe den Brief zu Hause, antwortete er: Wann kann ich ihren Herrn Vater allein sprechen?«

Ich nannte die Stunde, verneigte mich und ging. Die wilden Bursche grüßten mich jetzt artig. Tengenbachs Schutz hatte sich an mir bewährt.

Nach Tische kam er. Er hatte keinen Brief, kein Honorar, aber ein Herz voll Menschlichkeit und Willen zu helfen. Was soll ich durch ein genaues Wiederhohlen jener Ereignisse mein Herz fruchtlos martern, und unerbittlich die Schatten versunkener Empfindungen aus ihren kalten

Gräbern heraufbeschwören? Was soll ich eine Zeit, die mir im halben Taumel des ungeheuersten Schmerzens und überraschend neuer Gefühle vorüberdämmerte, durch Auffassen und Zergliedern zu einem hohlen, quälenden Leben zwingen? Genug, der edle Tengenbach, vielleicht der edelste Mensch, der mir je begegnet, verschönerte durch seine Wohlthaten, aber noch vielmehr durch die Art, wie er sie austheilte, die letzten Wochen in meines Vaters schwindendem Leben, und zog mich mit Banden der Dankbarkeit und eines innigen Wohlwollens an sich.

Bey ihm hatte die Empfindung eine lebhaftere Richtung genommen. Er fing an, die Gerettete, die ihm so viel verdankte, mit Leidenschaft zu lieben; aber er schwieg, und keine stürmisch entrissene Erklärung störte die heilige Stille jener Stunden, die nur dem scheidenden Leben und der treuesten Pflege meines Vaters geweiht waren. Aus Tengenbachs Armen, der ihn bis zu dem letzten Hauche nicht verließ, kehrte der göttliche Funke in's große All zurück, und seine jammernde Tochter, die sich auf der weiten, fremden Erde allein fühlte, sah ihm mit unendlichen Schmerzen nach.

Aber ich war nicht verlassen, und als dem er-

sten Schmerz sein heiliges Recht widerfahren war, fing der treue Freund an, sich mir in mil derer Wärme zu nähern. Er ließ mich ahnen, was in seiner schönen Seele vorging, und zeigte mir eine Aussicht auf eine sorgenlose, glückliche Existenz. Mein Herz, das das Gefühl der Liebe nie gekannt hatte, bethört von heißer Dankbarkeit, von innigem Zutrauen, und aufgeregt durch die leidenschaftliche Gluth, die des Freundes vorher ruhiges Betragen nun so seltsam, so ungleich, so ergreifend gestaltete, hielt, was ich empfand, für ein antwortend gleiches Gefühl. Ich sank an seine Brust, wir beschwuren — ach, was vermißt sich der Mensch! — den Bund ewiger Treue, und ich ward ein halbes Jahr nach dem Tode meines Vaters sein glückliches Weib.

Ich wußte damahls nicht, welche Stürme ihm der Entschluß, dem unbekannten, armen, anders glaubenden Mädchen seine Hand zu reichen, zugezogen, und wie viel er zu kämpfen gehabt hatte, um mich als seine Vermählte in das Haus seines stolzen Vaters zu führen. Erst, als wir bereits in Fallowetz lebten, erfuhr ich es nach und nach, und diese Erkenntniß legte ein neues, sehr schweres Gewicht in die Schale meiner Verpflichtungen gegen meinen Gemahl.

Tengenbach versammelte bald Alles um mich, was mein Leben verschönern konnte. Er hielt mir die besten Meister für jene äußerlichen Fertigkeiten und Künste, die das conventionelle Leben nun einmahl bey den höheren Ständen für unerläßliche Bedingungen des Anstandes nimmt. Mein Geist war ohnedieß gebildet. Julius ergetzte sich an seiner eigenthümlichen Richtung, und pflegte sorgsam alle Blüthen desselben. Mit inniger Freude horchte er meinen Gedichten, und weidete sich an dem Beyfall, den sie erhielten.

Seine Liebe zu mir entfaltete sich immer zarter, immer inniger. Mir ging eine neue Welt aus seinen Begriffen und Ansichten, aus den ganz neuen Richtungen und Umgebungen meines Seyns auf. Unser Schloß war der Sammelplatz alles dessen, was rings umher Anspruch auf höhere Bildung machte. Reisende Künstler besuchten uns, und fanden es keinen Umweg, auf der Straße nach dem schönen Italien ein, Paar Meilen landeinwärts zu fahren, um die Sängerinn der überall bekannten Lieder kennen zu lernen. Ich lebte unter allen diesen Genüssen wie ein glückliches Kind, und dachte nicht, daß es je anders werden könnte. Ach, es änderte sich doch!

Je inniger Julius Liebe mich umfaßte, deste

heißer war der Wunsch in ihm, über Alles, und um so mehr über das Wichtigste und Heiligste mit mir gleich zu denken. Unglücklicher Wunsch! Hier lag die erste Quelle unsers Mißverstehens! Hieraus entwickelten sich die leidenvollsten Ereignisse!

Julius war von einem strengen Vater und von einer ängstlich liebenden Mutter in allen Lehren seiner vielfordernden Kirche auferzogen. Er war katholisch, ich als Protestantinn geboren. Hierüber setzte zwar sein klarer Verstand sich hinweg; aber er wünschte, er forderte, daß ich wenigstens seine christliche Überzeugung theilte. Er brachte mir Bücher, er sprach mit aller Gewalt, welche fester Glaube und reiner Willen geben. Oft machte wohl seine heiße Beredsamkeit Eindruck auf mich; aber mein Stolz setzte sich entgegen. Ich wollte Ansichten nicht weichen, die ich für untergeordnet und beschränkt hielt. Mein Gemüth fing an, sich von Julius zu entfernen; aber seine Trauer um mich schien seine Neigung noch mehr zu verstärken, wie die Mutter mit ängstlicherer Liebe an dem krankgeglaubten Kinde hängt.

Während dieser Ereignisse, die freylich nur die Welt meines Inneren betrafen, nahten sich die

Kriegesstürme unserer Gegend. Viel Militär passirte durch, und manchmahl hielten sich die Schaaren längere Zeit auf. Auch unser Schloß ward von ihnen belebt. Verschiedene Gestalten zogen an uns vorüber, ohne einen Eindruck zurück zu lassen, bis endlich ein Uhlanenregument in die Umgegend kam. Der Oberste wurde bey uns einquartirt. Er war ein Mann von mittleren Jahren, ernst, wortarm, von dem sich wenig für den geselligen Umgang zu versprechen war. Am dritten Tage — es war ein neblich melancholischer Herbsttag — ging Julius mit dem Obersten auf die Jagd, und ich war beynahe allein im Schloß. Mich reizten der trübe Himmel und die Nebelgebilde, die vor dem kühlen Septemberhauche hinzogen. Ossians Lieder im Arbeitsbeutel, ging ich die Schloßtreppe hinab, um mich im Garten zum Lesen hinzusetzen. Da klirrte es von Sporen und Säbeln die Stufen herauf, und bey der Wendung stand ich vor einem Uhlanenoffizier, der, von seinem Burschen unterstützt, die Treppe langsam heraufkam. O wahrlich! So müssen jene Caledonischen Helden ausgesehen haben! Die schlanke, hohe Gestalt war in nachläßiger Beugung auf die Schulter des Dieners gestützt. Reiche, blonde Locken

umwallten ein Gesicht, dessen reine Formen durch die Blässe der Haut und eine sichtbare Schwäche noch interessanter wurden, und zwey kornblumenfarbene Augen blickten mich erstaunt und düster an.

Es ist die Gebietherinn des Schlosses, hub der Offizier mit leiser, aber angenehmer Stimme an, die ich hier die Ehre habe zu sehen?

Ich verneigte mich bejahend. Meine Überraschung benahm mir die Worte.

Ich bin der Adjutant des Herrn Obersten, der so glücklich ist, hier zu wohnen, fuhr er fort: Eine Krankheit, die mich auf unserer letzten Station befiel, hinderte mich, ihn zu begleiten. Sobald ich konnte, habe ich mich auf den Weg gemacht.

Er schien erschöpft, und das Treppensteigen, so wie das Sprechen ihn zu ermüden. Ich erinnerte mich jetzt, daß ich den Obersten von seinem kranken Adjutanten hatte reden hören. Ich bath den Offizier sich zu schonen, und auf einem Sitze von Stein an dem Bug der Treppe auszuruhen. Er dankte mir, aber er blieb auf den Burschen gestützt stehen, und ich glaubte zu bemerken, daß seine Blicke mit einer Art von Verwirrung auf mir weilten.

Wir wechselten noch einige Worte. Der Offi-

zier bath mich meinen Weg nicht zu unterbrechen. Ich werde mit Ihnen zurückgehen, sagte ich, und einige Anstalten treffen; mein Spaziergang hat Zeit. Das that ich nun auch, gab Befehle für die sorgfältige Pflege des neuen Gastes, der ihrer so sehr benöthigt zu seyn schien, und ging dann erst in den Garten hinab.

Ich erzähle dieses erste Zusammentreffen weitläufig, nicht, weil es an sich wichtig war, aber weil das große Verhängniß aus solchen scheinbar unbedeutenden Fäden die Seile dreht, an denen es uns zum Abgrund reißt.

Mir war seltsam zu Muthe. Ich konnte die Stille nicht finden, die zum Genusse einer Ossianischen Dichtung gehört. Um mich her waren herbstliche Ruhe, trüber Himmel, welkende Büsche, an den Bergen jagte der rauhere Wind Nebel hin, und in mir regte sich eine wunderbare Unruhe. Ich wollte lesen. Ich verlor die Zeilen, der Sinn zerrann vor dem Geiste, der ihn festzuhalten strebte. Ich stand auf, und wandelte die Alleen hin und her. Endlich ward es etwas stiller in mir, der Abend sank, und ein unbegreifliches, wehmüthiges Gefühl ergriff mich in dieser sinkenden Dämmerung, mit den einschlummernden Lüften, die kaum mehr die welken Blätter zu meinen Füßen

kräuselten, und mit melancholischen Lauten durch das starrende Laub flüsterten.

Jetzt ertönte das Jagdhorn. Die Herren kamen zurück. Ich eilte Julius entgegen. Es war mir, als käme er aus weiter Entfernung, aus einer Gefahr, und ich umschloß ihn mit seltsamer Innigkeit. Er erwiederte die befremdende Umarmung herzlich. Ach, sein schönes Herz hat es nie an einer Erkennung und Erwiederung meiner noch so gespannten Gefühle fehlen lassen!

Von der Ankunft des fremden Offiziers, obgleich er mir noch keinen Augenblick aus den Gedanken gekommen war, hätte ich um keinen Preis erzählen können, ohne daß ich wußte, woher dieses innere Widerstreben kam.

Die Ordonnanz trat indessen hervor, und meldete dem Obersten, daß der Adjutant eingetroffen wäre. Hier erheiterte sich des mürrischen Mannes Blick zum ersten Mahle. Es schien ihn zu freuen, er fragte, wie er sich befände, wo er sey? u s. w. Ich stand stumm, als wüßte ich eben so wenig von ihm, als vom Mann im Monde.

Der Oberste verließ uns jetzt, um den Adjutanten, der schon zu Bette war, zu besuchen. Am andern Morgen brachte er ihn zu uns herüber. Oberlieutenant Baron Fallstädt! sagte er: Mein

Neffe, mein Sohn! Der junge Mann neigte sich mit schönem Erröthen, und drückte des Obersten Hand an sein Herz. Ihm danke ich das Leben, fuhr der Oberste fort: Er hat es mir aber nicht allein in der Schlacht gerettet, er verschönert mir's auch nun.

Fallstädt erröthete noch mehr, und bath den Obersten, ihm die Erfüllung seiner Pflicht nicht so hoch anzurechnen. Er war unendlich liebenswürdig, indem er dieß sagte, und auch der alte mürrische Mann schien mir ganz anders, als sonst.

Ein freundliches Leben begann nun. Ach es war der Vorbothe schrecklicher Stürme, und tückisch, wie immer, lullte das feindselige Schicksal mich in sanfte Ruhe, um mich um so gräßlicher zu wecken!

Fallstädt entwickelte im näheren Umgange eine wunderbare Bildung, eine Lebendigkeit und zugleich eine Kindlichkeit des Gemüths, wie sie mir noch nie, auch nicht an Julius, der mir bisher als die höchste Tendenz männlicher Vervollkommnung gegolten hatte, erschienen war. Er war schön, jung, reich, von angesehenem Hause, und mit aller Sorgfalt erzogen. Die Welt lächelte ihn im Rosenlichte an, und sein kräftiges Gemüth umfaßte sie mit allen ihren Freuden und Reizen, ohne

auch nur von Einem ihrer Laster befleckt zu seyn. An dem Obersten hing er mit kindlicher Neigung, Julius begegnete er achtungsvoll, wie einem älteren, klugen Freund, mit mir aber scherzte und dahlte er, wie mit einer jüngeren Schwester. Er ersann tausend Possen, wir kehrten das Schloß mit einander um, Julius mußte mit in unsere Thorheiten einstimmen, und oft nöthigten wir auch dem grämlichen Onkel ein Lächeln ab, der bald der Onkel vom ganzen Hause, so wie Theodor der allgemeine Bruder war.

Diese Seite des Lebens war mir neu. Ich zählte kaum neunzehn Jahre. Sorglos gab ich mich den willkommenen Eindrücken hin, und fühlte bald mein Innerstes auf eine Weise angeregt und in so angenehme Schwingungen versetzt, wovon ich vorher, bey Julius stillem, ernsten Sinn, keinen Begriff hatte. Doch wozu verfolge ich eine unglückliche Leidenschaft, die für mich zur Quelle endloser Schmerzen, und nur seltner, nie ungetrübter Freuden ward, bis in das verborgenste Labyrinth meines Herzens, und entfalte mit unseliger Genauigkeit jede längst verklungene Regung? — Theodor war mir unvermerkt mehr, als ein Spielgefährte und Bruder geworden; aber da sich mein Gefühl für ihn ganz anders gestaltete, als das

war, was ich bey unserem ersten Zusammentreffen für Julius empfunden hatte, so erkannte mein argloses Herz diese Empfindung nicht.

Aber Julius erkannte sie. Seine zarte Liebe für mich und seine Menschenkenntniß zeigten ihm den Abgrund, an dem ich wandelte, und in den ich ihn und Theodor mit mir hinabzureißen im Begriffe stand. Liebreich, trauernd, aber ohne die geringste Bitterkeit, ohne Vorwurf eröffnete er mir Überraschten den Zustand meines Herzens, und machte mich auch darauf aufmerksam, daß ich seine stille Trauer seit Wochen übersehen, und daraus auf die Befangenheit meines Herzens schließen könnte, die ihn endlich, so viel es ihn auch koste, genöthigt habe, ein Stillschweigen zu brechen, welches länger weder mit meiner Ruhe, noch mit der Ehre seines Hauses bestehen könne. Ach, er war so ernst und so mild, so entschlossen, und doch so weich in dieser unvergeßlichen Stunde!

Ich fiel an seine Brust, ich weinte, ich klagte, mein aufgeschrecktes Gemüth fand keinen Halt und keine Sicherheit. Julius suchte mich zur Ruhe zu sprechen. Er gab meinem ungewissen Umgreifen einen Zweck, und meiner vergeblichen Hast eine Richtung, indem er mir vorstellte, daß, wenn ich ihn wahrhaftig liebte, und zu innerem Frieden

gelangen wollte, nur Trennung und strenges Fernhalten die einzige Rettung sey, die uns Allen übrigte.

Mein Blut erstarrte. Trennung von Theodor! Schnelle, ewige Entfernung! Ich vermochte den Gedanken nicht zu fassen. Julius ließ mich aus seinen Armen los. Er hatte meine Seele durchschaut. Aber auch ich erkannte deutlich, daß mein Schicksal entschieden war. Mir war ein helles Licht aufgegangen. Jetzt, jetzt liebte ich. Das, was ich jetzt empfand, war Liebe und Leidenschaft; was mich früher an Julius gezogen, und ich dafür gehalten hatte, war nichts, als die Neigung und Dankbarkeit gewesen, die mein eben erwachendes Gefühl auf den ersten Gegenstand, der ihm würdig und anziehend erschienen war, in natürlicher Täuschung übertragen hatte.

Ich sah ein, daß nun Etwas geschehen mußte, und ich entdeckte mich Theodor. Er schauderte. Auch er erkannte, wie Julius, die Nothwendigkeit einer Trennung; aber sein Regiment sollte noch drey Monathe in der Gegend stehen, und er hätte daher nothwendig seinen Oheim ins Geheimniß ziehen müssen, um von hier fort zu kommen. Das schien uns unmöglich, denn wir kannten seine strenge Gesinnung, und Theodor fürchtete Auf-

tritte. Wir beschlossen daher uns zu bewachen, zu beherrschen, und er blieb.

Eine Weile ging es leidlich, und wir sahen uns äußerst selten; aber mein Frieden war zerstört, und mein Verhältniß zu Julius war es eben so. Er war ernster, düsterer als je, ich aber gespannt und ungleich. O, vermesse sich nur Niemand, mit einer Leidenschaft streiten, sie besiegen zu wollen! Wie ein gespenstischer Feind wächst sie während des Kampfes selbst riesenhaft an, und der verwegene Streiter, der sich mit höheren Mächten eingelassen, erliegt zuletzt doch als ein Opfer seiner Vermessenheit.

Das war unsere Geschichte. Wir selbst erkannten unsere Lage nicht. Nur Julius sah Alles kommen, und nachdem er mich noch mehr als einmahl liebreich ermahnt hatte, zog er sich immer finsterer und finsterer zurück. Ich sah seinen Schmerz, seine verblühende Jugend. Ich hielt nie Alles vor, was ich ihm schuldig war. Vergebens! Der todte Leichnam eines Gefühls, das nie eigentlich lebendig gewesen, ließ sich keine Seele mehr einhauchen. Mein Kampf war fruchtlos, Freund und Feind rissen und stießen mich in den Abgrund. Vor Julius hielt mich eine ängstliche Scheu zurück. Theodor, der mich floh, ver-

blühte sichtlich, und ich sah, wie im Riesenkampf mit der unbezwinglichen Empfindung auch seine Kraft erlag.

Endlich brach meine mühsame Fassung. Ich redete ihn an, wie ich ihn mit verfallenen Wangen und erloschenem Blick zufällig in der Bibliothek vor demselben Buche antraf, das ich schon seit mehreren Tagen an dem Platze, wo er täglich las, auf derselben Stelle aufgeschlagen gefunden hatte. Wild starrte er von den unbeachteten Blättern empor, er fing an zu zittern, und stürzte mir zu Füßen. Ich kann nicht mehr! rief er: Ich muß fort, oder ich sterbe hier! Diese Töne zerrissen mein Herz. Jeder Vorsatz war zernichtet, jeder fruchtlose Streit geendet. Wir erkannten deutlich, wie den Sonnenstrahl, der, aus der Höhe des Gewölbes auf uns niederleuchtend, unsern Bund in göttlichem Licht zu verklären schien, daß wir nur mit einander den Endzweck unsers Daseyns erreichen, und ohne einander wie Pflanzen, vom mütterlichen Boden gerissen, elend, verworren, nächtlich vergehen müßten. In diesem lebensfrohen, kräftigen Gemüth hatte mein Herz, was es bedurfte, und Alles, was ich unkundig und mißverstehend in Julius gefunden zu haben wähnte, und oft, ohne meinem un-

behaglichen Gefühle Worte geben zu können, in seinem Umgange schmerzlich vermißt hatte, strahlte mir hier hell und lebendig entgegen.

Aber nun thürmten sich den einverstandenen, vereinten Herzen neue Hindernisse entgegen. Welche Aussichten für die Zukunft! Welche Mittel, die Bande zu lösen, die keinen Frieden, kein Glück mehr gaben, und nur lastend auf Julius und mir lagen?

Da entdeckte zufällig ein Gespräch Fallstädt den Unterschied zwischen meiner und Julius angebornen Religion; denn, überzeugt, daß das Äußere jedes Glaubens nur Form ist, hatte ich die meisten Ceremonien der katholischen Kirche mitgemacht, um meines Mannes Unterthanen keinen Anstoß zu geben. Auch Fallstädt war Protestant, und also Scheidung und Knüpfung eines zweyten Ehebandes für mich möglich. — Aber Julius sollte darum wissen, und sich freywillig in die Trennung von einem Wesen fügen, das er zwar nach seiner ruhig düsteren Weise, aber gewiß noch immer so innig liebte, als im ersten Augenblick! Hier lag für mich die unüberwindlichste Schwierigkeit, und ich hätte beynahe, um Julius dieß Unglück zu ersparen, allen meinen Hoffnungen entsagt. Aber Fallstädt machte mir

begreiflich, daß Julius selbst an der Seite einer Frau, die nur Zwang und Pflichtgefühl bey ihn festhielten, sich nie mehr glücklich fühlen würde, und daß ein großer Schmerz dem entschlossenen Manne immer erträglicher sey, als unaufhörliches Mißbehagen. Er entwickelte mir alle Gründe für die Ehescheidung, die unser Glaube zuläßt. Ich erkannte sie, und es handelte sich nur um die Art und Weise, dieß Alles Julius mit der gehörigen Schonung und Achtung zu wissen zu thun.

Hieran scheiterten nun unser Muth und unsere Erfindungskraft. Ach, Julius stand in dem Augenblicke, wo ich im Begriff stand, den Dolch in sein allzuzärtliches Herz zu stossen, in allem Glanze seiner Tugenden, in der Verklärung alles dessen, was er an mir und meinem Vater gethan, vor mir! Ich konnte ihm nicht von Scheidung sprechen, und ich konnte, nachdem ich davon gesprochen hätte, und das unselige Wort über meine Lippen gekommen wäre, auch nicht Eine Stunde neben ihm leben!

Indessen näherte sich der Tag, an dem das Regiment aufbrechen, und unsere Gegenden für immer verlassen sollte. Jetzt mußte ein Entschluß gefaßt, und Alles entschieden, oder vielleicht für immer aufgegeben werden.

Wir waren in der schrecklichsten Lage. Da schlug Fallstädt in halber Verzweiflung mir einen kühnen Schritt vor, Flucht mit ihm! Aus der nächsten Stadt, in der wir uns aufhalten könnten, wollten wir dann Beyde an Julius schreiben, und so aus der Ferne ein Band leichter auflösen, auf dessen gänzliches Zerreißen wohl unser jetziges Benehmen und jene plötzliche Entfernung Tengenbach schon vorbereitet haben müßten.

Ich gehe schnell über diese Tage hin, die, wenige kommende abgerechnet, gewiß die schmerzlichsten meines Lebens waren. Es geschah, wie wir es entworfen hatten, und aus ** burg schrieben ich und Fallstädt an Tengenbach.

Wir erhielten lange keine Antwort. Ach meine düstere Ahnung war eingetroffen! Unsere Entfernung hatte ihn auf's Krankenlager geworfen. Nach vierzehn Tagen erst war er im Stande zu schreiben. Aber, was wir erhielten, war kein Brief, es war eine gerichtliche Erklärung, daß er sich meiner Scheidung und Wiedervermählung nicht widersetzen wolle. Dabey folgten Koffer und Kisten mit meinen Kleidern, meiner Wäsche, meinem Schmuck und dem, was der Heirathsbrief, im Fall ich Witwe würde, mir zusicherte.

Ich war niedergedonnert. Auch Fallstädt fühlte sich beschämt. Er handelte an meiner Stelle. Mit einem höchst achtungsvollen Briefe sandte er alle meine Habseligkeiten und das Geld zurück, nachdem ich aus dem ganzen Schmucke nur Tengenbachs Bild, mit Brillanten besetzt, und eine Kette, aus seinen dunkeln Locken geflochten, zum Andenken des edelsten Mannes zurückbehalten hatte.

Bald darauf wurde unser Bündniß vollzogen, und ich hörte, daß Julius ebenfalls Fallowetz verlassen, und eine große Reise angetreten hatte.

Wir lebten in einer kleinen Stadt, worin der Stab von Fallstädt's Regiment lag. Ich fühlte mich glücklich an seiner Seite. Ich hätte über nichts, gar nichts zu klagen gehabt; denn auch eine schöne Hoffnung, die mir während der vier Jahre meiner Ehe mit Tengenbach nicht gelächelt hatte, ging mir jetzt zum ersten — und ach, zum letzten Mahle auf! Aber der Fluch, der auf meinem Leben lag, mußte sein finsteres Recht behaupten. Wie der Schatten eines Ermordeten schwebte Julius blasses Bild, den Ausdruck tiefen Schmerzens in den sanften, blauen Augen, unabläßig vor mir, stellte sich zwischen Theodor

und mich, und scheuchte mich oft aus seinen Armen empor. Nach einem halben Jahre — o nein! der Schmerz und der Schrecken tödten nicht, sonst müßte ich längst Ruhe im Grabe gefunden haben — brachte man Fallstädt, der beym Exerciren ein sehr wildes Pferd geritten hatte, sterbend mit zerschelltem Haupte in sein Quartier zurück. Er war mit dem Rosse bey einer gähen Schwenkung von einer steilen Anhöhe herabgestürzt.

Er kannte mich noch, er nahm noch Abschied von seinem verzweifelnden Weibe, und hauchte den schönen Geist nach einer Stunde in meinen Armen aus. Einen Schleyer über diese Epoche!

Als ich nach Wochen in's Bewußtseyn erwachte, erfuhr ich, daß Theodor's Sturz mich auch noch eines anderen zu hoffenden Glückes beraubt hatte. Ich hatte zu früh ein todtes Kind geboren und lange am Rande des Grabes geschwebt.

Ein halbes Jahr verging, ehe ich meines Körpers und Geistes so weit mächtig ward, um außer mir etwas deutlich zu erkennen, und wieder in die Verrichtungen des Lebens einzutreten. Fallstädt's großmüthige Liebe hatte mich in den Besitz seines ganzen Vermögens gesetzt. Ich war sehr reich an Gütern, und ganz an Glück verarmt.

Man schlug mir vor, zu reisen. Ich ging nach Italien, mit zerstörtem Sinn und höchst kränklichem Leibe. Dort lernte ich in Venedig eine deutsche Frau, Bertha von Selnitz, kennen, an die mich Landsmannschaft, ihr ewig heiterer Sinn, und ihre zu mir gefaßte Liebe immer inniger banden. Sie schloß sich hülfreich an die leidende Landsmänninn, und änderte, mir zu gefallen, ihren Reiseplan. Wir gingen nach Mailand, Florenz, Rom und Neapel; als sie aber endlich nach Deutschland zurückkehren mußte, hatte ich den Aufenthalt in Italien für meine Gesundheit so zuträglich gefunden, daß die Ärzte selbst darauf drangen, ich sollte noch wenigstens Ein Jahr da verweilen.

In Rom, wo die deutschen Reisenden eine Art kleiner Republik bilden, die jeder kunstliebende Fremde aufsucht, und in deren gemüthlichen Mitte ich mich, so leidlich es seyn konnte, befand, lernte ich einen reichen Pohlen, der aus Kunstliebe reisete, Herrn von Sarewsky, und einen höchst interessanten deutschen Künstler, oder Kunstkenner, Lothar, kennen. O es war eine verhängnißvolle Stunde, die mir in Thorwaldson's Attelier an Einem Tage diese beyden Gestalten wies!

Herr von Sarewsky fühlte sich bald von einer Empfindung für mich beseelt, die ich damahls irgend Jemand auf dieser Welt einzuflößen weder wünschte noch dachte. Er ließ sich bey mir aufführen. Sein angenehmes Äußeres, die gewandte Bildung, der feine Ton, den er sich, wie die meisten seiner Landsleute, leicht und anmuthig zu eigen gemacht hatte, und mancherley schöne Kenntnisse zeigten ihn mir als einen eben so angenehmen als schätzbaren Gesellschafter. Aber er fühlte mehr. Seine Leidenschaft wuchs mit jedem Tage, und er warb um meine Hand. Ich glaubte die Fähigkeit zu lieben in meinem zerrissenen Herzen ausgestorben, und verweigerte meine Zustimmung. Er drang in mich. Ich wies ihn heftig zurück. Er fühlte das tief, und erkrankte; aber er enthielt sich jeder Klage und jedes Vorwurfs. Nur durch seine Freunde wußte ich, was, und warum er litt. Das brach mein Herz in Mitleid und Achtung. Ich ließ ihm sagen, ich wollte ihn besuchen. Ach warum ließ ich mich hinreißen! Es war ein Auftritt voll zarten Gefühls, und tiefer, wahrer Rührung. — Sarewsky wurde mein Gemahl. Er hatte mich geliebt, ohne mich zu kennen, und ich hatte ihm meine Hand gereicht, ohne etwas mehr, als seine äußeren Le-

bensverhältnisse zu wissen. Die Ungleichheit und das Unübereinstimmende unserer Charactere traten bald schneidend hervor. Wir wurden uns gegenseitig zur Last, und trennten uns nach einem Jahre einer unzufriedenen, mißglückten Ehe.

Von nun an entwickelte sich je mehr und mehr in meinem Gemüthe jenes Gefühl der Unzulänglichkeit aller Freuden und Genüsse, welche die Welt uns beut. Abgestoßen, verletzt vom Äußeren um mich her, zog ich mich immer mehr in mein Inneres zurück, und baute dieß mit Lust und Liebe an. Meines Vaters sorgfältiger Unterricht, Tengenbachs zweckmäßige Anleitung, und was ich in Italien gehört und gesehen, verschmolzen sich in ein Ganzes, wie es bey echter Geistesbildung immer seyn soll. Ich dichtete viel, und mit Glück. Meine schönsten Lieder, meine besten Erzählungen stammen aus dieser Zeit des Conflicts meines Inneren mit dem ungenügenden Äußeren her. Eben diese elegische Stimmung, die mich in mich selbst zurückdrängte, breitete den wehmüthigen Schleyer über meine Producte, der ihnen in den Augen der Welt so hohen Werth gab. Ich selbst war nicht glücklich, und erfreute Andere, indem sie sich in sympathetischem Gefühl

an dem Schmerz weideten, mit dem mein verletztes Gemüth die Eindrücke der Außenwelt abspiegelte.

Ich machte in dieser Zeit manche Bekanntschaft, die mir mehr zu werden versprach. Ich schloß mich an Frauen, an Männer an, und zog mich nach einer Weile wieder getäuscht, gekränkt zurück. Meine Gesundheit war zerstört, mein Glück ebenfalls. Dennoch rang ich nach ehemahls gekannten Freuden, ich sehnte mich darnach, ich suchte sie, und wenn ich sie zu ergreifen dachte, verschwanden sie entweder unter meiner Hand, oder ein grausames Schicksal, nicht müde mich zu verfolgen, entriß sie meinen nachstrebenden Armen So durchreisete ich während vier ganzer Jahre Italien, die Schweiz und Deutschland, und ach, wie das schöne, tiefgefühlte Lied sagt:

»Nur da, wo ich nicht war, war mein Glück.«

Die letzte Täuschung war es noch, als ich den unglücklichen, ach durch mich unglücklichen Fahrnau in * *bad kennen lernte. Seine und meine Briefe finden sich in einem Fache meines Schreibtisches. Sie erklären Alles. Nie ist etwas Unwürdiges zwischen uns vorgefallen. Aber ich hatte mich in ihm geirrt. Verleitet von einer zu em-

pfänglichen Einbildungskraft, der ich nicht zürnen kann, weil sie zugleich eine schöne Himmelsgabe ist, verblendet durch eine hinreißende Gestalt, angezogen durch Liebeswürdigkeit, Rittersinn, Edelmuth und kindliche Hingebung, glaubte ich in ihm endlich das gefunden zu haben, was mein irrendes Herz so lange vergeblich suchte. Und noch jetzt gebe ich diese Vorstellung nicht ganz auf; ja, ich glaube, wenn nicht Vorurtheile und heilige Pflichten zugleich dieß Herz in eine so seltsame Stellung gegen mich gebracht, und unser Verhältniß so wunderbar verworren hätten, mit Einem Worte, wenn Fahrnau frey gewesen wäre, ich wäre nicht unglücklich mit ihm geworden.

Nun aber komme ich an die entscheidende Periode meines Lebens — — —

Von Leonorens Hand.

Hier war der Aufsatz, der viel früher, als das Ende desselben, geschrieben zu seyn schien, abgebrochen. Was noch folgt, war mit zitternden, kaum leserlichen Zügen, wahrscheinlich in der letzten Nacht der Unglücklichen, von ihr für mich beygefügt:

»Du bist um mich! Du, Weib des von mir verlockten, dir entrissenen Gemahls! Du nahest dich mir, das einzige, theilnehmende Wesen, und geleitest meine letzten Schritte auf der Schmerzensbahn! Gottlob! Es sind die letzten!«

»Ich bin verlassen — verlassen von dem, dem ich Alles, Alles, was mir theuer war, aufgeopfert — verlassen, hingeschlachtet um eines stolzen, kalten Weibes willen, die mich mit Härte und Lieblosigkeit zu behandeln sich erfrechte, weil ich mein heiligstes Gefühl höher, als den leeren Schein, diesen Götzen der conventionellen Welt, geachtet, und meine Liebe zu dem Mann, an dem ich mit allen Kräften meines Wesens hing, nicht schlau verleugnet habe! Sie hat ihn nicht geliebt, und ihm doch erlaubt, und vielleicht gewährt, was er von mir nie erhielt, nie erhalten haben würde. Boshaft und listig wollte sie beydes genießen, den unbefleckten Ruf, und verbothene Freuden; aber die Nemesis hat sich gerächt.«

»Sie ist entlarvt und gestraft, aber auch ich bin zu Grunde gerichtet. Krank, im Innersten zerstört, welkt mein Körper in der Blüthe der Jugend einem langsamen, schmerzhaften Tode entgegen. Mein Ruf ist zernichtet, die Schwin-

gen meines Geistes sind gebrochen, und ich fühle es, ich kann hierin nichts mehr leisten. An mir nimmt Niemand Theil, meiner bedarf Niemand, ich stehe allein in der Welt. Warum soll ich ein Leben ertragen, um dessen Übernahme mich Niemand gefragt hat? Warum soll ich ein aufgedrungenes Geschenk nicht von mir werfen? Zum Leiden hat uns der Weltgeist nicht bestimmt, und wenn jede Faser unsers Ichs auf eigene, schmerzhafte Weise zuckt, und wenn wir wissen, daß das nicht anders werden kann — wer kann es uns verdenken, wenn wir von dem Schauplatz abtreten, auf dem wir nichts mehr leisten, und nur Qualen fühlen können? Nein! Wir haben das Recht, uns das Leben zu nehmen; denn wir haben das Recht, der Bestimmung des Weltgeistes bey unsrer Ausströmung zu folgen. Wir sollen wirken und glücklich seyn, oder glücklich machen. Alle diese drey Bedingungen sind nun von meinem elenden Seyn abgebrochen, und ich werfe es ihnen nach!«

»Du aber, treue, mitleidige Seele, nimm noch meinen heißen Dank und diese Blätter! Sie seyen dein Vermächtniß! Möchten sie deine Blicke zuweilen mitleidig auf das Schicksal einer Unglücklichen zurückleiten, welche dir den einzi-

gen Trost, dessen sie noch fähig war, den Trost der theilnehmenden Freundschaft dankt!«

»Und nun noch zwey Bitten! In deine Hände lege ich mein Testament. Du wirst über seine Vollziehung wachen. Das Packet, an den Obersten Lothar überschrieben, sendest du ihm nach. Er wird erkennen, was er verließ.«

»Das Bildniß meines stets verehrten ersten Gemahls, sammt der Haarschnur mit dem goldenen Kreuz, bitte ich Dich, ihm zurückzustellen. Es hat immer unter meinen Heiligthümern gelegen. Julius sehe daraus, daß sein Andenken mir immer theuer gewesen, und daß ich im Stande war, die Tugend zu ehren, weil ich ihn nie verkannte. Was uns getrennt, war nicht sowohl meine Schuld, als eine unselige Verkettung der Umstände und der zerflossenen Täuschung.«

»Denkt Fahrnau meiner noch ohne Haß, so bringe auch ihm ein Lebewohl! Und nun, gute Nacht, Leonore! — Auf lange — auf ewig gute Nacht!

Sieben und zwanzigster Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

Aus dem Lager bey ** den 28ten August 1813.

Verhängnißvolle Tage sind vorüber. Vor den Wällen von Dresden liegen Tausende erschlagener Krieger, die fruchtlos in dem unglücklichen Ringen der Verzweiflung gegen die eingewurzelte Übermacht gefallen sind. Regenströme, Stürme, und alle Wuth aufgeregter Elemente schienen von der Vorsicht selbst erregt, sich dem Unternehmen zu widersetzen. Alles ist wider uns, und wider unser unglückliches Vaterland. Der treulose Boden wich unter den gleitenden Streitern, das stürzende Wasser näßte ihre Feuerröhre, und der Feind, dem man, durch listig angesponnene Unterhandlungen hingehalten, Zeit ließ, hat, das ganze blühende Land um die schöne Königsstadt herum verwüstend, sich bis an den Hals eingegraben.

Ach ich fürchte, daß wir wenig oder Nichts ausrichten, und vielleicht unsern Zustand noch verschlimmern werden! Dennoch bin ich überzeugt, daß der Kampf begonnen werden mußte, und ich stehe entschlossen in den Reihen derjenigen, die entweder mit der letzten Kraft das Vaterland befreyen, oder sich unter seinen zerfallenden Trümmern begraben wollen. Wäre der schöne Sinn, der jetzt die Fürsten und die Heere belebt, vor zehn Jahren in ihnen aufgewacht, dann würde er gewiß gefruchtet haben, und Deutschland wäre gerettet gewesen. Aber jetzt? —

Fahrnau denkt anders, als ich, und ich erhohle mich oft an seinen freudigen, kühnen Ansichten. Ihn schreckt dieß erste traurige Vorspiel nicht. Er hegt die schönsten Hoffnungen, wenn nur die Nation selbst und die Fürsten den Muth nicht verlieren, ja, er glaubt, daß selbst die ersten mißlungenen Unternehmungen sie zu neuer und lebhafterer Anstrengung anspornen werden. Auch ist er ganz mit Leib und Seele Soldat, und nach einem Kerkeraufenthalt von anderthalb Jahren, nach allem Gram und physischen Leiden, die über ihn ergangen sind, hat seine Seele, wie sein Körper, sich wieder stark und freudig aufgerichtet. Er theilt alles Ungemach, alle Beschwerden mit sei-

nen Gemeinen, und schläft im Bivouac so sanft, wie auf seinem Ahnenschlosse. Sein Muth belebt Alles um ihn her. Doch weiß ich — er ist nicht glücklich, und es nagt ein Wurm an seiner Seele, dessen schmerzende Stiche das Geräusch des Lagers und die Thätigkeit seines Berufs nicht immer übertäuben.

Wir haben uns erklärt. Ich habe ihm offen gestanden, was er errathen, oder vielmehr schon längst geglaubt hatte, ehe wir uns gesehen. Das hat seine Bruderliebe zu mir nicht vermindert, und seine an Verehrung gränzende Achtung für Leonoren nicht gestört. Aber sein Entschluß in dieser Hinsicht scheint fest. Er verläugnet seinen Nahmen. Nur sein General kennt ihn, und hat ihm, in Rücksicht auf seine früheren Dienste — obwohl Fahrnau entschlossen war, im Nothfalle auch als Gemeiner einzutreten — Majorsrang verschafft. Ludwig hat mir eine Lieutenantsstelle, und beym Obersten erwirkt, daß ich bey seinem Bataillon bleiben durfte. Er ist mein Waffenmeister, mein Gefährte, und in trüben Stunden mein Trost. Unter der schimmernden Aussicht für sein Vaterland verschwindet die Sorge für sein eigenes Glück, und kehrt nur zuweilen in trüben Stunden zurück. Dann vermeidet er auch mich, und sucht irgend

wo in Waldesdunkel Raum für seine einsamen Seufzer, und Schatten für die Thränen, die er um Leonorens, wie er glaubt, verlorne Liebe weint.

O er hat sie nicht verloren! Dieses engelreine Gemüth konnte keiner zweyten Neigung Raum geben. Sie hat mich nie geliebt! — Nie? — Theures Schattenbild einer schmerzlich süßen Hoffnung! Also soll ich auch Dir entsagen? Also hätte mich so mancher sprechende Blick ihrer seelenvollen Augen, der bewegtere Ton ihrer Stimme nur getäuscht, oder mein anmaßendes Herz diese Zeichen einer zarten aber lebhaften Neigung verkannt? O ja! Ich darf es mir und Dir, ich dürfte es auch Ludwig gestehen, sie hat mich mit mehr als schwesterlicher Liebe umfaßt; aber diese Liebe war rein, wie ihr ganzes Gemüth, und wie mein Entschluß, ihr zu entsagen, wenn ich erst die Hauptbedingung ihres Erdenglückes, ihren Gemahl, den Mann ihrer Jugendliebe, den Vater ihrer holden Kinder ihr zurückgegeben haben würde.

Vor drey Tagen kam ein Brief und ein Päckchen an den Major Feldern — so nennt sich Fahrnau — das ein Courier aus der Residenz gebracht hatte. Leonore schrieb an ihren Gemahl einen inhaltsschweren Brief, der sein Herz, wie das mei-

nige, in wehmüthiger Trauer erschütterte. Die unglückliche Rosalie ist todt. Diese Nachricht allein würde hinreichend gewesen seyn, Fahrnau und mich tief zu ergreifen; aber die Art ihres Todes, und die grausamen Verhältnisse, welche dieses Wesen, das von der Natur und dem Schicksal nur zum Glück bestimmt schien, so weit bringen konnten, in dumpfer Verzweiflung ihr Leben selbst zu enden, mußten Entsetzen in unsere Wehmuth mischen. Ach, sie selbst hat ein Daseyn, dessen Güter sie leider nie zu gebrauchen, und dessen Schmerzen sie nie zu ertragen verstand, von sich geworfen! Und in diesen trübsten Stunden war die Frau, die sich von der Unglücklichen am tiefsten beleidiget halten mußte — war Leonore ihr Beystand, ihr letzter, ach vergeblicher Trost!

Mein Bild, das Rosalie damahls zurückbehalten, und noch ein Andenken meiner ersten unglücklichen Liebe sandte sie mir durch Leonoren. Fahrnau übergab es mir. Das war eine wunderbar schmerzliche, feyerliche Stunde!

Friede sey mit ihrer Seele! Dort, dort wird sie endlich einsehen, was ihr mißleiteter Geist hier nicht erkennen konnte, und wollte. Dort, wo wir uns vielleicht bald treffen werden, wird

sie nicht vor mir zurückbeben, wie bey unserer letzten Zusammenkunft in Mayland. Geläutert und hell über das, was sie geirret, gelitten und gefehlt, wird ihr Geist dort ohne Schrecken demjenigen begegnen, der, wie tief sie auch einst sein Herz zerrissen, sie doch nie gehaßt, und ihr Andenken mit stiller Wehmuth bewahrt hat. Leb wohl!

Acht und zwanzigster Brief.

Lothar an den Obersten Fierolles.

* * den 6ten September 1813.

Noch bis vor wenigen Tagen glaubte ich gewiß zu Dir kommen, und einige Zeit in Deiner Nähe bleiben zu können. Ein Wink des Feldherrn befiehlt anders, und ich stehe fünfzehn Meilen von Dir. Das ist ein Zufall, auf den der Soldat mehr oder minder vorbereitet seyn muß, und so gern ich Dich nach langer Trennung wieder gesehen hätte, so würde ich, gewohnt an derley Veränderungen, doch kaum eine Erwähnung davon gemacht haben, wenn sich nicht seit einiger Zeit so manches Verdrießliche zusammenhäufte, und so der letzte Tropfen, der zwar freylich auch nur ein Tropfen ist, den vollen Becher überlaufen machte.

Eine Nachricht, die mir höchst ärgerlich wäre, wenn sie sich bestätigte, kam mir vor meiner Ab-

reise aus der Residenz. Fahrnau soll Mittel gefunden haben, aus seiner Haft zu entkommen. Noch ist die Sache nicht gewiß. Ich habe sogleich nach Grenoble geschrieben; aber während ungeheure Heereszüge sich über die Länder hinbewegen, durch welche der Postenlauf gehen soll, findet dieser oft Aufenthalt, und ich muß mich in Geduld fassen. Auf jeden Fall wird er, durch Gram, Krankheit und Gefangenschaft gebrochen, mir nicht leicht bedeutend in den Weg treten. Indessen störte mich diese Nachricht um so mehr, je mehr Unannehmlichkeiten und Hindernisse aller Art damahls zusammentrafen.

Die stolze Lichtwerth ist bestraft. Sie hat es gewagt, mich zu beleidigen, und mich vor ihren Domestiken Preis zu geben. Ihr Verstand, der sie so hochmüthig macht, hat sie in der Berechnung meiner Macht, meiner Mittel, und besonders des Einen Punctes betrogen, daß dem, der ernstlich will, Alles möglich ist.

Mein Gold, und ein Ring, den sie, von der Gewalt der Schmeicheley und wohlgespielter Empfindung übermannt, nicht klug genug war, mir zu versagen, haben mir ihre Thüren geöffnet, als sie es am wenigsten dachte. Sie ist beschämt, und ihr Ruf vernichtet. Dieser Ruf war

das Schreckbild, welches sie jedem anderen Verdienst entgegensetzen zu können meinte. Ihr Herz, ihre Tugend, selbst ihr hochgepriesener Verstand sind nichts — und hätte ich noch länger bleiben können, und hätte ich wollen, sie wäre dennoch mein gewesen.

Mit dieser Rache eben in den letzten Tagen meines Aufenthalts in der Residenz beschäftigt, mit Arbeiten überhäuft, und mit wichtigen Aufträgen, die schnell abgethan werden sollten, belastet, hatte ich eine leise, schmerzliche Klage, die durch all dieß Geräusch den Weg zu meinem Herzen suchte, überhört. Rosalie war seit längerer Zeit kränklich. Ihre Klagen und Forderungen, die so gar nicht mehr in die Zeit passen, hatten wohl meine Geduld oft ermüdet; dennoch ertrug ich sie gelassen, und begegnete ihr mit der Achtung, die ihr Gemüth und ihre Liebe wohl verdient hatten. Nun aber wollte sie mich durchaus auf meinen Reisen begleiten, die, wie Du weißt, mit Couriersschnelle fortgehen, und jeden Moment auf die plötzlichsten Absprünge und entgegengesetztesten Richtungen bereit seyn müssen. Ich sah keine Möglichkeit, sie in diesem Zustande mit mir zu nehmen. Ich schlug es ihr zwar nicht geradezu ab, aber ich hoffte, ihr noch am

letzten Tage die Thorheit ihres Verlangens einsehen zu machen. Nach Tische, eben als ich in's Haus der Lichtwerth trat, das ich aus guten Gründen besuchte, wenn ich auch die Gebiethe-rinn desselben nicht sah, fuhr Rosaliens Wagen vorbey. Sie war darin, und hatte mich erblickt. Das war mir unangenehm, und mein Vorsatz, sie zu sprechen, ehe ich abreiste, fest. Aber noch spät Abends kam eine Depesche, die mich am andern Morgen mit Anbruch des Tages aufzubrechen zwang. Es war eilf Uhr. Ich hatte noch zwey Stunden mit Einpacken und Ordnen meiner Geschäfte zu thun. Ich schrieb daher ein Billet an sie, und ließ ihr Piatti zurück, um für sie zu sorgen, und sie, wenn es ihre Gesundheit und meine Lage erlaubten, in meine Nähe, oder wohin ich es sonst für gut finden würde, zu begleiten.

Am zweyten Morgen — gab sie sich den Tod! Sie glaubte sich ganz aufgeopfert, ganz vergessen. Es war mir sehr unlieb, das zu hören; denn bey Gott! das war mein Wille nicht! Ich konnte zwar den überspannten Forderungen ihres Gefühls nicht entsprechen, ich liebte sie nicht, ich hatte sie nie geliebt; aber ich würde immer für sie gesorgt, und sie nie völlig verlassen haben.

Ihre Todesart ist gräßlich. Sie hat sich vom Fenster des zweyten Stockwerks herabgestürzt. Nun, wenn ihr Bild mir erscheint, sehe ich sie zerschmettert, blutig, entstellt. Ich wünsche darum noch mehr, daß es recht bald wieder losginge. Im Geräusch und in den Bewegungen des Lagers verschwinden unwillkommene Vorstellungen eher, als im stillen Standquartiere.

Die Nachrichten von Kulm sind nicht geeignet, mein verstimmtes Gemüth in bessere Laune zu bringen. Es ist unberechenbar, was Fanatismus und Verblendung vermögen, wenn sie sich ganzer Nationen zu bemächtigen anfangen.

Auf jeden Fall ist hier kein Spanischer Boden, und in den Thälern des Erzgebirges flammt jene südliche Gluth nicht, die einst den Mauren gefährlich werden konnte, und auch jetzt den Siegeslauf der großen Nation schon so lange hinhält. Doch auch diese Gluth wird zuletzt verglühen, wie noch auf dieser Erde Alles verglommen ist. Alles hat sein Ende, und in Einer dunkeln Tiefe verlieren sich Großthaten und Raserеyen, und dienen späten Jahrhunderten zum Gegenstand mühsamer Forschungen, oder leerer Declamationen.

Darum aber eben, weil Alles endet, und

Ein großer, unwiderstehlicher Zug uns mit sich fort an ein unbekanntes Ziel reißt, laß uns wirken, so lange wir können! Laß uns standhaft und besonnen seyn, die düstern Schatten, die zu nichts taugen, als den klaren Ausblick zu trüben, von uns scheuchen, und dastehen, wie Horazens unerschütterter Mann, daß die Trümmer einer zerfallenden Welt uns furchtlos in ihren Schooß begraben!

Neun und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seine Gemahlinn.

* * den 10ten September 1813.

Mein theures, innig geliebtes Weib! Ein Courier, der die Freudenbothschaft einer gewonnenen Schlacht an unseren Hof bringt, nimmt auch diesen Brief mit. Die Franzosen sind bey Dennewitz geschlagen. Die Schweden und Preussen haben Wunder der Tapferkeit gethan. Dieser Sieg, so wie jene an der Katzbach, und bey Kulm, wo Ostermann wie der Cherub mit dem Flammenschwerte vor dem bedrohten Böhmen stand, haben den allgemeinen Muth unendlich gehoben. Ein herrlicher Geist flammt in allen Völkern, die zur deutschen Zunge gehören, wie in den Auswärtigen, die sich mit uns zu dem großen Werke vereint haben.

Auch in meines Julius Brust erhebt sich jetzt eine muthige Hoffnung, und sein düsterer Blick strahlt heller, wenn er das Geschehene bedenkt, und das noch Größere, noch Wichtigere im schimmernden Lichte gelungener Ausführung vor sich sieht. Wir wohnen zusammen, wir theilen jede Beschwerde, jeden Genuß. Ach unser Glück ist nur Eins, und unsere Wünsche begegnen sich ja in Allem! Dennoch lebt kein neidischer, oder düsterer Gedanke gegen ihn in meiner Brust, und wenn ich ihm auch nicht das, was höher ist, als das Leben, meine Freyheit und die Hoffnung, Euch wiederzusehen, dankte, ich müßte ihn um seines Edelmuths, um seiner Denkart willen wie einen Bruder lieben.

Darum, meine ewig geliebte Leonore, bemühe Dich nicht, eine Vorstellung zu vernichten, die seit mehr als einem Jahre, durch mannigfache Wahrnehmungen erregt und bestätigt, sich klar in meinem Gemüthe ausgebildet hat. Dein Gefühl ist nicht zu tadeln. Deine Lage mußte es entschuldigen, und sogar rechtfertigen. Aber höre auf, in Deinen Briefen dieses Punctes zu erwähnen! Du kannst mir nichts sagen, was ich zu hören nicht ohnedieß vermuthen oder erwarten konnte, was mich aber — zürne dem offenen Ge-

ständnisse nicht! — in der Lage, in welcher unsere Gemüther sich gegeneinander befinden, nicht überzeugen, und darum nicht beruhigen kann. Laß das Alles dahingestellt seyn bis zur großen Entscheidung, die unseres Kampfes Ausgang bestimmt! Das Loos der Schlachten, wie das Loos des einzelnen Streiters liegt in Gottes Hand. Was Er verfügt, wird das Beste seyn. Darauf wollen wir beruhen.

Was Du mir von meinen Kindern schreibst, hat mein Herz innig erquickt. Nimm meinen heißen Dank, Du edles Weib, Du treue Mutter! Alles, was sie Gutes an sich haben, ist ja meist Dein Werk! Ach Einmahl, nur noch einmahl in diesem Leben, das vielleicht in dem großen Kampfe mit untergeht, möchte ich sie, möchte ich Dich sehen! — Laß Dich aber diesen Wunsch nicht verleiten, mich mit ihnen aufzusuchen! Hier auf dem vielbewegten Schauplatz weltgeschichtlicher Umwälzungen, unter dem Lärmen des schrecklichsten Entscheidungskrieges, ist kein Platz für eine zarte Frau, und unerwachsene Kinder. Du würdest mich kränken, wenn Du es versuchen wolltest, und Du liebst mich noch genug, um diese meine Bitte zu ehren.

Es schwebt mir vor, daß ich diese Welt nicht

verlassen werde, ohne Euch noch vorher an mein Herz gedrückt zu haben, und auf diesen Punct richtet sich meine Hoffnung. Auch hat mir Gott schon eine große Freude dieser Art beschert. Mein guter Bruder Carl, dessen Wohnort drey Tagreisen von hier liegt, ist auf die Nachricht von der Nähe unseres Corps zu mir herübergekommen. Welches Wiedersehen nach einer so langen Trennung, und nach den Schicksalen, die indessen über uns ergangen!

Noch für etwas habe ich Dir mit warmer Seele zu danken — für die Liebe und Großmuth, die Du einer Unglücklichen bewiesen! Gott wird es Dir lohnen! Julius und mich hat die Art ihres Todes tief erschüttert. Wir haben ihr Andenken in stiller Wehmuth, und Dein engelgleiches Betragen mit Verehrung gefeyert. Sie war nicht bestimmt, glücklich zu seyn und glücklich zu machen; aber den Nichtswürdigen, der sie gewissenlos und kalt in's Verderben stürzte, wird die göttliche Gerechtigkeit strafen.

Nun leb wohl, meine innig Geliebte! Der Courier darf sich nicht länger aufhalten. Umarme meine Kinder! Gott sey mit Euch! Er sey Euer Vater und Schirmer!

Dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Aus der Residenz den 20sten September 1813.

Woher, meine theure Schwester, sollte ich die Ruhe nehmen, um Dir so ausführliche Briefe zu schreiben, als Du wünschest? Mein Gemüth ist von innen und außen auf's heftigste bewegt. Meines Ludwigs Herz ist verwundet, ist es durch mich, und ich habe den Glauben bey ihm verloren. Ach ich darf und kann ihn deßwegen nicht anklagen. Julius Standhaftigkeit hat mich beschämt, und seine Kraft, sich von mir loszureißen, hat mir den Weg gezeigt, den auch ich längst hätte gehen sollen. Ja, ich habe hierin gefehlt — und daß Ludwig dadurch leidet, jetzt, wo sein schönes Gemüth, von jedem Irrthum befreyt, vom edelsten Feuer für sein Vaterland durch-

glüht, so hoch und rein vor mir steht, das ist meine größte Qual.

Wenn ich es aber auch durch Beschäftigung und Selbstbekämpfung dahingebracht habe, mein aufgeregtes Inneres über diese Angelegenheit auf eine kurze Zeit zu stillen, dann bringen es die Nachrichten von unseren Kriegsheeren von Neuem in Aufruhr. Das große Ganze, und mit ihm alle meine irdischen Hoffnungen sind jetzt auf einen Punct gestellt, dessen Wendung Niemand als der Allwissende kennt. Dieser Gedanke scheucht jede Möglichkeit der Ruhe oder stillen Fassung von mir. Dort kämpft der Geliebte meiner Jugend, und blutet und sinkt vielleicht in diesem Augenblicke; dort schwebt des treuen Freundes Leben in Gefahr; dort endlich entscheidet sich die Knechtschaft oder Freyheit, das Glück oder Elend meines Vaterlandes! Und ich sollte ruhig seyn, und mich zu langen, gelassenen Briefen sammeln können? O fordere das nicht, liebe Schwester!

Nur wenn ich in seine Nähe kommen, unweit von ihm auf jeden Wink bereit seyn dürfte, zu ihm zu fliegen, ihn zu pflegen, für ihn zu sorgen, und ihm mit jeder Anstrengung meines Wesens zu beweisen, daß er noch immer in meiner Seele herrscht, daß ein augenblickliches Verlie-

ren meiner selbst von keiner Folge für meine Liebe war, daß ich ihn immer gleich warm in meinem Herzen trug — nur dann würde ich ruhig seyn können. Aber er selbst verwehrt, ja, ich kann wohl sagen, er verbiethet mir dieses; denn wenn auch dieß herbe Wort seiner schonenden Feder nicht entfloß, so drückt es doch der Sinn seines Briefes aus.

Darum, theure Schwester, zürne nur nicht, wenn Ereignisse, wie die gegenwärtigen, die wohl nicht allein ein ängstliches Frauenherz, sondern einen ganzen Welttheil in unruhiger Erwartung halten, den stillen Frieden aus meiner Brust verscheuchen, und mich unfähig machen, selbst meiner Liebe für dich so sehr, wie sonst, zu folgen!

Ein und dreyßigster Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Tochter Ida.

— — g den 25sten September 1813.

Es war mir sehr lieb, aus Deines Bruders Briefe zu vernehmen, daß Du endlich angefangen habest, Dich aus der Verworrenheit, welche Dich seit dem unglücklichen Ereigniß am sechsten August ergriffen hatte, mit Kraft aufzurichten, und dasjenige vorzukehren, was nothwendig war, um die üblen Folgen desselben abzuwenden. Das ist das Vorrecht, ja die Pflicht verständiger Gemüther, daß sie nicht, wie jene gar zu weichen Seelen, zermalmt unter dem Unglück liegen bleiben; und ihre ganze Kraftäußerung nur darein setzen, ihre Last geduldig zu tragen, und mit Anstand zu seufzen. Wir sind zum Wirken, nicht zum Leiden auf der Welt. »Wirket, so lange es Tag ist! Es kommt die Nacht, wo Niemand

wirken kann.« Ein wahrhaft hohes, ein göttliches Wort!

So, wie jede pflichtmäßige Handlung, belohnt auch diese sich selbst, und Du hast ihren Segen bereits gespürt, indem die Untersuchungen, die Du durch die Polizey über den Vorfall und das angelegte Feuer in Deinem Hause anstellen ließest, das Complott beynahe sonnenklar erwiesen, und das Einverständniß jenes Nichtswürdigen mit Deinem bestochenen Büchsenspanner dargethan haben.

Es ist also nun geschehen, was zu geschehen hatte, so wie früher geschah, was besser unterblieben wäre. Aber hieran ist nichts mehr zu ändern, und Manches, ja vielleicht das Ärgste, nähmlich Deinen tollen Einfall mit dem Duell, hat ein glücklicher Zufall abgewendet. Der Oberste war fort, ehe Dein Bruder kam, und das war Dein höchstes Glück. Doch hierüber habe ich Dir schon früher meine Meinung gesagt, und es übrigt mir nur, Dir noch eine Bemerkung wegen des Ringes zu machen.

Wie ist es doch, meine liebe, sonst so besonnene Ida! nur möglich gewesen, daß Du Dich von dem Geschwätze eines Mannes, der sich in allen seinen verwegenen Schritten, in seinem

Betragen gegen seine anerkannte Geliebte, und gegen Dich selbst von jeher als einen Roué der ersten Classe gezeigt hatte — und von einigen geheuchelten Zeichen seiner Leidenschaft so weit bethören lassen konntest, ihm den Ring, den er Dir frecher Weise genommen, zu lassen? Und wenn Du denn wirklich, wie Du schreibst, so überrascht warst, daß Du erst nach seiner Entfernung über die ungebührliche Länge seines Besuchs, und Alles, was er gesprochen, nachzudenken vermochtest, (eine starke Befangenheit, die ich nimmer zu rechtfertigen weiß!) so konntest Du das Versäumte doch wieder dadurch einhohlen, wenn das Verboth an Deine Domestiken, ihn nicht mehr vorzulassen, mit einer ernsten Zurückforderung des Ringes gleichen Schritt gegangen wäre. Du thatest halb, was Du zu thun hattest, und das war, wie es immer bey halben Maßregeln ist, schlimmer, als wenn Du gar nichts gethan hättest; denn der Ring ward Dein Verräther, und Dein Fallstrick.

Er hat Alles, was er sich vorsetzte, ganz durchgeführt. Dazu gehörte denn auch die unerhörte Frechheit, sich am Tage nach dem Brande noch in Deinem Hotel zu zeigen, und zwar in dem Augenblicke, wo die verschmähte Geliebte vorüber

fuhr, damit Ein Wurf zwey zugleich treffe, Deine Ehre und ihr Herz. O das ist ein abgefeimter, aber ein consequenter Mensch! Aber consequent muß man seyn, wenn man Etwas seyn will.

Ich habe Deinem Wunsche, jetzt zu mir zu kommen, nachgedacht, und gefunden, daß dieß durchaus nicht mit der so nothwendigen Wiederherstellung Deines Rufes und Deiner Rechtfertigung vor den Augen der Welt bestehen kann. Du mußt auf Deine Güter, zu Deinem Manne, wie es auch immer jetzt dort aussehen, und wie unangenehm der Aufenthalt dort für Dich seyn kann. Du mußt der Welt beweisen, daß kein trennendes Mißverhältniß zwischen Euch obwaltet und daß Du Deine Pflichten kennst und thust. Bey mir wäre das alles umgekehrt. Man würde Dich für eine Geschiedene, oder gar für eine Verstoßene halten, und in der Trennung von Deinem Manne seine Anerkennung Deiner Schuld sehen.

So sehr es mich daher freuen würde, Dich unter andern Umständen bey mir zu sehen, so befiehlt mir doch die Vernunft, dieser Freude jetzt aus höheren Rücksichten zu entsagen. Vielleicht, wenn es mir meine Geschäfte und die Kriegsunruhen vergönnen, besuche ich Dich im Spätherbst auf Deinen Gütern; wo nicht, so

komme ich im Frühling gewiß zu Euch. Bis dahin wird ja auch der unselige Krieg mit allen seinen schrecklichen Folgen vorüber seyn. Lange kann sich dieser wüthende Fanatismus nicht halten. Er verzehrt sich endlich in sich selbst, und die Vernunft muß siegen.

Zwey und dreyßigster Brief.

Die Gräfinn von Wingheim an die Gräfinn Ida von Lichtwerth.

* den 28sten September 1813.

Es sind jetzt anderthalb Jahre, seit ich unmittelbar nichts mehr von Dir gehört, und meine Nachrichten von Dir nur aus den Briefen Deiner Mutter geschöpft habe. Aber Dein letztes Unglück, und die Lage, in welcher Du Dich nun befindest, haben meine ganze Theilnahme für Dich aufgeweckt, und so wenig ich seither mit dem verstanden war, wie Deine Mutter, Du, und Dein Mann in Ansehung häuslicher und öffentlicher Angelegenheiten gedacht und gehandelt haben, und so sehr ich die traurigen Folgen Eurer Verbindungen mit den Feinden unsers Vaterlandes voraussah, die sich auch leider an den harten Bedrückungen auf Deines Mannes Gütern deutlich offenba-

ren, so leidest Du doch jetzt, und leidest in soweit unverschuldet, als Deine Grundsätze mit dem, wessen die Welt Dich zeiht, unverträglich sind. Du bedarfst daher aller Schonung und Rechtfertigung, die Deine Familie Dir nur immer zu geben im Stande ist. Darum sollst Du nicht allein zu Deinem Manne reisen. Auch Dein Bruder, als Mann und Offizier, ist in dieser Lage kein hinlänglicher, kein genug ehrender Schutz. Du mußt eine solche Begleiterinn Deines Geschlechts haben, deren Anwesenheit an Deiner Seite schon einen Theil der Verläumdungen, welche die Welt über Dich zu bringen wagt, entkräftet. Deine Mutter halten ihre vielen Geschäfte ab, wie sie mir schreibt; so will ich denn, obwohl ich immer kränklich bin, und die Jahrszeit weit vorgerückt ist, selbst kommen, Dich abzuhohlen. Ich werde Dich in die Arme Deines Mannes zurückführen, damit die Welt sehe, daß wenigstens Deine Familie keinen Augenblick an Deiner fleckenlosen Unschuld zweifelt. O meine Ida! Mein stets geliebtes Kind! Möchte mein Schutz Dir vor den Augen der Menschen die Achtung zum Theil wieder verschaffen, die Du eigentlich nie verwirkt hast! Dann will ich doppelt das Andenken meiner frommen Ältern segnen, die solche Grundsätze in die

Herzen ihrer Töchter legten, daß wir, Deine Mutter und ich, uns einer allgemeinen Achtung mit Recht rühmen dürfen. Leb wohl, mein Kind! Gott gebe Dir Ergebung und Ruhe! Ich komme bald!

Drey und dreyßigster Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

Lager bey *** den 10ten October 1813.

Die Ereigniſſe werden immer wichtiger, die nächtlichen Gewölke, welche uns die Zukunft verdeckten, fangen an, ſich zu theilen, es ſchimmert ein Strahl durch, die Völker blicken begierig auf den lichten Punct, ihre leidensmüden Seelen öffnen ſich dem milden Glänzen, und Erwartung, Furcht, Angſt und Hoffnung halten Alles in geſpannter Aufregung. Bald müſſen große Dinge geſchehen, denn es iſt nicht möglich, daß der jetzige Zuſtand der Unbeſtimmtheit noch lange dauere. Es iſt Allen unbegreiflich, welche Plane ſich in Napoleons Geiſte wälzen mögen; aber da die Welt es in den letzten Jahren ſo oft mit Entſetzen erlebt hat, wie dieſer Geiſt mitten unter drohenden Gefahren immer gerade den Einzigen

Punct ergriff, der durch seine Kühnheit die überraschten Gegner betäubte, die Plane der wohlberechnetesten Kriegskunst zu nichte machte, und ihm einen neuen Sieg zusicherte, so sieht man auch jetzt, trotz der glücklichen Erfolge bey Kulm, Dennewitz, und an der Katzbach, den Begebenheiten, die sich wahrscheinlich zwischen Dresden und Leipzig bereiten, nicht ohne Grauen entgegen.

Jahrnau verweist mich in seinem gläubigen Sinn immer auf die göttliche Gerechtigkeit. Ich erkenne sie, wie er. Aber der Gott, der Davids Feinde zum Schemmel seiner Füße legte, ließ auch Nabuchodonosor über Juda siegen, und sein Volk eine Beute, nicht bloß der Alles beherrschenden Römer, sondern schon früher der unwürdigen Nachfolger Alexanders des Großen werden.

Wenn man mir einwenden will, daß in dem Zeitalter David's mehr Tugend, Frömmigkeit, und also auch mehr Kraft zum Erringen, und mehr Würdigkeit zum Erhalten der Freyheit, unter dem Volke Gottes war, als in den späteren Zeiten, so frage ich, indem sich mein Blick mit wehmüthigem Abscheu von dem Egoismus, dem Unglauben und der Sittenlosigkeit meiner Zeitgenossen wendet, was denn

unser Zeitalter vor jenem der verderbten Nationen aller Zeit voraus habe? Nein, Herrmann! Erwarten kann ich hier wenig, hoffen nur Einiges — wünschen Alles!

Und sind wir nicht viel zu klein, ist unser Blick nicht viel zu beschränkt, um den Gang der göttlichen Weisheit in Entwerfung ihrer Plane, und ihrer Gerechtigkeit im Vollstrecken derselben mit unserem ephemeren Daseyn in irgend ein Verhältniß der Beurtheilung zu bringen? Können wir die Reifheit eines Volkes zum Verderben, seine Würdigkeit zur Errettung nach unsern Einsichten bemessen? Schreitet der Gang der Begebenheiten nicht mit Riesenschritten über Nationen weg? Und sind endlich tausend Jahre vor dem Allsehenden nicht wie ein Tag? Lassen wir uns nicht durch einzelne Beyspiele verführen, wo wir den Gang der göttlichen Gerechtigkeit an einem Fragmente der Weltgeschichte oder dem Geschick eines Einzelnen bemerken zu können glauben, und wo der erhabene Begriff der Nemesis mit ihrem Ne quid nimis! sich uns zu offenbaren scheint. Das ist Ein Fall. Tausende ließen sich nachweisen, wo hier auf Erden das Räthsel unbegreiflicher Verhängnisse sich nicht löste, und der angefangene Prozeß sich erst in

einer anderen Welt entscheidet. Dieß muß unser Trost seyn und dann jener Spruch, daß ohne Gottes Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, und, was geschieht, gut ist, weil nichts ohne diesen Willen geschehen kann.

Ob wir siegen, oder untergehen — wir werden Gottes Rathschluß erfüllen. Unsere Pflicht ist es, zu handeln, als ob wir das erste mit Zuversicht hofften, und jede Kraft anzustrengen, die der Schöpfer in uns gelegt hat. Nur wenn wir das gethan haben, können wir uns im Fall des Gelingens mit Recht freuen, oder im Untergang mit dem Bewußtseyn erfüllter Pflicht freudig sterben. So sinkt Decius in dem Meisterwerke des großen Rubens von seinem Roß, in der Kehle zum Tode getroffen, und sein verklärter Blick, und das Lächeln seiner erbleichenden Lippen scheinen den Göttern zu danken. Seine Pflicht und sein Wunsch sind erfüllt! Er ist für's Vaterland gefallen!

Aus dieser Ursache habe ich auch das Waffenwerk jetzt mit Ernst und Anstrengung erlernt, und treibe es so eifrig, als ich es mit dem festen Willen für die gute Sache vermag. Ludwig und alle meine Gefährten sind mit mir zufrieden. Ich war bey einigen glücklichen Expeditionen, habe schon

aus einer leichten Wunde etwas Blut vergossen, und sehe mich damit nun gleichsam als unauflöslich in Eid und Pflicht genommen an. Aber den Geist, der Viele beseelt, kann ich doch nicht theilen. Ich kann weder mit dieser Freudigkeit hoffen, noch mich über das Elend, das wir verbreiten helfen, verblenden, und ich fühle mich endlich nicht vom Eisen angezogen, wie jene.

Meine eigene Stellung in der Welt ist auch nicht darnach, um mich für ein künftiges Leben zu rosigen Ansichten zu berechtigen, und Ludwigs Nähe erquickt und quält mich zugleich. Ich liebe ihn mit warmer Neigung; er aber hängt mit einer Art von kindlichen Dankbarkeit, mit allen Kräften seines starken Herzens an mir, und hat den Gedanken, daß ich auf den Fall seines Todes in alle seine Rechte treten soll, mit Liebe genährt und ausgebildet.

Vorgestern verbreitete sich ein vorlautes Gerücht, als ob wir einen gewaltigen Angriff mit Nächstem zu erwarten hätten. Alles war aufgeregt, Jeder sah dem entscheidenden Ereigniß mit seinen eigenen Ansichten entgegen, und über dem Hin- und Herreden, und Zubereiten kam die Nacht. Wir hatten eine Vorposten-Wache und lagen am Feuer. Die Scheiter brannten ab, nur rothe Koh-

len warfen einen ungewissen Schein auf die dunkeln Gestalten. Hinter uns erhob sich der Mond über dem finstern Waldgebirg, und beleuchtete durch den Nebelschleyer, der den Himmel überzog, die fernen Gegenstände mit trübem Scheine. Die Kameraden schnarchten, die Pferde brausten zuweilen durch die kalte Nachtluft. Ich lag an der Erde; aber kein Schlaf besuchte meine Augen, vor denen die trübe Vergangenheit und die vielleicht noch nächtlichere Zukunft in dunkeln Bildern vorüberging. Ludwig saß still, ohne zu sprechen, und starrte in die verglimmende Gluth. Plötzlich wandte er sich um nach mir. Schläfst du, Julius? fragte er leise. Ich richtete mich auf. »Wenn du nicht schläfst, so komm mit mir!«

Wir traten seitwärts vom Wachfeuer in's Gebüsch. Er ergriff meine Hand. Der Mond beleuchtete seine Züge, deren feyerlicher Ausdruck mir erst jetzt auffiel. Julius! sagte er mit einem Ton, der die Bewegung seines Herzens verrieth: Ob wir morgen angreifen, oder in drey, oder in acht Tagen, gilt gleich. Es muß und wird bald zur Entscheidung kommen, und es ist sehr möglich, daß ich bleibe. Auf diesen Fall versprich mir Leonoren deine Hand zu geben, ihr ein treuer Gemahl, meinen Kindern ein sorglicher Vater zu

seyn! Ich vermache dir das Liebste, was ich auf Erden habe! Die heftige Bewegung erstickte seine Stimme, er fiel mir um den Hals.

Was in meiner Seele vorging, vermag ich nicht zu schildern. Aber ich faßte mich nach einer Weile, richtete Ludwig sanft in die Höhe, und sagte ihm: Mein Bruder! Ich erkenne den Werth deines Vertrauens, wie tief ich auch den Stachel fühle, den deine Rede enthält. Ich kann dir nichts versprechen, als die Deinigen nie zu verlassen, wenn es ja Gott gefallen sollte, dich kräftigen Baum zu fallen, und mich dürres Reis zu erhalten. Das aber will ich treulich erfüllen, so lange ein Hauch des Lebens in mir ist! — Ich schloß ihn fest in meine Arme. Er wand sich langsam los, und blickte mir trüb in's Gesicht. Du willst nicht, sagte er, und ich weiß doch, daß sie dich mehr liebt, wie mich! Ach ich begreife es, und klage sie nicht darüber an!

Es entspann sich nun ein langes Gespräch zwischen uns, das tief und schmerzlich in mein aufgeregtes Herz schnitt. Ludwig schien dabey viel ruhiger zu werden. Er gab und opferte ja, und ich sollte empfangen. Sein Erbe, wenn die Erde dieß warme Herz bedeckt haben würde, sollte mein seyn, und mich glücklich machen! Der Streit

endigte, wie alle dieser Art. Jeder blieb auf seiner Meinung, aber wir fühlten uns fester aneinander gebunden.

Er ist seitdem sehr ernst; dennoch zweifelt seine muthige Seele keinen Augenblick an dem glücklichen Ausgang der allgemeinen Sache. O wenn der Himmel so viele heiße Gebethe und gerechte Wünsche erhört, wenn es glorreich für mein Vaterland endet: dann habe ich mein Leben freudig auf seinem Altar geopfert, und aus den Gräbern der Gefallenen, auch aus meinem Grabe, wird die Freyheit sich siegreich erheben! Gott gebe seinen Segen!

Mein Testament hast du, lieber Walter! Ueber das, was ich bey mir habe, und was sonst noch zu thun ist, werde ich mit Ludwig sprechen. Er wird Alles treu besorgen. Leb nun wohl, du treuer Freund und Bruder! Vielleicht ist dieß mein letzter Brief, doch nicht die letzte Versicherung meiner Liebe! Wir sehen uns wieder. Das glaube ich fest. Der Himmel lohne dir, was du je für mich gethan! Grüße dein holdes Weib, und schicke dem Oheim den Einschluß!

Vier und dreyßigster Brief.

Baron Carl von Fahrnau an seine Schwägerinn Leonore.

* * den 22sten October 1813.

Bis mein Brief Dich erreicht, geliebte Schwägerinn, ist mir die Siegesbothschaft schon vorgeeilt, und Du wirst ein Ereigniß bereits kennen, das jedes, dem Guten nicht entfremdete, Herz mit Freude erfüllen, uns Deutsche aber nach so vielen Leiden mit dem heißesten Dank gegen Gott entflammen, und unsern Geist in gerechtem Stolze erheben muß. Da Dir nun die Sache im Allgemeinen schon bekannt ist, so brauche ich mich in keine Beschreibung der großen, entscheidenden Völkerschlacht und ihrer ungeheuern Folgen für die Welt einzulassen. Ich melde Dir nur, was Dich betrifft, und was Dir zu wissen doch wichtiger ist, als selbst jene Ereignisse.

Dein Mann, in dessen Zimmer ich schrei-

be, läßt Dich mit heißer Liebe an seine Siegerbrust drücken. Er würde Dir selbst geschrieben haben; aber eine Wunde am rechten Arm, die Du Dir indessen gar nicht als gefährlich denken mußt, hält ihn davon ab. Übrigens ist er ziemlich wohl, schickt auch an Adolph und Marien herzliche Grüße, und trägt mir auf, Dir den Verlauf der Begebenheiten der letzten Tage zu berichten.

Du weißt, daß ich Deinen Mann schon einmahl in seinem Lager besuchte. Wir hatten uns so lange nicht mehr gesehen, und bey der Wichtigkeit der großen Ereignisse, die uns bevorstanden, war es mir nicht möglich, mich, ehe Alles entschieden war, weit von ihm zu entfernen. Es war, als flüsterte mir's mein Engel zu, in seiner Nähe zu bleiben, und ich hielt mich daher unfern des Ortes, wo sein Corps stand, auf, fest entschlossen, hier den Ausgang der Dinge abzuwarten.

Am sechzehnten October war der Tag, an welchem der furchtbare Entscheidungskampf begann. Tags zuvor hatte ich noch in Ludwigs Armen gelegen, und mich von ihm und dem edlen Tengenbach beurlaubt. Der Kanonendonner schreckte schon früh Morgens die ganze Umgegend aus einem unruhigen Schlummer auf. Die

Schlacht begann. Sie wurde bald allgemein und mörderisch. Das Regiment Deines Mannes war eines der vordersten. Er und Julius hielten sich dicht zusammen. Sie hatten noch im Angesicht der aufgehenden Sonne miteinander gebethet, sich vor dem Ausrücken Treue bis in den Tod geschworen, und daß der Überlebende in die Pflichten des Verstorbenen treten sollte. So gingen sie voll hoher Begeisterung in die Schlacht. Julius soll mit einem Heldenmuth und einer Gewandtheit gefochten haben, die Deinen Mann mit Verwunderung und Liebe erfüllt, ja seine besonnene Tapferkeit hat im Gefecht unsern Ludwig, der sich zu kühn unter die feindlichen Schaaren wagte, mehr als einmahl gewarnt, und geschützt. Mitten im hitzigsten Handgemenge begegnete Lothar ihren Blicken. Er sah Deinen Mann. Eine Todesblässe überflog sein Antlitz. Ludwig stürmte ihm nach; aber Lothar schien diesen Gegner zu scheuen, und entkam im Gedränge.

Schon hatte das Regiment ansehnliche Vortheile über den Feind. Es rückte vor, als plötzlich auf einem nahen Hügel sich Französische Reiterey zeigte. Sie sprengte die Höhe herunter gerade auf unsere Leute zu. Eine Decharge aus ihren Carabinern prasselte herab. Julius fuhr mit

der Hand auf die Brust — und sank mit einem leisen Schrey an Deines Mannes Seite nieder. Ludwig warf sich über ihn. In dem Augenblick wich seine Truppe um ihn zurück, und die feindlichen Cürassiere hauten ein. Die Unsrigen widerstanden mit Entschlossenheit, und Ludwig kämpfte nun auch für den gefallenen Freund. Achtlos, sein eigenes Leben zu erhalten, dachte er nur daran, den Verwundeten zu schützen, und sein frommer Vorsatz gelang. Das Regiment sammelte sich, zog in Ordnung zurück, und Ludwig konnte nun den Bewußtlosen auf seinen Armen aus dem Schlachtgetümmel weg auf eine ruhige Stelle tragen, wo er ihn der Sorge der Wundärzte übergab, und mit Angst und Schmerz in die Schlacht zurückkehrte.

Abends kamen die Truppen in ihre Bivouacs. Ludwig bittet Dich, zu glauben, daß Alles geschehen sey, was zur Rettung Deines und seines Freundes möglich war; aber der Ausspruch des Wundarztes war sehr niederschlagend. Er vertröstete auf den nächsten Verband. Die Nacht war ziemlich still. Ludwig brachte sie am Krankenlager seines Julius zu. Der starke Blutverlust hatte diesen sehr herabgebracht. Dennoch war er meist bey sich, und erkannte sowohl seinen Zu-

stand, als Ludwigs treue Liebe vollkommen. In seinen letzten Gesprächen mit dem Freund enthüllte sich noch einmahl die Schönheit seiner Seele, wie die Sonne im Scheiden noch einmahl schöner herüberblickt. Es war bereits eine Art von Verklärung, die durch religiöse Gefühle — er hatte zu beichten und das Abendmahl zu empfangen verlangt, auch alle diese Ceremonien mit großer Fassung verrichtet — noch erhöht ward. Gegen den Morgen ward er unruhig. Ludwig tröstete ihn, und leistete ihm mit der Liebe und Geduld eines Kindes alle mögliche Hülfe. Sie sprachen von Dir, von Gott, von Julius düsterem Leben, das er nun freudig hinter sich hinabsinken, und einem schöneren Morgen Platz machen sähe. Endlich wurde der Verwundete immer schwächer, er lehnte sein Haupt an Deines Mannes Brust, und Ludwigs Lippen sogen seinen letzten Hauch in sich. Er starb den schönen Tod für sein Vaterland, in den Armen der treuesten Freundschaft, mit der Ruhe eines Helden, mit der Ergebung eines Christen. Ich habe ihn nur wenig gekannt, und bin nicht Zeuge dieser letzten Auftritte gewesen; aber meines Bruders heftiger Schmerz um ihn, und was seine Cameraden von ihm erzählen, zeigt, daß nun eine der edelsten

Seelen, die auf Erden gewandelt, zu ihrem Schöpfer zurückgekehrt sey.

Ludwig brachte den folgenden Tag, an dem sich die Heere ermüdet still hielten, in dumpfem Schmerz, theils bey Julius Leiche, theils mit den Anstalten für seine theuren Reste zu.

Er wurde mit aller Feyerlichkeit, die der Drang der Zeit und der Umstände gestattete, in der noch unversehrten Capelle eines nahen Rittergutes beygesetzt. Deines Mannes Schmerz, und die Achtung der übrigen Offiziere erhielten es vom Verweser dieser Herrschaft, daß er dem heiligen Rest so lange einen ruhigen Aufenthalt in dem Familienbegräbniß verstattet, bis Dein Mann die Anstalt getroffen haben wird, die irdische Hülle seines Freundes nach Fallowetz in die Gruft seiner Väter zu führen. Diese theure Pflicht hat er sich selbst aufgelegt, wenn der Himmel es ihm gestattet.

Tief in der Nacht kam er erschöpft von dem Begräbniß zurück. Er fand Alles im Lager in reger Bewegung. Mit dem anbrechenden Tage sollte die Schlacht aufs Neue beginnen, und an diesem Tage sich endlich entscheiden, was hier auf der furchtbaren Wagschale lag.

Der Tag brach an. Mit ihm rückten die Scharen schweigend und ernst hinaus, Ludwig mit tief-

verwundeter Seele das Bild des sterbenden Freundes vor seinen Blicken, und, wo möglich, in noch glühenderem Haß gegen seine Mörder entflammt.

Du kennst die Schicksale dieses großen Tages. Ich wiederhohle Dir nicht, was die Zeitungen Dir berichtet haben werden. Gott stritt sichtbar mit uns. Sein flammender Schild, mit dem er unsere Heere deckte, schreckte die Feinde, ihr trotziger Muth brach, die Zuversicht der gerechten Sache, die schönste Begeisterung stärkte den Arm unserer Krieger. Unwiderstehlich warfen sie sich auf die Feinde. Alles mußte ihrem Andrang weichen. Unordnung, Verwirrung, Verzweiflung herrschten in des Feindes Reihen, wie in seinen Befehlen, denen kein Mensch mehr Folge zu leisten vermochte. Alles floh. Wagen, Pferde, Verwundete lagen in fürchterlicher Verwirrung übereinander. Auch heut war Ludwigs Regiment wieder vorne an, und er selbst stürmte unter die Feinde. Da wurde er eines Haufens gewahr, der einen kleinen Hügel in ziemlich guter Ordnung besetzt hielt, und den Unsrigen das Vordringen erschweren konnte. Ludwig erkannte die Wichtigkeit des Platzes, und zugleich die geschickten Manöver des befehlenden Offiziers. Er ruft den Seinigen zu. Sie drängen gegen den Hügel vor.

In dem Augenblicke erkennt er den Führer — es ist Lothar!

Nun flammte auf einmahl unter der Begeisterung für das Allgemeine die eigene Rachlust auf. Er spornte sein Pferd, er hatte den Obersten erreicht. Lothar erkannte ihn, wie vorgestern, und mit einem Ausdrucke des Entsetzens wandte er sein Roß. Aber Ludwig sprengte ihm nach, und rief ihm zu, zu halten.

Lothar warf sein Pferd herum. Alle Entschlossenheit, alle Kraft seines Gemüths kam in dem Augenblick wieder zurück. Ihre Klingen pfiffen durch die Luft. Schon bluteten Beyde aus tiefen Wunden, und Beyde, von Zorn und Rachgier entglüht, verdoppelten ihre Hiebe. Endlich traf Einer Lothars Haupt, und mit Einem Gebrüll des Schmerzens sank er rücklings vom Pferde. Die Seinigen stellten sich um ihn, und vertheidigten den Posten und den verwundeten Führer. Aber Ludwig drängte unaufhaltsam vor, er achtete der Kugeln nicht, die jetzt von einer höher liegenden Batterie zu spielen anfingen, er stürmte hinan, der Hügel war gewonnen, und die Feinde geworfen. Sie entflohen, aber sie führten den Verwundeten mit sich fort, und auch Ludwig sank nun auf der eroberten Anhöhe, erschöpft von An-

strengung und Blutverlust, in die Arme der Seinigen.

Man brachte ihn vom Schlachtfelde weg. Unterdessen hatten seine Landsleute das Schicksal des Tages entschieden. Der Sieg war auf unserer Seite, und all' das kostbare Blut, das ihn erkauft, nicht umsonst vergossen. Man schickte mir sogleich Bothschaft, und ich flog zu meinem Bruder. Seine Wunden sind tief, aber nicht gefährlich, alle, wie es einem wackeren Krieger ziemt, vorn, in der Brust, am Arm, und ein flacher Hieb über die Stirn. Fürchte nicht für sein Leben! Er ist für den Augenblick in keiner Gefahr. Du kennst mich, und traueſt mir. Ich versichere Dich auf meine Ehre, daß der Arzt gute Hoffnung gibt; aber es wird lange währen, bis er genesen kann, und er wird einer sehr sorgfältigen Pflege bedürfen.

Ludwig weiß, daß ich Dir schreibe. Seine Gedanken sind bey Dir, bey Julius, bey seinen Kindern. Es scheint ihm nicht lieb zu seyn, daß jener gefallen, und er erhalten ist, und es bewegen sich trübe Bilder in seiner, nicht bloß durch die Kugel, wunden Brust. Übrigens hat er mir verbothen, Dir außer dem treuen Bericht über die Schlacht und den Hergang der Sache etwas zu

melden. Auch das, was ich hier geschrieben habe, darf er nicht lesen, und es ist in so weit gut, daß seine große Erschöpfung ihn hindert, den Brief zu überblicken, ehe ich ihn absende. Er schickt Dir und seinen Kindern herzliche innige Grüße, Segnungen und schmerzliche Erinnerungen. — Er spricht nur von Euch, und ihm, und meine Tröstungen gleiten an seinem dumpfen Schmerze ab.

Leb wohl, liebe Schwägerinn! Möchte der Brief Dich in gehöriger Fassung treffen, und Du thun, was Dein Herz Dich gewiß heißt!

Fünf und dreyßigster Brief.

Der Oberste Fierolles an Bertha von Selnitz.

** den 24sten October 1813.

Aus einem halb' zerstörten Dorfe, wo unter Brandstätten kaum ein bewohnbares Zimmer zu finden war, um elende Verwundete aufzunehmen, schreibe ich Dir. Die ganze Hölle war an dem Tage bey Leipzig los. Alles ist verloren. Ich bin unbedeutend am Schenkel, aber doch so verwundet, daß ich nicht weiter kann. Um mich her ächzen und winseln verwundete und sterbende Landsleute, deren Blut um einer unglücklichen Verblendung willen diesen unseligen deutschen Boden tränken mußte. Unter ihnen, der Theuerste und Bedauernswürdigste von Allen, liegt auch Lothar, mit gespaltetem Haupt, ohne Hoffnung zu genesen, ohne den Trost, sterben zu können.

Wilde Phantasien zerrütten sein verletztes Ge-

hirn, und wüthender Schmerz und Wahnsinn theilen sich in die letzten Stunden seines Lebens. Der Nahme unsrer unglücklichen Freundinn ertönt zuweilen von seinen Lippen. Sein Zustand ist erschrecklich. Ach wenn nur die Leiden des Rettungslosen bald zu Ende wären!

Ich liege in dumpfem Hinbrüten nicht weit von ihm auf einer elenden Streu. Das einzige Bett, wenn man einige halbzerrissene Kissen und Decken so nennen kann, das unsere Leute in den von jeder menschlichen Spur verlassenen Hütten fanden, wurde von Allen gern dem armen Lothar überlassen. Der deutsche Arzt, den man geschickt hat, nach uns zu sehen, und der seine Schuldigkeit ordentlich thut, gibt uns die Hoffnung, daß unser Freund den morgigen Abend nicht erleben werde.

Ich glaube in wenigen Tagen wieder zu Pferde sitzen zu können. Aber ich bin gefangen, und, was mit mir geschieht, ist ungewiß. Der Teufel hat uns dießmahl in das verwünschte Land geführt! Leb wohl! Wer weiß, von wannen, und wann ich Dir schreiben kann?

Sechs und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Aus der Residenz den 27sten October 1813.

Ludwig ist schwer verwundet! — Julius todt! Mein Schwager Carl, der seines Bruders pflegt, hat mir geschrieben. Ich weiß nicht, wie mir ist. Die Ringstern und Adolph besorgen meine Reise. Ich breche morgen auf, und eile zu meinem Gemahl. O nur noch lebend laß mich ihn finden, barmherziger Gott! Nur noch so lange erhalte ihn mir, bis ich ihm gesagt habe, daß ich ihn noch heiß liebe, und daß er mir vergeben möge, wessen er mich zu streng anklagt! Weiß Gott! Zu streng! Meine Gedanken verwirren sich. Ich muß mich gewaltsam fassen, um nicht Verkehrtheiten zu beginnen, und denen, die für mich sorgen, zur Last zu fallen. Leb wohl!

Sieben und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

** den 10ten November 1813.

Endlich, liebe Clara! nach langen, schmerzlichen und doch so schönen Tagen finde ich die Stille in mir, und auch die Muße von außen, um Dir schreiben zu können. Ich bin bey meinem Ludwig. Ich habe ihn wieder nach drey unglücklichen Jahren, und Alles, was noch dunkel in unserm Schicksal ist, Alles, was wir verloren, und was er noch zu leiden hat, verschwindet vor dem Glücke, daß wir uns wiederhaben, daß er geneset, und wir einem stillen, vereinten Leben entgegen sehen können!

Meine Reise war so schnell, als möglich, und also auch so beschwerlich, als möglich. Wir gaben uns in drey Tagen und zwey Nächten nur so viel Ruhe, als nöthig war, um nicht zu erliegen. Ach

mir brannte das Herz, und der entsetzliche Gedanke, daß mein Ludwig indeß sterben, und ich den letzten Hauch der Versöhnung nicht mehr empfangen könnte, jagte mich mit Blitzesschnelle vorwärts.

Adolph hat sich auf dieser Reise sehr besonnen und muthig gezeigt. Der zwölfjährige Knabe hat für seine Mutter und Schwester gesorgt. Die Bedienten gehorchten ihm gern, denn sie liebten ihn, und mußten seine Anordnungen billigen. O welchen Trost hat der Himmel dem auch in dem größten Unglück gegeben, dem er gute Kinder gab!

Angekommen in dem kleinen Städtchen, wo Carl sich schon während einigen Wochen aufhielt, und Ludwig jetzt bey ihm ist, überfiel mich eine Angst, ein Zittern, daß ich kaum im Stande war, aus dem Wagen zu steigen. Ich schickte sofort aus dem Gasthofe zu Carln. Er kam schnell. — Lebt er? war mein erster, einziger Laut. Sein freundlicher Blick beruhigte mich, ehe er die Worte des Trostes aussprach. Ich sank auf meine Knie, und dankte Gott für die abgenommene Angst. Dann machte ich mich auf den Weg. Carl ging voraus, um Ludwig auf meine Ankunft, die er nur halb erwartet hatte, vorzubereiten. End-

lich kam er, und führte, oder trug mich vielmehr die Treppe hinan; denn Freude, Erschütterung, Bangigkeit und Sehnsucht hatten meine Kräfte gelähmt. Jetzt stand ich an der Thüre seiner Wohnung.

Ich öffnete unter lauten Herzensschlägen. Ein Offizier war im Vorzimmer. Errieth er, wer ich war, an dem Ausdrucke meines Gesichtes? Wußte er, daß ich kommen würde? Er sprang schnell ins Zimmer hinein, kam eben so schnell wieder, und führte mich mit wohlwollender Achtung hinein.

Fahrnau, von zweyen seiner Leute unterstützt, kam mir entgegen. Er war angezogen, aber er sah sehr krank aus. Der rechte Arm ruhte in einer Schlinge, eine schwarze Binde war um die Stirn geschlagen. Er breitete mir den linken Arm entgegen. Ich sank an seine Brust. So hielten wir uns lange, lange. Ich fühlte, daß er zitterte, und leitete ihn zum Kanapeh. Er legte sich hin. Ich kniete vor ihm nieder, und drückte meine Stirn auf seine Hand. Ein Wink von ihm entfernte die Zeugen. Auch der gute Carl ging. Aber noch vermochte Keines von uns ein Wort vorzubringen.

Ich danke Dir, sagte Ludwig endlich mit schwacher Stimme: Ich danke Dir recht sehr, daß Du gekommen bist!

Ich drückte seine Hand an meine Lippen. Meine Thränen strömten. Ach, er schien nicht zu ahnen, wie selig mich sein Wiedersehen machte!

»Du bist so gut, Leonore! Es ist viel vorgegangen, seit wir uns nicht gesehen!«

Aber wir haben uns wieder! rief ich: Gott hat mein Flehen erhört!

Er sah mich lange an. Sein dunkles Auge wurde düsterer, und immer düsterer. Julius — sagte er nach einer Pause.

Es war, als griffe eine eiskalte Hand in mein heißes Herz. Ich erhob mich von den Knieen. Ich verstehe Dich, Ludwig! sagte ich: Ich weiß, ich habe gefehlt.

O nicht, nicht das! rief er heftig: Keine Entschuldigung, Leonore! Du hast kaum gewankt, wo ich fiel. Aber Deine Liebe für mich *mu*ß gestorben seyn, und was Dich zu mir führt, ist Dein lebendiges Pflichtgefühl.

Mir that diese Rede unendlich weh. Ich hoffe, antwortete ich, daß mein Betragen Dich von der Art meiner Empfindungen überzeugen soll.

Er fühlte mit der linken Hand nach Etwas in seinem Busen. Er wollte sich mit der verwundeten Rechten helfen. — Wünschest Du etwas, Ludwig? sagte ich.

»Ach, ich bin so voll Binden und Hüllen! »Hier muß ein Papier seyn?« Ich zog es leicht hervor. Er schlug es auseinander. Ich sah eine dunkle Locke darin, und ahnete Alles.

»Ich habe sie vom Haupte des todten Freundes geschnitten. Er starb mit Segnungen für Dich, und mich. Hier ist sein letztes Andenken.« Er hielt mir die Haare hin.

Das war zu viel für mein Gefühl. Meine Kniee zitterten, ich fühlte, daß ich todtbleich wurde, und suchte nach einem Stuhl, um mich zu setzen.

Ludwig sah mich scharf und finster an. Halte Deine Thränen nicht zurück, Leonore! sprach er: Sie ehren den Freund, dem ich Leben und Freyheit schuldig bin. Er war mein Schutzengel, und keine niedrige Eifersucht soll die letzten Tage meines Lebens entheiligen. Sie seyen seinem Andenken, und Deiner Versöhnung geweiht! Jetzt vermochte ich es nicht mehr auszuhalten. Heftig schluchzend warf ich mich über ihn: O, wenn Du noch einen Funken Mitleid für mich hast, so höre auf, so zu sprechen! Ich kann den Gedanken Deines Todes nicht ertragen!

Leonore! sagte er mit zitternder, zweifelhafter Stimme. Nimm mein Geständniß an,

oder verwirf es! rief ich heftig: Mißdeute mein Gefühl, oder erkenne es, wie Du willst! Aber sagen muß ich's, und Du mußt es wissen. Ich liebe Dich, Ludwig! Ich liebe Dich mit eben der treuen Liebe, wie in Rosenstein! — Er sah mich starr und lange an, er wurde immer bleicher, immer starrer, schloß endlich die Augen, und lag ohnmächtig auf seinem Kissen. Ich erschrack. Ich erhob sein Haupt, hielt ihm Essenzen vor, und nannte seinen Nahmen. Er erhohlte sich endlich, und öffnete die Augen. Thränen tröpfelten über seine Wangen, aber er konnte nicht reden. Ach es war nicht nöthig! Sein Blick sagte mehr, als alle Sprachen in Worte fassen könnten!

Meine Lippen sanken auf die seinen, unsere Seelen flossen in dieser Berührung zusammen. Endlich lispelte er leise: Du liebst mich?

Ich versicherte es ihm noch einmahl. O Gott! Welche seligen Augenblicke! Die Wonne dieser Momente war mit den Leiden von drey kummervollen Jahren nicht zu theuer erkauft. Wie gern hatte ich meine Nächte für die kostbaren Thränen verweint, die jetzt aus Ludwigs Augen flossen! Wie war ich für jeden Schmerz so reich belohnt! — Er liebte mich noch! Ach er hat mich wohl immer geliebt! Mein Bild war nur auf einige

Zeit durch die Zauberkünste einer Unglücklichen in Schatten gestellt worden!

Der Arzt kam bald darauf, und ermahnte Ludwig, nicht zu viel zu sprechen, und mich, jede heftigere Rührung für den Kranken zu vermeiden. Er fand ihn etwas schlimmer, und seine ernste Miene machte mein Blut gerinnen. Ich begleitete ihn beym Fortgehen. Zitternd, so, daß meine Zähne zusammenschlugen, fragte ich ihn um seine Meinung von dem Zustand meines Mannes. Der Herr Baron ist in keiner gegenwärtigen Gefahr, sagte er beruhigend: Aber er muß mit der größten Sorgfalt und Schonung behandelt werden, sonst kann leicht ein übler Zufall dazutreten. — Für jetzt also ist keine Gefahr? fragte ich, und hing an seinem Blicke, und suchte in seinen Mienen, ob sie nicht seinen Worten widersprächen. Gewiß keine! Glauben Sie mir das auf meine Ehre, gnädige Frau! sagte er, und eine sichtbare Rührung mahlte sich in seinen gutmüthigen Zügen: Ich würde es nicht wagen, mit Ihrer Liebe und Ihrer Angst ein grausames Spiel zu treiben. Aber geben Sie genau auf Ihren Kranken Acht! Hüthen Sie ihn vor jeder starken Erschütterung, und beobachten Sie Alles, was ich zuvor vorgeschrieben habe!

Doch das ist wohl nicht nöthig, Ihnen zu empfehlen. Fassen Sie Muth, gnädige Frau! fuhr er fort, als ich noch immer zitternd nichts antwortete, indem er meine Hand treuherzig schüttelte: Es wird Alles gut werden. Fahrnau ist jung, conservirt, und hat ja die treueste Pflege.

Als ich wieder zu meinem Kranken kam, fragte er mich ruhig, ob mich der Arzt von der Gefahr seines Zustandes unterrichtet habe? Ich sagte ihm die Wahrheit. Er wiegte verneinend das Haupt. Die Vorstellung einer tödtlichen Verwundung und eines nahen Endes schien ihm sehr geläufig, und nichts weniger als schrecklich. Er sprach mit Fassung darüber, wie er vor wenig Wochen den Tod gewünscht, ihn in der Schlacht gesucht habe, und jetzt nur der Gedanke an ein neues, durch Liebe beseligtes, Leben an meiner Seite ihm seine letzte Stunde bitter machen würde. Dann fragte er nach den Kindern. Ich gestand ihm, daß sie mich begleitet hätten, und im Gasthofe zurückgeblieben wären. Eine heftige Bewegung erschütterte ihn. O meine Kinder! rief er: So werde ich auch Euch noch vor meinem Tode sehen! Geh, Leonore! Bringe sie zu mir! Sieh, es könnte schnell mit mir enden, und ich hätte dann diese Seligkeit entbehrt!

Mir erstickten Thränen und Rührung die Stimme. Weinend kniete ich auf seiner Seite, und schluchzte auf seine Hand. »Leonore! Mein gutes, treues Weib! Weine nicht! Ach ich habe dir so viel Herzeleid gemacht!«

Was nun für eine Scene folgte, kann ich dir nicht beschreiben; denn ich kann dir diese Tiefe des Gefühls, diese Mischung von unendlichem Schmerz und höchster Freude nicht schildern. Aber des Arztes Geboth war übertreten, unwillkührlich, ja, ich möchte sagen, unvermeidlich. Die Frage nach seinen Kindern, und höchst angreifende Erklärungen waren in unserer Lage nicht zu umgehen. Ludwig war ganz erschöpft. Ein heftiges Fieber stellte sich ein, und er fing an, irre zu werden. Unsere Trennung, seine Kinder, Julius Tod, Rosaliens furchtbares Ende, Alles mischte sich in wildem Wechsel durcheinander. — Die Nacht war sehr böse. Ich konnte ihn nicht verlassen. Carl mußte meine Stelle bey den Kindern vertreten, sie trösten, und beschützen. Der Arzt fand ihn am Morgen in augenscheinlicher Gefahr. O verlange nicht zu wissen, wie mir zu Muthe war! Der redliche Mann sah meinen Zustand, und gab mir so viel Hoffnung, als sein Gewissen ihm erlaubte. Da aber Ludwig in jedem freyen Augenblick nach

den Kindern fragte, und auch seine Phantasien sich größtentheils mit ihnen beschäftigten, so stellte ich dem Arzte beym Abendbesuche vor, ob er nicht erlauben wollte, daß die Kinder morgen kämen, weil es vielleicht zur Beruhigung des Kranken beytragen könnte. Er faßte diese Vorstellung auf, und erlaubte es mir, wenn der lichten Augenblicke mehr seyn würden. — Auch diese Nacht verließ ich den Geliebten keine Minute. Nach Mitternacht legten sich die wilden Wallungen seines Blutes, das Fieber ließ nach, er sprach heiter, aber schwach mit mir. Die Kinder waren der Hauptinhalt seiner Unterredung. Ich mußte ihm Alles erzählen, was mit ihnen in den zwey Jahren vorgegangen war, und die süße Hoffnung, sie am nächsten Tage zu sehen, schien seine aufgeregten Lebensgeister in sanfte Ruhe zu wiegen. Still, ergeben, ja, heiter entschlief er unter diesen Erzählungen gegen den Morgen hin, und erwachte recht gestärkt, als bald darauf der Arzt eintrat. Er fand ihn merklich gebessert, die drohende Gefahr war verschwunden, und auf die Frage nach den Kindern, die fast sein erstes Wort war, verbreitete die gewährende Antwort des Arztes eine Art von Verklärung über das Gesicht des liebenden Vaters. Der Offizier erboth sich mit

einer recht angenehmen Freundlichkeit, die Kinder zu hohlen, und nun regte eine freudige Spannung Ludwigs Gemüth und ganzes Wesen auf. Seine blassen Wangen färbten sich mit einer leichten Röthe, so oft ein Geräusch im Hause ihm ihre Ankunft zu verkündigen schien. Ach er war so liebenswürdig, so unwiderstehlich in dieser Aufwallung der heiligsten Triebe! Endlich hörten wir im Vorzimmer mehrere Tritte. Der Offizier trat ein. Sie sind da! rief Ludwig, und erhob sich rasch vom Kanapeh. Der Offizier und ich wollten ihn unterstützen, aber er bedurfte unsrer nicht. Da ging die Thüre auf, und Adolph stürzte herein. Wie, dieser Jüngling? rief Ludwig erstaut, und lag in den Armen seines hochgewachsenen Sohnes, der zwischen Lachen, Weinen, Ehrfurcht und Liebe den Vater bald betrachtete, bald umschlang, und vor Freude nicht reden konnte. Auch Ludwig war tief erschüttert. Marie hatte ihn indessen von der Seite umschlungen. Er neigte sich zu dem Mädchen. O welche Gruppe, Schwester! Die hohe Gestalt des verwundeten Kriegers, umschlungen von den zwey schlanken jugendlichen Wesen, die in ihren Zügen den Abglanz der seinigen trugen, sein linker Arm ausgebreitet über den blü-

henden Jüngling, das Haupt sanft herab zur Tochter geneigt, die mit Thränen an dem Vater emporsah. — Ich zeige dir das Bild, wenn wir uns wiedersehen, was, wie ich hoffe, bald seyn soll; denn ich habe es gezeichnet. Sie sind Alle zum Sprechen ähnlich, und nie vielleicht hat mir eine Arbeit so gelungen, wie diese.

Nun bin ich zum großen Theil von meinen Kindern aus der Pflege und Bedienung des Vaters verdrängt. Sie verlassen ihn keinen Augenblick mehr, sie spähen nach jedem Blick von ihm, sie errathen seine Wünsche, und wenn ein Streit entsteht, so ist es darum, wer den Vater bedienen, wer ihm dieß oder jenes reichen soll. Ludwig ist ganz glücklich, und die heilige Allgewalt der reinsten Liebe zeigt sich mit heilender Kraft an ihm. Er erhohlt sich so sichtlich, daß der Arzt sagte, hier sey ein Wunder geschehen, und die Liebe habe es gethan. So wirkt der gestillte Geist wohlthätig auf den leidenden Körper, und ich darf nun nichts mehr für sein Leben fürchten. Ach, Schwester! Welches schöne Zusammenfinden! Welche Seligkeit nach so vielen Stürmen, so vielem Jammer, nach so schmerzlicher Trennung!

Wir bleiben noch so lange hier, bis Ludwig die nicht beträchtliche Reise auf das Gut seines

nes Bruders auszuhalten im Stande ist. Dort, wo er mehr Bequemlichkeit haben wird, werden wir seine völlige Genesung abwarten, und dann nach Rosenstein zurückkehren, wo nunmehr auch jede Besorgniß verschwunden ist, die den theuern verklärten Freund bewog, mir zur Entfernung aus der bedrohten Gegend zu rathen. O mit welchen Empfindungen werden wir nach so langer Zeit es betreten!

Acht und dreyßigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Rosenstein im Jänner 1814.

Seit drey Jahren zum ersten Mahl begrüßte ich vor vierzehn Tagen mein geliebtes Eigenthum, das Schloß meiner Väter, wieder! Was ist geschehen, lieber Carl! seitdem zuerst ein unglücklicher Vorwitz, dann Eitelkeit und Verführung mich daraus weglockten, und endlich die Bosheit eines rachgierigen Feindes mich davon fern hielt! Wie viele Leiden sind seitdem über mein Vaterland, über mich, und Tausende ergangen! Und wie muß ich der Vorsicht danken, die uns aus so anstrengenden Kämpfen und schmerzlichem Verlust glücklich und siegreich gerettet hat! Ach es sind kostbare Opfer gefallen! Die heilige Sache war ihrer werth; aber sie bleiben ewig fühlbar, und

nie, nie wird sich wieder Alles in seine alten Fugen zurückfinden.

Aber auch in einer andern Hinsicht kann ich das beklommene Gefühl nicht beschwichtigen, daß nun nicht mehr Alles ist, wie es war.

Meine Leonore liebt mich innig. Sie thut Alles, was sie vermag, um es mir zu beweisen. Du selbst warst Zeuge ihrer Leiden und Sorgen um mich, bis endlich die Gefahr gewichen war, und sie hoffen durfte, den Jugendgeliebten, den Vater ihrer Kinder für dieß Leben zu behalten. Ich kann in keinem Puncte über sie klagen, ja, ich kann nichts, durchaus nichts auffinden, was mich auf eine Erkaltung ihres Gefühls schließen lassen könnte; aber ich weiß doch, daß ich nicht immer allein in ihrem Herzen geherrscht habe, ich weiß, daß ein Anderer ihr liebenswürdig, ach, viel liebenswürdiger erschienen ist, als ich damahls für sie seyn konnte, und ich kann dieß Bewußtseyn nicht aus meiner Seele verlöschen!

Es ist ganz etwas anderes mit der Erinnerung an eine Unglückliche, die ihre Verirrungen schrecklich gebüßt hat. Sie hatte abzubüßen. Ich zürne ihr nicht mehr. Lange vor ihrem furchtbaren Ende, welches allein schon jeden Groll gegen sie entwaffnet haben würde, war in der Einsamkeit

meiner traurigen Haft der Schleyer von meinen Augen gefallen. Ich erkannte wohl, daß nur ihre allzulebhafte Einbildungskraft sie zauberhaft an mich gezogen, daß sie mein Inneres nie gekannt, und sich bloß von einer augenblicklichen Verblendung hatte hinreißen lassen. Ihr Schwindel hatte auch mich ergriffen. Ihre Schönheit, ihre wirklichen Vorzüge, und was sie um meinetwillen litt, wurden mir zu eben so viel Banden des Reizes und der Verpflichtung. Ich glaubte sie zu lieben, und liebte sie auch wohl; aber diese Liebe, die auf keine richtige Erkenntniß, auf kein Pflichtgefühl, auf keine wahre Achtung gegründet war, konnte uns keinen Frieden geben, und keines von uns auf mehr als flüchtige Augenblicke beglücken.

Es war ein Rausch, eine Fiebergluth. Sie mußte verschwinden, und Leonorens Bild verherrlicht aus den zerfließenden Nebeln hervorgehen. Von ihrem Andenken hat Leonore nichts zu fürchten. — Darf aber ich dieß auch von Julius Bild denken, das durch seine Tugenden, sein Unglück, durch das, was er für mich gewagt, durch seinen Heldenmuth und Heldentod so hoch verklärt vor unsern Blicken schwebt?

Meine Gesundheit ist noch nicht ganz hergestellt. Meine Jugendkraft will nicht zurückkeh-

ren. Ich bediene mich meines rechten Arms noch mit Beschwerde, und auch die Brust schmerzt mich noch oft. Leonore steht wie ein tröstender Engel neben mir, und sie und die Kinder thun Alles, was sie ersinnen können, mir diese Unbequemlichkeiten erträglicher zu machen. Ich fühle es, ich danke es ihnen herzlich; dennoch muß ich mir oft sagen: Es ist nicht mehr Alles, wie es war!

Wir haben uns auf der Herreise ein Paar Tage in der Residenz aufgehalten. Der Fürst hat mich mit großer Auszeichnung, ja mit väterlicher Freude empfangen, alle unsere alten Bekannten haben uns aufgesucht, und ich habe Manches erfahren, was mir zu wissen wichtig war. Der Oberste Lothar ist an seinen Wunden gestorben. Er hat sechs Tage gelitten. Rosaliens Bild war vor seinen Augen, Verzweiflung in seinem Herzen. Ein zweytes Opfer seiner Rache, die Gräfinn Lichtwerth, ist auf ihren Gütern bey ihrem Manne. Die bekannte Anhänglichkeit Beyder an die Feinde des Vaterlandes hat ihnen jetzt mancherley Bedrückungen zugezogen. Sie leben sehr still und eingeschränkt; aber Ida soll sich mit Würde betragen, und die Welt fängt an einzusehen, daß sie ihr mit ihrem raschen Urtheil zu nahe getreten ist. Mathilde ist vergnügt an der

Seite eines Gemahls, für dessen großen Werth schon der einzige Umstand entscheidet, daß er Julius innigster Freund war. Sie haben den Tod des Edeln tief gefühlt, und werden ihn nie verschmerzen. Gegen den Frühling zu, wenn die Wege wieder practicabel sind, und meine Gesundheit es mir erlaubt, werde ich seine theuren Reste aus dem Orte seiner provisorischen Ruhestätte abhohlen lassen, und sie dann selbst nach Fallowetz begleiten. Mein Herz sehnt sich nach diesem letzten Dienste der Liebe, den ich ihm leisten kann.

Leonore grüßt Dich herzlich, und die Kinder umarmen Dich. Leb wohl!

Neun und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Rosenstein den 24sten April 1814.

Der düstere Winter ist vorüber, der Schnee zerschmilzt auf unsern Bergen, das Todtenkleid der Erde fällt ab, und das frische Grün der Hoffnung und Freude fängt an, die erwachende Natur zu bekleiden. Gott sey gepriesen, der diesen unverrückbaren Wandel der Jahreszeiten festgesetzt hat, welcher aus dem Tod alljährlich das Leben erweckt, und nach langen Leiden auch das Herz des Menschen der Hoffnung und fröhlichen Empfindungen öffnet!

Du hast den Winter über manchen klagenden Brief von mir erhalten. Meines Ludwigs wankende Gesundheit, und vor allem sein trüber Muth, und die Zweifel, die sein Herz beunruhigten, störten meinen Frieden, und trübten die

sonst so seligen Tage unseres neuen Zusammenlebens. Dennoch — der gütige Vater im Himmel weiß auch aus jedem harten Felsen Blumen für seine ihm vertrauenden Kinder hervorzulocken — dennoch lag selbst in dem düsteren Flor, der sich über unser Verhältniß breitete, ein eigener Reiz.

Ludwigs Herz war nicht ruhig über mich. Er glaubte noch immer ein theures Andenken mit aller Gewalt einer unglücklichen Leidenschaft bey mir herrschend. Ich mochte thun, was ich wollte, um ihm diesen quälenden Wahn zu benehmen, und ihm mein Gefühl für den verklärten Freund in seinem wahren Lichte zu zeigen — es gelang mir nicht. Aber diese Unruhe und der stille Kummer gaben seiner Liebe für mich einen neuen Zauber, und vielleicht war selbst der selige Rausch unserer ersten Vereinigung in der Blüthe unserer Jugend minder beglückend, als diese Stellung unserer Gemüther.

So dauerte unsere Lage fort, bis vor etwa drey Wochen der Oberste Hankwitz plötzlich in Rosenstein erschien. Es waren schon öfters Briefe hin und her zwischen uns gegangen; aber die Winterszeit verboth dem kränklichen Greise, so wie meinem wunden Ludwig jeden weiten Besuch. Die Nachricht, daß Ludwig jetzt seinen

Kammerdiener zu seinem Bruder geschickt habe, um jene theuern Überreste aus Sachsen hierher zu bringen, von wo aus Ludwig sich dann durch nichts abhalten lassen wollte, sie selbst an ihre letzte Ruhestätte zu führen, war die Ursache des Besuchs. Wir empfingen den verehrten Greis, wie die Geschwister des verstorbenen Bruders den Vater empfangen könnten. Ach wir hatten alle nur Einen Verlust zu betrauern!

Er eröffnete Ludwig seinen Wunsch, die Leiche des Unvergeßlichen, wenn nicht irgend ein bestimmt ausgesprochener Wille desselben anders verfügt hätte, auf Waldemuth beerdigen zu lassen.

Mein Mann willfahrte dem würdigen Greis mit wehmüthiger Freude. Julius hatte nichts bestimmt. Die erste Anordnung, die Leiche nach Fallowetz zu bringen, war bloß Ludwigs Gedanke gewesen, und er konnte also leicht dem Oheim zu Liebe diese Änderung vornehmen; ja er freute sich vielmehr der Aussicht, nicht so weit von dem Grabe seines Freundes getrennt zu seyn. Den zehnten April kam der Kammerdiener mit der Leiche an. Ach es war ein Tag der schmerzlichsten Trauer für das ganze Haus! Es war Jedem, als wäre uns der Freund erst jetzt entrissen worden!

In Waldemuth wurde Alles zu dem feyerli-

chen Begräbniß zubereitet. Wir fuhren in tiefer Trauer hinüber. Ludwig hatte Alles veranstaltet, und mir selbst den langen Kreppflor über dem Haupte befestigt. Ich zitterte vor der Wirkung, die diese Reise und die Feyerlichkeit auf seine Gesundheit und sein Gemüth haben würden. Es war Alles würdig, einfach, aber mit anständiger Pracht, und endlich mit dem schönsten Schmuck, der ein Leichenbegängniß zieren kann, mit der tiefsten Rührung und ungeheuchelten Thränen vollendet.

Ich werde nie vergessen, wie sich Ludwig an diesem Tage benahm. Hätte ich ihn nie geliebt, mein Herz würde jetzt sein geworden seyn! Ach ich wußte am besten, welche Kämpfe in ihm vorgegangen waren, und mit welchen Gefühlen er des Verstorbenen dachte! Aber Julius reiner Geist schwebte in diesem Augenblicke segnend über uns. Er sah unseren Schmerz um ihn, er kannte den Zwiespalt in Ludwigs Herzen, und so wie er im Leben nur beglückend auf Alle, die er liebte, gewirkt hatte, so bewies sein heiliges, feyerliches Andenken auch jetzt seine reinigende Kraft. Mit tiefer Wehmuth, aber zugleich mit langentbehrter Ruhe kehrte Ludwig vom Begräbniß in die uns angewiesenen Zimmer zurück. Hier

schloß er mich innig in seine Arme, und sagte: Julius weiß nun das, was wir gethan! Er kennt mein Herz, und das deine. Künftig keine Klage, keine ängstliche Sorge mehr! Du bist mein, wie sein, und in einer schönen Welt, wohin der Bruder uns vorangegangen, fallen die engen Beschränkungen dieser Erde nieder. Dort lieben wir uns Alle ohne Neid, ohne Beeinträchtigung.

Von diesem Tage an scheinen wirklich die düsteren Zweifel immer mehr aus Ludwigs Seele zu schwinden, und seine Gesundheit befestigt sich, wie jene Stürme sich legen, und auch die Natur sich milderen Stunden nähert. Seine Heiterkeit kehrt zurück, er kann wieder kindlich froh seyn, er beginnt seine Geschäfte wieder, er geht hinaus in Wald und Feld, und Adolph, den er in seine Arbeiten einführt, muß ihn begleiten. So fängt denn ein neues, schönes Leben für uns an, und ich danke auch dieß, wie jedes Glück der letzten Zeit, unserem verklärten Freunde, der, lebend und geschieden, der Schutzgeist unserer Liebe und unseres Glückes war.

Druckfehler.

Im ersten Theile.

Seite	Zeile	Statt	Ist zu lesen
41	4	Indem	indem
85	18	fertig Ludwig	fertig, und Ludwig
96	6	wären	wäre
247	9	trügt	trägt
262	15	scheinende	schonende.

Im zweyten Theile.

9	23	unverläßlichen	unerläßlichen
18	22	in	im
27	10	meinen	meinem
47	14	geschäftig	gerichtet
148	12	schlugen	schlagen
166	5	entschiedesten	entschiedensten
189	15	Felsenrissen	Felsenriffen
246	23	Unmuth	Übermuth.

Im dritten Theile.

18	2	Halbdünkel	Halbdunkel
37	15	seinem	ihrem
38	23	denn	dann
53	4	ihn	ihm
70	23	dieser	diese
171	23	Daß	Das
271	1	Thatendunstes	Thatendurstes.

Im vierten Theile.

33	7	ihres	seines
82	8	Zeichen	Zeichnen
122	24	erschien	stand
217	20	nie	mir
250	9	nur	mir
302	5	schönen	schöneren.

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2445
P8F7
1818
v.3-4

Pichler, Karoline von
Greiner
Frauenwurde